Denkwürdigkeiten

Maximilian von Bethüne,

Herzogs

von Sülly.

Nach

der neuesten und vollständigsten Französischen Ausgabe übersetzt.

Fünfter Band.

Zürich,
bey Orell, Geßner, Füßli und Comp.
1784.

Stadtbibliothek
Augsburg

Innhalt der Bücher, die in dem fünften Bande enthalten sind.

Innhalt des siebenzehnten Buches.

Begebenheiten des Jahrs 1604. Schaumünzen, die Rosny dem König am Neuenjahrstag überreicht. Tod der Herzogin von Bar: Merkwürdige Umstände bey diesem Todesfall, und dadurch veranlasete Geschäfte. Berathschlagungen des Staatsrathes über die Wiederaufnahme der Jesuiten: Rosnys Unterredung mit Heinrich IV. und Gründe, die derselbe dawider anführt: Bedingnisse, unter denen sie aufgenommen werden: Heinrich gewährt ihnen seinen Schutz: Der P. Cotton bewirbt sich um Rosnys Gunst. Denkschrift gegen den Cardinal von Ossat: Rosnys schlechte Meinung von diesem Cardinal, und der Politik der Catholischen Grossen in Frankreich. Verrätherey des Nikolaus l'Hote: wie sie entdeckt wird: nähere Umstände dieser Begebenheit: Untersuchung des Betragens des Herrn von Villeroi. Rosnys Denkschrift über die Verschiedenheit der Religionen. Kardinalpromotion, und andre Begebenheiten an dem Römischen Hofe. Merkwürdige Unterredung Heinrichs mit Rosny über die häuslichen Verdrießlichkeiten des Königs, wegen des Betragens der Königin und der Marquisin von Verneuil.

Innhalt des achtzehnten Buches.

Fernere Begebenheiten des Jahrs 1604. — Fortsetzung des vorigen Artickels, betreffend die häuslichen Zwistigkei-

ten und Unfälle Heinrichs IV. Rosny bemüht sich, denselben abzuhelfen: Gefahr, in die er bey diesem Anlase von Seiten der Königin und der Marquisin von Verneuil geräth: Bosheit der letztern. Der Königin Margaretha weises und uneigennütziges Betragen. Ränke der Protestanten und der Mißvergnügten in dem Königreich. Heinrich entschließt sich, die Provinzen zu durchreisen; allein er muß sein Vorhaben aufgeben. Rosny besucht sein Gouvernement: wie er zu Rochelle, Poitiers, und in andern Städten aufgenommen wird. Haß der Protestanten gegen ihn: andre Begebenheiten und Vortheile dieser Reise: wie Heinrich ihn bey seiner Rückkehr empfängt. Rechtfertigung des Herzogs von Epernon, welcher fälschlich war angeklagt worden. Neue Ränke des Grafen von Auvergne: Mittel, die Rosny gebraucht, um ihn festzusetzen. Briefe, die er ihm schreibt, und Antworten desselben. Gefangennehmung des Grafen von Auvergne: man fängt an, ihm den Prozeß zu machen. Die Marquisin von Verneuil wird ebenfalls festgesetzt: Rosny bekommt den Auftrag, sie abzuhören. Er kann weder durch Gründe noch durch Bitten den König bewegen, sie aus Frankreich zu verbannen. Schwachheit Heinrichs in Absicht auf seine Maitresse.

Innhalt des neunzehnten Buches.

Fernere Begebenheiten des Jahrs 1604. — Heinrich IV. läßt den Königlichen Schatz nach der Bastille bringen: der Staatsrath versammelt sich deswegen. Rosnys Grundsätze und Betrachtungen über die Staatswirthschaft: Mittel, die er anwendet, um Geld zu bekommen. Berichtigung der Einkünfte: andre Finanzarbeiten: Polizey- und Militarverordnungen. Errichtung eines Soldaten-Hospitals. Heinrichs IV. Eigenschaften und Talente zur Regierung. Ursachen des Verfalls der Staaten. Bruch zwischen Frankreich und Spanien wegen des Handels: Rosny stellt den Frieden durch einen Traktat wieder her: Besondre Artikel und Innhalt dieses Traktats. Verfolg der Begeben-

heiten in den vereinigten Provinzen, in Spanien und England: Vergleich und Traktat zwischen diesen zwo letztern Kronen: Die vereinigten Provinzen beschweren sich über England. Der Connetable von Castilien geht durch Paris; Unterredung desselben mit dem König. Eine andre Unterredung zwischen Rosny und Heinrich IV. über diese Gesandtschaft. Rosnys falscher Begriff von dem Salischen Gesetz. Es zeigen sich glückliche Aussichten für die Ausführung der grossen Entwürfe Heinrichs. Begebenheiten im Graubündnerland, wegen des Fort Fuentes: was Frankreich in dieser Sache thut, nebst andern hieher gehörigen Umständen. Zwistigkeit mit dem Pabst wegen der Brücke von Avignon wird von Rosny zu Gunsten des Königs entschieden. Geschäfte wegen der Erkaufung der Graffschaft Saint Paul: guter Rath, den Rosny bey dieser Gelegenheit dem König ertheilt. Es werden neue Orden von Religiosen in Frankreich eingeführt.

Innhalt des zwanzigsten Buchs.

Begebenheiten des Jahrs 1605. — Der Prozeß des Herrn von Auvergne und Entragues wird beendigt. Heinrichs Gefälligkeit und Schwachheit gegen die Marquisin von Verneuil. Den Jesuiten wird die Niederreissung der Piramide bewilligt. Heftiger Streit zwischen Rosny und dem Pater Cotton wegen dem Jesuitercollegium zu Poitiers: Rosny rechtfertigt sich gegen die Verläumdungen seiner Feinde: man söhnt ihn mit dem P. Cotton wieder aus. Zwistigkeiten und Wiederaussöhnung mit dem Herzog von Epernon und Grillon: einige Züge von der seltsamen Gemüthsart des letztern. Neue Verläumdungen gegen Rosny, die ihm beynahe die Ungnade seines Herrn zugezogen hätten: rührende Unterredung Heinrichs mit ihm, in welcher sie sich wieder aussöhnen: merkwürdige Umstände bey diesem ganzen Geschäfte. Ein andrer Versuch der Feinde Rosnys um ihn zu stürzen. Vermählung seiner Tochter mit dem Herzog von Rohan; die Stelle eines Vicecommandanten von Saint Jean d'Angely wird demselben abgeschlagen. Andre Bitten und

und Gnadenbezeugungen, die Heinrich dem Autor theils bewilligt, theils verweigert. Der König wünscht die Fräulein von Melün mit dem Marquis von Coeuvres zu vermählen.

Innhalt des ein und zwanzigsten Buches.

Verfolg der Begebenheiten des Jahrs 1605. Nachrichten von Finanz- und Regierungssachen. Gedanken des Autors über die Güter, und Salzsteuer. Bezahlte Staatsschulden, blühender Zustand des Königreichs. Heinrich IV. wendet vielen Fleiß auf die Staatsgeschäfte. Seine Briefe an Rosny. Tod Clemens VIII. Leo XI. hat seine Erhebung Heinrich zu danken. Sein Tod. Paul V. wird Pabst. Der Graf von Bethüne verwaltet seine Gesandschaft rühmlich. Breve Pauls V. an Rosny. Achtung, in welcher dieser Minister an dem Römischen Hofe steht. Verfolg der Begebenheiten in Spanien, Flandern und England. Mißvergnügen der Könige von Frankreich und England gegen Spanien. Ungelegenheiten der Calvinisten. Nachrichten, die Heinrich von ihren schlimmen Entwürfen bekömmt. Rosnys Gedanken über den gegenwärtigen Zustand dieser Parthey. Unpäßlichkeit des Königs. Versammlung der Protestanten zu Chatellerault. Absichten Heinrichs und der Hugenotten bey dieser Versammlung. Rosny wird von dem König dahin abgeschickt. Oeffentliche und geheime Verhaltungsbefehle, die er bekömmt. Er unterredet sich auf der Reise mit der Königin Margaretha. Neue Nachrichten von dem Betragen der vornehmsten Hugenotten. Ränke des Herzogs von Bouillon und seiner Anhänger gegen Rosny. Weises Betragen dieses letztern. Er eröffnet die Versammlung mit einer Rede voll Entschlossenheit. Er schlägt den Vorsitz in derselben aus, u. s. w.

Denk-

Siebenzehntes Buch.

1604.

Ich fieng dieses Jahr, wie alle andere, mit der Erstattung einer Pflicht an, die mit meiner Bedienung verbunden war; nemlich mit Ueberreichung zweyer Beutel mit Schaumünzen an Ihro Majestäten, bey der Abstattung des gewöhnlichen Glükwunsches am Neuenjahrstage. Ich trat dießmal so früh in Ihr Zimmer, daß ich Sie noch im Bette fand. Neben den Beuteln mit Silbermünzen, hatte ich zwey mit Goldmünzen anfüllen lassen, die Sie mit Vergnügen annahmen. Da Roquelaure, Frontenak und la Varenne in diesem Augenblik auch hineintraten; so redete man von nichts anderm, als von diesen Goldmünzen, auf welchen das Sinnbild eines ofnen Granatapfels geprägt war, und deren Aufschrift auf einen Zug der Geschichte des Darius und Zopyrus anspielte, die in der alten Geschichte so bekannt ist. *) Dieser Einfall gefiel dem König um so viel mehr, weil er

*) Ich lasse die Erklärung dieser Münzen weg, weil sie wenig anziehendes haben: und werde dieses auch beym Anfang jedes Jahres thun. Diejenigen, welche an dergleichen Sachen Freude haben, finden die ganze Reihe dieser Münzen auf dem sechsten Blat des 2. Theils der alten Denkwürdigkeiten, wo der Autor sie gesammelt hat.

hier jene Rükſicht auf die unruhigen Köpfe in Frankreich fand, die ich, nach einem Befehl, den er mir einige Tage vorher gegeben hatte, darein zu bringen suchen sollte. Den folgenden Tag schenkten mir Se. Majestät ihr Bildnis in einer mit Diamanten besezten Dose, und meiner Gemahlin schikte die Königin zum Geschenk eine diamantene Halskette, und kostbare Armbänder.

Der Tod der einzigen Schwester des Königs, Herzogin von Bar, *) der sich in dem Anfang

*) Ohne die geringsten Beweise hat man diesen Tod dem Gifte zugeschrieben: Andre schreiben ihn gewissen Getränken zu, die die Herzoginn nahm, um Mutter zu werden. Allein die wahre Ursache ist, daß die Aerzte zu Nancy sie als eine schwangere Person behandelten, da sie es doch nicht war. Andreas dů Laurens, den der König ihr zuschikte, sah die Sache besser ein: allein die Prinzeßin war wegen ihrer ungemeinen Begierde, einen Erben zu haben, selbst so stark von ihrer Schwangerschaft überzeugt, daß sie sich gegen alle Heilmittel sezte, weil sie in dem Wahne stand, dieser Arzt suche nur ihr, auf Unkosten der Frucht, die sie zu tragen glaubte, das Leben zu retten, welches sie ohne den geringsten Widerwillen aufzuopfern entschlossen war, wenn man nur dieses vorgegebne Kind erhalten könnte. In diesen Gedanken und Entschliessungen blieb sie bis auf den lezten Odemzug, und sagte immer „rettet mein Kind.„ Da der Leichnam geöfnet ward, zeigte sichs deutlich, daß dů Laurens als ein erfahrner Arzt geschlossen habe, die Krankheit sey, statt einer wahren Schwangerschaft, nur eine Geschwulst gewesen, aus welcher eine Entzündung entstanden sey, weil man nicht die rechten Mittel gebraucht hätte, sie zuzertheilen. (Diese Prinzeßin war ein seltenes Beyspiel ehlicher Liebe. Wenn sie neuvermählte Frauenzimmer sah, oder von sol-

dieses Jahres ereignete, war die erste Begebenheit, an welcher der Hof Antheil nahm. Heinrich schien sehr gerührt darüber zu seyn, er zog die

---

chen reden hörte, so wünschte sie ihnen, daß sie ihre Männer eben so sehr lieben möchten, als sie den ihrigen. Sie wiederholte oft jene Zeilen des Propertius, worin sie das Wort Venus in Deus verwandelte: Omnis Amor magnus, sed aperto in Conjuge major: hanc Venus, ut vivat, ventilat ipsa Facem. Ihr Körper ward nach Vendome gebracht, und daselbst neben der Königin Johanna von Albret, ihrer Mutter, beygesezt. Gerade um diese Zeit hatte der Pabst endlich die so lange Dispensation zu dieser Ehe ertheilt; allein die Herzogin starb, ehe dieselbe nach Lothringen kommen konnte.

Heinrich IV. empfand es sehr stark, daß der Päbstliche Nunzius, statt des Condolenzcomplimentes, das er von allen Europäischen Fürsten bey diesem Todesfalle bekam, ihm nur von der Furcht schwazte, in welcher Se. Heiligkeit in Absicht auf die Seeligkeit der Herzogin stehe, da sie ausser dem Schooß der Kirche gestorben sey, und antwortete demselben mit einer kleinen Bewegung von Unwillen, aber sehr weislich; wenn man sich würdige Begriffe von Gott machen wollte; so müßte man glauben, daß der lezte Augenblik des Lebens seiner Gnade noch frühe genug sey, um jeden Sünder, wer er auch seyn möchte, in den Stand zusetzen, die Seligkeit zu erlangen. „Ich zweifle, sezte „er hinzu, an der Seligkeit meiner Schwester nicht.„ De Thou, und Chron. sept. 1604.

Gegen die Meinung dieser Geschichtschreiber behauptet Amelot de la Houssaye in seinen Anmerkungen zu den Briefen des Cardinal d'Ossat an mehr als einer Stelle, diese Prinzeßin habe ihren Gemahl eben so wenig geliebet, als er sie. Er urtheilt weit klüger, der Zwek der Reise, die der Herzog von Bar nach Rom machte, sey nicht so fast gewesen, um die Dispensation für seine Vermählung auszuwirken, als vielmehr sie zu hindern: allein der Pabst

grosse Trauer an, und befahl nicht nur dem ganzen Hof, sondern überdas noch dem ersten Kammerherrn, den übrigen Kammerbedienten, dem Oberaufseher der Garderobe und seinen Gehilfen, den Pagen, mit einem Wort, allen seinen Bedienten, sie ebenfalls zu tragen; und dieser Befehl ward auch bey dem Hofstaat der Königin beobachtet.

Die Herzogin von Bar hatte bey ihrer Abreise aus Frankreich Schulden zurükgelassen, die sie zu Paris gemacht, und welche noch nicht bezahlt waren; ohne Zweifel nur deswegen, weil ihr der Tod zuvorkam: Denn sie hatte Edelsteine aus Lothringen geschikt, um sie zuversetzen und ihre Gläubiger damit zubefriedigen, welche sowohl auf die liegenden Güter der Prinzeßin, als auf ihre Meubeln und andre Effekten einen Arrest gelegt hatten. Diese liegenden Güter bestanden in ihrem Pallast zu Paris, einem Hause zu Fontainebleau, und einem andern zu St. Germain, welches der König, ihr Bruder, ihr geschenkt hatte. Unter dem be-

---

habe sich vor diesem Fallstrike gehütet. — Das Hotel, von welchem oben die Rede ist, ist das Hotel von Soissons, welches vorher das Hotel der Königin Catharina von Medizis hieß, welche dasselbe durch ein Testament ihrer Enkelin, der Prinzeßin Christine von Lothringen überließ. Allein wegen der Königin Schulden ward es im Jahr 1601. an die Herzogin von Bar verkauft. Im Jahr 1604. kaufte es der Graf von Soissons für ungefähr hunderttausend Livres, und seine Tochter, Maria von Bourbon, brachte dasselbe im Jahr 1624. dem Prinzen Thomas Franz von Savoyen — Carignan dem Großvater des Prinzen Eugenius, als Mitgift zu.

weglichen Eigenthum befanden sich, neben anderm, Gemählde in ihrer Galerie, ihrem Schlafzimmer, und ihren Cabineten, welche in den königlichen Pallästen aufbewahrt zu werden verdienten, und die der König eben deswegen zu besitzen wünschte. Allein man hatte ihm die Schulden seiner Schwester als so beträchtlich vorgestellt, daß er glaubte, er dürfe nicht daran gedenken, ihre Mobilien an sich zuziehn, ehe die darauf haftenden Schulden bezahlt wären: allein bey der Untersuchung fand sich's, daß sie sich nicht höher, als auf zwanzigtausend Livres beliefen.

Hierauf arbeitete ich nach dem Befehl Sr. Majestät an der Verfertigung eines Verzeichnisses der Möbeln und Edelsteine dieser Prinzeßin. Allein diese Untersuchung ward einerseits durch die Verschiedenheit der Schulden und der Effekten, anderseits durch die Spezifikation dessen, was von den leztern dem König von Frankreich, oder dem Herzog von Bar zugehören konnte, und die gerichtliche Ansprache, welche diese beyden Prinzen auf die Kleinodien machten, die die Herzogin zu Paris versezt hatte, nicht wenig erschwehret. Ein sehr genaues Verzeichniß von den Kleinodien und Edelsteinen der Prinzeßin, die sie vor ihrer Ankunft in Lothringen und seither besessen hatte, und von ihren Meubeln in Frankreich, das uns die Frau von Pangeas mittheilte, war unser Leitfaden bey Verfertigung dieses Inventariums, welches in Gegenwart zweyer oder dreyer Mitglieder des Staatsrathes, die der König ernannt hatte, und der

Commissarien des Herzogs von Lothringen, genau untersucht und bestätigt wurde. Hierauf sezten sich beyde Prinzen wieder in den Besitz dessen, was jedem zugehörte oder von diesen Meubeln an sie fallen mußte. Der König wollte das Hotel zu Paris verkauft wissen, besonders weil ein Theil des Ankaufpreises noch nicht bezahlt war; und die Summe, die daraus erlöst werden sollte, würde, in drey Theile getheilt, hinreichen, um den ersten Verkäufer, samt den übrigen Gläubigern zu befriedigen. Das Haus zu Fontainebleau schenkte der König seiner Gemahlin zum Eigenthum, und das zu St. Germain gab er der Marquisin von Verneuil. Allein da dieser Verkauf so geschwinde nicht ins Reine gebracht werden konnte, und da die Gläubiger Sicherheit begehrten, so ward, mit ihrer Uebereinstimmung zwischen beyden Prinzen ein Vergleich getroffen, daß die Kleinodien und Edelsteine, als Unterpfand in meine Hände gelegt werden sollten, ohne daß man weitre Sicherheit, als mein Ehrenwort, dafür foderte. Sie blieben bis ins folgende Jahr in meiner Verwahrung, in welchem die Königin Geschmak daran fand; worauf ich durch ein gerichtliches Instrument, datiert vom 28 Junius 1605. und von des Marquets und Bontemps unterzeichnet, dieser Bürde entladen ward.

Nunmehr will ich, nach Versprechen, von der Wiederaufnahme der Jesuiten reden. Ungeachtet des Parlamentschlusses, welcher ihnen alle Hofnung hierzu benehmen zu müssen schien, hatten sie Mittel

gefunden, sich dem Hofe wieder zu nähern, und sich hier, selbst in dem geheimen Rath des Königs, eine sehr grosse Anzahl von Beschützern und Anhängern zu erwerben, deren Geschrey, in Verbindung mit den dringenden und beynahe unaufhörlichen Bitten des Pabstes, des ganzen Hauses Lothringen, und einer unzählbaren Menge andrer Personen, sowohl in, als ausser dem Königreich, zulezt so stark ward, daß Heinrich unmöglich länger widerstehn konnte. Und man muß sogar gestehn, daß er sich hierüber eben nicht sehr viel Gewalt anthat. Einige Jesuiten, denen das, was im lezten Jahre, auf der Reise nach Mez, begegnet war, Zutritt bey ihm verschaft, hatten diese Gelegenheit mit so viel Geschiklichkeit zu brauchen gewußt, daß sie der König mit Vergnügen bey sich sah, und sie sich ihm sogar auf eine vertraute Weise nähern durften. *) Diejenigen, die man auf diese

---

*) Die Jesuiten brachten es vorzüglich durch ihr Talent für die Kanzel dahin, daß man sie mit so viel Vergnügen bey Hof und zu Paris sah. Die obengenannten Mitglieder waren alle sehr geschikte Männer. Wir werden bald Anlaas haben, von dem P. Cotton zu reden. Der P. Laurenz Majus, oder Mayo, war ein Provensal von vielem Geist, und einem unsträflichen Wandel: er war einer von denen, welche mit dem Päbstlichen Nunzius am stärksten an der Wiederaufnahme der Jesuiten arbeitete. „Dieser Jesuit, sagt die Chron. sept. an. 1604. erinnerte „Heinrich IV. an sein Versprechen, daß er sie einst wieder „in seine Staaten aufnehmen wolle, und sagte zu ihm: „Sire, es ist Zeit; denn Sie haben's vor neun Mona„ten schon versprochen: Die Weiber werden nach Verfluß

Art, um ihr Glük zu versuchen, ausgeschikt hatte, und welche, wie man leicht glauben kann, mit der möglichsten Sorgfalt aus einer Gesellschaft ausgewählt wurden, die sich vortreflich auf Leute versteht, waren die Väter Ignaz, Mayus, Cotton, Armand und Alexander: Denn der Pater Gontier zeigte sich anfänglich nicht, weil sein, mehr feuriger, als biegsamer Charakter ihn für einmal noch untauglich machte, zu erscheinen.

Als die Jesuiten auf diese Weise einen grossen Theil des Hofes auf ihre Seite gebracht hatten, und glaubten, sie dürfen sich schmeicheln, daß alle ihre übrigen Gegner, die sie in dem königlichen Staatsrath hatten, entweder die schwächere Parthei wären, oder sich nicht erkühnen würden, einem Begehren zu wiedersprechen, das bekanntermassen dem König selbst angenehm wäre: so überreichten sie dem König eine förmliche Bittschrift, und dieser, welcher in der That ganz auf ihrer Seite war, befahl eines Tags dem Connetable, in seiner Wohnung eine Versammlung des Staatsrathes zu veranstalten, welchem der Kanzler, die Herrn von Chateauneuf, Poncarr'e, Villeroi, Maisses, der Präsident von Thou, Calignon, Jeannin, Sillery, Vic und Caumartin beywohnen sollten, um daselbst aus dem Munde des la Varenne, des eifrigsten Beschützers der Jesuiten, die

„von neun Monaten entbunden. Wie? Pater Mayo, erwiederte Heinrich, wissen Sie nicht, daß die Könige „länger schwanger gehn, als die Weiber.

Bitten der Gesellschaft, und die Gründe, die sie zur Bekräftigung derselben vorbrächte, anzuhören, sich darüber zu berathschlagen, und ihm dann wieder Bericht erstatten. *)

---

*) Da das Parlament zu Paris den Entschluß des Königs wegen der Wiederaufnahme der Jesuiten vernohmen hatte; so schikte es den ersten Präsidenten von Harlay an ihn, um ihm Gegenvorstellungen zu machen. Die Rede des Präsidenten war sehr heftig: man findet den Hauptinhalt derselben beym de Thou, welcher, nachdem er, als ein Augenzeuge, die ganze Hergangenheit dieser Sache zwischen dem König und Seinem Parlament erzählt hat, sich über eine Schrift beklagt, welche man damals ausstreute unter dem Namen der Antwort des Königs auf die Gegenvorstellungen des Parlaments, und welche ein blosses Gewebe von Vorwürfen gegen den ersten Präsidenten und von Lobsprüchen auf die Jesuiten ist: weil der König den Deputierten des Parlaments weiter nichts geantwortet habe, als, er danke ihnen für die Sorgfalt, die sie für sein Leben zu tragen scheinen, und er werde schon seine Maaßregeln so zu nehmen wissen, daß er keine Gefahr laufe. Die Weitschweifigkeit und der Ton dieser Schrift beweisen die Wahrheit dessen, was de Thou sagt: allein auf der andern Seite wird doch diese, wahre oder erdichtete, Antwort Heinrichs des IV. in dem 4. Theil der Mem. d'état de Villeroy S. 400. angeführt: Mathieu, der Geschichtschreiber dieses Monarchen, welchem Heinrich selbst die Materialien zu seiner Geschichte lieferte, bestätigt sie, Tom. 2. Liv. 3. Auf diese Autorität, die von grossem Gewicht ist, führt der P. Daniel in seiner französischen Geschichte, Ed. in Folio Tom. 3. S. 1939. sie ebenfalls an. Was die Sache glaubwürdig macht, daß diese Antwort, wenigstens dem Innhalt nach, wirklich von Heinrich IV. herrührt, ist dieses, daß de Thou gleichwohl gesteht, der König habe, nach seiner ersten Antwort, welche den Befehl enthielt, das Edikt zu registrieren, da das Parlament neue Mittel

Heinrich hatte seine Augen bey diesem Geschäfte wohl auch auf mich geworfen, und wenn er mich dem Connetable nicht neben jenen Herrn nannte, so geschah, wie er dem l'Oserai, seinem ersten Kammerdiener sagte, von dem ich es nach der Hand hörte, dieß blos deswegen, weil er glaubte, dieser Auftrag würde mir unangenehm seyn: Allein Sillery spielte mir hier einen Streich von seiner Art. Er heuchelte, indem er mit dem König redete, ein so natürliches Erstaunen darüber, daß das Conseil ohne mich versammelt werden sollte, und wußte dasselbe mit allen den verrätherischen Lobsprüchen, welche der Neid und die Bosheit zu gebrauchen pflegt, sowohl zu würzen, daß er den König in die Nothwendigkeit versezte, zu sagen, ich müßte dieser Berathschlagung ebenfalls beywohnen. Die Absicht dieses schlauen Hofmanns war, alle die schlimmen Folgen, die man sowohl von der Verweigerung, als von der Bewilligung des Begehrens der Jesuiten voraussah, ganz allein auf meine Rechnung schreiben zu können: denn alle Welt fühlte, wie schlüpfrig dieser Schritt war. Allein ich merkte den Beweggrund, den Sillery

---

suchte, wie es sich der Erfüllung dieses Befehles entziehn könnte, den Generaladvokat, Generalprokureur u. s. w. zum zweyten Mal zu sich kommen lassen, habe ihnen seinen Willen nachdrüklich und sogar in einem zornigen Ton eröfnet und hierauf den Staatssekretair Andreas Hürault von Maisses an das Parlament abgeschikt, um das Edikt, ohne die geringste Einschränkung, in die Bücher eintragen zu lassen.

hierbey hatte, und es dauerte nicht lange, so sah ich es noch weit deutlicher.

Da diese Herrn, nebst mir, sich versammelt hatten, so warfen, als es um die Eröfnung der Meinungen zu thun war, Bellievre, Villeroi und Sillery die Augen auf mich; Sillery nahm das Wort, und sagte, diese Herrn überlassen mir die Ehre, diese Berathschlagung zu eröfnen, weil ich in dieser Versammlung am meisten Einsicht in die Geschäfte, und die gründlichste Kenntnis des Willens Sr. Majestät habe. Dieses lezte Wort von Sillery, dem ich sonst eben nicht allzugewogen war, machte mich vollends böse. Statt eines Complimentes, womit ein Hofschranze seine Schmeicheley bezahlt hätte, beantwortete ich seine Anrede ganz unverstellt. Ich sagte; ich sehe keinen Grund, warum man den eingeführten Gebrauch ändern sollte, nach dem Rang seine Stimme zu geben, und noch weniger izt, bey einer Sache, wo meine Religion meine Meinung der Partheylichkeit verdächtig machen müßte; wenn man nicht etwan die Absicht hierbey hätte, meinen Worten bey der Welt eine boshafte Auslegung zu geben, welches, wie ich wisse, verschiedne von den Anwesenden im Sinn hätten, zu thun, und bereits zum Voraus, durch sehr lügenhafte Zulagen, über eine Sache, von der man mich nur nicht ein Wort reden gehört hätte, gethan haben. Ich sezte, um mich noch deutlicher zu erklären hinzu: Wenn ich auch meine Meinung zuerst eröfnete; so würde ich mich doch dem Herrn, der mich angeredet, nicht so blos geben, wie er wohl geglaubt

hätte: aber ich würde es gleichwohl nicht eher thun, als bis ich mein Orakel Raths gefraget hätte; (ich wollte nämlich in der That mich erst mit Sr. Majestät unterreden, eh ich ein Wort über dieses Geschäft verlöre). „Wie ich sehe, er„wiederte Sillery, mit einem boshaften Lächeln, „wobey er sich stellte, als ob er den Sinn meiner „lezten Worte nicht verstehe, werden wir auf Ihre „Meinung warten müssen, bis Sie erst eine Reise „an dem Ufer der Seine, vier Meilen von hier, „gemacht haben:„ Er hatte Ablon im Aug, wo die Versammlungen der Protestanten gehalten wurden. „Mein Herr, erwiederte ich ihm, ihr Räth„sel ist schlecht genug eingekleidet; um Sie zufrie„den zu stellen, will ich Ihnen sagen, daß, so „wie in Religionssachen nicht Menschen, sondern „das Wort Gottes allein mein Orakel ist, ich in „Staatsgeschäften ebenfalls kein andres kenne, als „die Befehle und den Willen des Königs, von „welchem ich mich umständlich will belehren lassen, „eh ich das geringste Entscheidende über ein Ge„schäfte von solcher Wichtigkeit sage?„ Hierauf nahm ich einen gelindern Ton an, und sezte, indem ich mich an die ganze Versammlung wandte, hinzu: Die Uebereilung könne in der That hier nichts, als den größten Schaden anrichten.

Nach diesem Gespräch, welches füglich die Stelle jener Eröfnung meiner Meinung vertretten konnte, die ich mich zu geben geweigert hatte, redete der Connetable: er benuzte das, was ich eben gesagt hatte, und war überhaupt froh darüber, daß er

mir einen Dienst leisten konnte: denn seitdem ich mich in dem Geschäfte des Marschalls von Biron seiner angenohmen, hatte sich seine Abneigung gegen mich in eine wahre Freundschaft verwandelt: er sagte; er sey meiner Meinung, weil er es für Pflicht halte, die besondern Gedanken Sr. Majestät zu erforschen, ehe irgend etwas abgeschlossen würde, und sezte dann noch hinzu, es würde eben so wenig ausser Wege seyn, wenn man den König bäte, diesen Berathschlagungen persönlich beyzuwohnen, sollt' es auch blos deswegen seyn, um die kleinen Aufwallungen von Empfindlichkeit zu unterdrücken, wovon man im Anfange dieser ersten Seßion ein Pröbchen gesehn hätte. Da Villeroi den Fortgang der Berathschlagungen mit einiger Ungeduld wünschte, welche allen denjenigen seltsam schien, welche seinen Charakter kannten; so sagte er: weil dieses Geschäfte sich doch nicht anderst, als mit der Wiederaufnahme der Jesuiten endigen könnte; so wäre es etwas unnützes, die Sache in die Länge zu spielen. Nachdem er das Gewicht der Fürsprache Sr. Heiligkeit aus allen Kräften gelten zu machen gesucht hatte, und für die Zuverläßigkeit der Versprechungen, die die Gesellschaft machte, Bürge geworden war, so erklärte er die Gründe des Betragens, das der König angenohmen hatte, welcher, seinem Vorgeben nach, dieses Geschäft nicht deswegen einem Conseil aufgetragen habe, dessen Mitglieder er alle ernannt hätte, damit dasselbe einen seinem Willen zu widerlaufenden Entschluß fasse, sondern damit man ihm nicht

vorwerfen könne, daß er bloß durch die Uebermacht seines Ansehens einen so feyerlichen Parlamentsschluß, wie der gegen die Jesuiten war, aufgehoben habe; und hieraus zog er mit der artigsten Manier von der Welt den Schluß, man müsse Sr. Majestät die verdrüßliche Nothwendigkeit ersparen, in dieser Sache blos aus eigner Willkühr ein Endurtheil zu fällen. Unstreitig erwies Villeroi uns allen grosse Ehre, und das Conseil war ihm Dank schuldig. De Thou behandelte diese Meinung, wie Villeroi die unsrige behandelt hatte. Er schüttelte den Kopf und sagte, wenn der König, wie Villeroi eben gesagt, zur Absicht gehabt hätte, sich mit dieser Sache nicht zu bemengen, so würde er die Entscheidung derselben, und die Untersuchung der von den Jesuiten gemachten Vorschläge dem Parlament überlassen haben, da doch Se. Majestät selbst die Behandlung dieses ganzen Geschäftes demselben aus den Händen genohmen hätten. Diese Worte enthielten seine Meinung, und er setzte noch hinzu; der König könne durchaus keinen andern Entschluß fassen, wenn er auf der einen Seite dem Tadel, der bey dem entgegengesetzten Betragen auf ihn fallen müßte, und der Gefahr entgehn wollte, die sowohl den Staat, als seine eigne Person treffen würde. Sicherlich heißt das nicht als ein Hofmann reden: allein weder seine, noch Villeroi's Meinung fanden Beyfall. Die übrigen Beysitzer sagten kürzlich, man müsse, ehe man in der Hauptsache weiter gehn

dürfe, mit Sr. Majestät reden; und so endigte sich diese Sitzung.

Ich gieng den folgenden Tag zu dem König, in der Absicht, mit ihm allein zu reden, und da ich gleich anfangs die gestrige Berathschlagung auf die Bahn brachte; so sah ich, daß er erst meine Gedanken darüber vernehmen wollte, eh er seine Meinung eröfnete. Ich bedachte mich keinen Augenblik, was ich zu thun hätte, und die Wahrheit zwingt mich, zu gestehn, daß die Meinige den Jesuiten nicht günstig war. *) Ich sagte dem König, es sey mir unbegreiflich, wie er, nach einem Parlamentsschluß, der auf seinen Befehl, und wegen einer so wichtigen und gerechten Ursache wäre gemacht worden, sich nun wieder für einen Orden habe einnehmen lassen, von dem er, sowohl für den Staat, als für sich selbst, nichts, als Böses zu erwarten hätte. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn an den König von England zu erinnern. Da ich nicht die Absicht hatte, mich in eine lange Rede einzulassen, so begnügte ich mich, den König zu bitten, daß er mich der Pflicht entlassen möchte, den Berathschlagungen über eine so verhaßte Sache beyzuwohnen, oder daß er mir wenigstens so gemessne und bestimmte Befehle in Absicht auf das, was ich zu thun habe, geben sollte, daß ich in der Pflicht zu gehorchen meine Entschuldigung

*) Die schon oft angeführten Handschr. der königlichen Bibliothek melden, daß die Herrn von Sülly, Bouillon, und Meaupeau alles mögliche gethan, um den König von seinem Entschlusse abwendig zu machen.

finden könnte. „Ganz gut, ganz gut, sagte Hein„rich, weil wir Zeit haben über diese Sache zu „reden, und Sie allein hier sind, so sagen Sie „mir nur frey heraus, was Sie von dieser Wie„deraufnahme befürchten, und dann werd ich Ih„nen auch sagen, was ich davon hoffe, damit wir „sehn, auf welche Seite die Wage sich neigt.„ Ich sperrte mich zwar noch immer, indem ich sagte, sein Begehren sey die unnüzeste Sache von der Welt, weil er bereits einen Entschluß gefaßt hätte; Allein er erwiederte, er würde dessen ungeachtet meine Gründe in Erwegung ziehn, und zulezt befahl er mir so nachdrüklich, es zu thun, daß ich mich unmöglich länger widersetzen durfte.

Man kann sich von der Wiederaufnahme der Jesuiten für Frankreich keinen einzigen Vortheil versprechen, den man nicht eben so gut von allen andern religiosen Orden erwarten darf, und die Jesuiten verdienen noch überdas wegen besondrer Gründe, die sich auf die Nachtheile beziehen, welche aus ihrer Aufnahme entstehn müßten, die Ausschliessung. Diese Gründe und diese Nachtheile können auf vier Hauptpunkte gebracht werden, deren ganze Wichtigkeit man beym ersten Anblik fühlen wird; die Religion, das äussere, und das innre Staatsinteresse, oder die innre Regierung des Königreichs, und endlich die Person des Königs.

In Absicht auf den ersten Punkt kann man sagen; da die Eintracht und der Friede zwischen den beyden in Frankreich herrschenden Religionen heut zu Tage in allen Absichten das einzige wahre Fun-

dament

dament zu seyn scheint, worauf man das System gründen muß, welches der Staatsrath zu befolgen hat; so müßte man zu Gunsten der Jesuiten annehmen, daß sie diesem System ebenfalls beystimmen werden. Allein dieses darf man von ihnen weniger, als von sonst irgend jemandem in der Welt erwarten. Ihr erstes Ordensgesetz unterwirft sie ihrem General, oder vielmehr dem Pabst, so blindlings, daß sie sich, wenn sie auch für ihre Person die rechtschaffensten und friedlichsten Gesinnungen hätten, doch nur durchaus nach den Absichten dieser zween Vorgesezten richten müssen, von denen der eine, nehmlich der Pabst, uns vielen Schaden zufügen kann: und der andre, nehmlich der General immer ein gebohrner Spanier, oder eine spanische Kreatur ist. Nun kann man nicht annehmen, daß der Pabst, oder der General der Jesuiten es jemals mit gleichgültigen Augen ansehn werden, daß die Protestanten in Frankreich eine besondre und anerkannte Religionsparthey ausmachen; folglich wird der Erfolg dieser seyn, daß die Jesuiten, welche voll von den Grundsätzen, die sie jenseits der Gebirge eingesogen haben, überdas schlaue und einsichtsvolle Köpfe, und obendrein noch eifersüchtig darauf sind, ihrer Parthey den Sieg zu verschaffen, durch die Beichte, durch ihre Predigten und Bücher, und durch ihren Umgang eine beständige Trennung zwischen dem Volk machen werden, woraus eine Feindschaft zwischen den Gliedern des Staatskörpers entstehn muß, welche über kurz oder lang die einheimischen Kriege wie-

der erwecken wird, aus denen wir uns so eben herausgeschwungen haben.

Nicht weniger Fähigkeit besitzen sie, auswärtige Kriege zu erregen. Dieß ist der zweyte Punkt, weswegen die gesunde Staatskunst ihrer Aufnahme widerspricht. Der Pabst neigt sich aus Vorliebe auf Spaniens Seite, oder er hängt wider Willen von dieser Krone ab, besonders seit den leztern Einfällen derselben in Italien: Die Spanier haben nichts anders im Auge, als die Zerstörung der französischen Monarchie: die Jesuiten sind mit beyden durch Grundsätze, durch Gewohnheit, durch Religion verbunden: Was läßt sich aus allem diesem anders schliessen, als daß Frankreich an dieser Gesellschaft eine Feindin haben wird, die sich mit ihren Feinden zu ihrem Untergange verschworen hat? Die Religion verstärkt diesen Beweggrund in einer andern Rüksicht, weil die Jesuiten niemals an einem Plan von einer alles umfassenden Politik, der die Protestanten nothwendig machen, und sie in Europa fest setzen wird, Geschmak finden können; da doch die Projekte, die Heinrich für die Sicherheit und den Ruhm von ganz Europa entworfen hat, es nothwendig machen, einst eine Armee nach Italien zu senden, die im Stand wäre, den Pabst, auch wider seinen Willen, aus den Fesseln zu reissen, worin die spanische Herrschsucht ihn hält, und sich in dieser Absicht der protestantischen Mächte zu bedienen, ohne welche man nie etwas gegen Spanien ausrichten kann.

Ehe sie der Ausführung eines solchen Projekts

geduldig zu sehen, dies ist der dritte Grund, — ehe sie zu dem Haß gegen Spanien übergiengen, den sie in diesem Fall gegen dieses Reich anzunehmen genöthigt wären; würden sie lieber es so einzurichten suchen, daß der König seine Macht gegen seine eignen Unterthanen kehren müßte. Eine andre, in dem Innern des Reiches beynahe eben so schädliche, Sache wäre dieses, daß sie durch den Zutritt bey dem König, und die Leichtigkeit, womit sie sich seines Ansehns bedienen könnten, würden verleitet werden, eine andre Art von Krieg gegen die Minister, und alle in Bedienungen stehende Personen anzuheben, sobald sie dieselben im Verdachte hätten, daß sie nicht ihrer Meinung seyn. Ich sezte mich selbst unter die Zahl derjenigen, welche die ersten Opfer des Hasses dieser neuen Günstlinge seyn würden.

Endlich fragte ich den König, ob er nicht selbst einen schreklichen Beweis ihres Hasses erfahren habe, so daß er eben nicht nöthig habe, ihnen neue Mittel, ihn zu vergiften, oder zu durchbohren, an die Hand zu geben? Ob er die Gründe nicht wisse, die die Jesuiten hätten, an seine Stelle auf den französischen Thron einen andern Prinzen zu setzen, von dem sie sich eine bereitwilligere Ergreifung aller ihrer, sowohl allgemeinen, als besondern Entwürfe versprechen dürften? Wenn er allenfalls noch ungewiß hierüber seyn sollte, so anerbiete ich mich, ihm den Beweis dafür in einem Aufsatz in die Hände zu geben, welchen man mir gegen den Kardinal d'Ossat von Rom zu ge-

schikt hatte: ich werde sogleich wieder davon reden, und werde mich begnügen, noch einige Reflexionen beyzufügen, zu denen mir dieser Aufsatz Anlaas gab.

Der König antwortete mir; er wünsche diese Schrift zu sehn, und befahl mir sogar, ihm dieselbe mitzutheilen. Allein er blieb standhaft bey seinem Entschlusse, ungeachtet aller nur möglichen Gründe, die ich ihm anführte. Er sagte zu mir, er habe auf eine Rede, auf deren einzelne ich, wie es scheine, schon seit langem mein Nachdenken gerichtet, nur zwo Sachen zu antworten: einmal, es sey eben nichts ausserordentliches, daß die Jesuiten sich ganz den Spaniern ergeben hätten, weil dieß die einzige Macht sey, die sich zu einer Zeit um ihre Freundschaft beworben und ihnen geschmeichelt hätte, da sie beynahe in allen andern Ländern verachtet und verabscheut wurden; wenn sie die gleiche gütige Aufnahme in Frankreich gefunden hätten, oder wenn man sie ihnen izt wiederfahren liesse, so würden sie Spanien bald vergessen. Zum Bürgen für diese Wahrheit hatte Heinrich, wie er mir selbst sagte, den P. Mayus, der ihm dieses im Vertrauen entdekt, und es zu gleicher Zeit im Namen der ganzen Gesellschaft durch die schreklichsten Eidschwüre bestätigt hatte, wobey er sich und seine Mitbrüder, wenn die Sache nicht wahr befunden würde, der Strafe unterwarf, für die schändlichsten Verräther gehalten zu werden.

Heinrich sezte hinzu, freylich würden alle diese

Schwüre und Versprechungen mir wahrscheinlicher Weise den Mund nicht so schliessen, daß ich nicht noch immer etwas gegen diesen ersten Beweggrund vorbringen könnte, allein der zweite würde es zuverläßig thun. Er leitete ihn von seinem eignen Vortheil und von der Erhaltung seiner Person her; *) dieses habe ihn, wie er sagte, zu dem Entschlusse gebracht, den Jesuiten Gnade wiederfahren zu lassen, und sie sogar gut zubehandeln, weil sie ohne Zweifel zu den äussersten Gewaltthätigkeiten gegen ihn schreiten würden, wenn er ihnen alle Hofnung benähme, nach Frankreich zurükzukehren, und sie dadurch zur Verzweiflung brächte. Der Credit, die Schlauheit, die Macht dieser Gesellschaft waren ein Punkt, bey welchem sich der König sehr lange aufhielt, um mich zu dem Geständnisse zu nöthigen — und er selbst schien davon stark überzeugt zu seyn — daß dieselbe, ungeachtet aller seiner Vorsicht, selbst in der Verbannung und Entfernung, tausend Mittel in den Händen habe, ihm sein Leben zu rauben; welches ihn in eine immerwährende Furcht versetzen würde, die er sich gern ersparen möchte. Er endigte mit den Worten des Julius Cäsar **) Es sey weit

---

*) „Wollt ihr denn, beym heiligen Graurok! mir für „meine Person gutstehn?„ sagte Heinrich zu denen, die „ihm die Zurückberufung der Jesuiten wiederriethen. „Diese Worte schlossen jedermann den Mund.„ Handschr. der Königlichen Bibliothek. vol. 9033.

**) Insidias undique imminentes subire semel confestim satius esse, quam cavere semper, sagt Sueton; dieses

besser, sich denen, in welche man ein Mißtrauen sezt, einmal Preis zugeben, als sich immer gegen sie in Verfassung zu setzen.

Ich sah aus diesen Worten des Königs, und aus dem Ton, womit er dieselben vorbrachte, daß er die Wiederaufnahme der Jesuiten so unwiderruflich beschlossen habe, daß nichts ihn davon würde abbringen können. Also sagte ich ihm, statt neuer Einwürfe, deren ich noch eine grosse Anzahl, und darunter sehr wichtige hätte vorbringen können, es sey mir genug, daß er zu glauben scheine, die Sicherheit seiner Person, und die Ruhe seines Lebens hangen von der Zurükberufung der Jesuiten ab, und ich werde deswegen mit eben so viel, ja mit noch mehr Eifer daran arbeiten, als la Varenne selbst; er sollte bey der nächsten Versammlung des Staatsrathes Proben davon sehn. Freude glänzte auf dem Gesicht Heinrichs, da er mich so reden hörte; und damit dieses Opfer, das ich ihm brachte, nicht unbelohnt bliebe, so versprach er mir neben dem, daß deswegen nichts unbeliebiges auf mich zurückfallen sollte, wie ich zu befürchten geschienen hatte, noch zwo Sachen mit seinem königlichen Ehrenwort; einmal daß weder die Jesuiten, noch irgend jemand in der Welt ihn sollten bereden können, die Protestanten zu bekriegen, wenn ich ihm dieses nicht selbst rathen würde: demnach, daß eben so wenig jemand

---

will nicht durchaus so viel sagen; der unvermuthetste Tod sey der beste, wie in dem Text der alten Memoiren steht; wenn es gleich besser zu dem vorhergehenden paßt.

im Stande seyn würde, ihn zu bewegen, daß er einen Minister, zu welcher Religion er sich auch immer bekenne, entfernte, mit dem er zufrieden wäre; „und besonders, sezte er mit der gütigsten „Vertraulichkeit hinzu, einen Mann, von dem „ich von ganzem Herzen das sagen möchte, was „Darius, wie Sie mir lezthin erzählten, von „seinem Zopyrus sagte.„ *) Hierauf versicherte er mich noch, daß er sich unverzüglich bemühen wollte, den Jesuiten alle die Gesinnungen einzuflössen, die er für mich hätte, und daß ich in kurzem sehn würde, wie er sie lehren wollte, sich gegen mich zu betragen.

Ich glaube in der That, daß er noch an dem gleichen Tag daran arbeitete; denn la Varenne machte mir den folgenden Morgen einen Besuch, um mich zu bitten, daß ich einem Jesuiten, der, wie er mich noch oben drein versicherte, mehr aus Neigung, als dem Namen nach, ein Franzose wäre, erlauben möchte, mir die Hände zu küssen. Ich erwiederte ihm, er wisse wol, daß jedermann bey mir gut aufgenohmen werde, und daß die Geistlichen besonders niemals meine Religion aus irgend etwas hätten schliessen können, als aus der

---

*) Zopyrus, ein Persischer Satrap hatte sich Nase, Ohren und Lippen abschneiden lassen, um dadurch den glüklichen Ausgang einer Kriegslist zu sichern, die den Darius in den Besitz von Babylon sezte; dieser Prinz pflegte nachher öfters zu sagen: Er wollte zwanzig Babylon für einen Zopyrus hingeben. Herodot, im 5 Buch.

Beobachtung der Pflicht, die sie mir, wie ich glaube, auferlege, sie vorzüglich gut zu behandeln: aber auch ohne dieß würde der Chararkter, den er diesem Jesuiten gebe, demselben den Zutritt zu mir sichern. Dieser Französische Jesuite hieß der P. Cotton, *) und er führte ihn gleich den folgenden

*) Peter Cotton, geb. zu Neronde im Jahr 1564. aus einer der ansehnlichsten Familien in Forez. Er war ein Mann von vielem Geist, und besaß die Gabe der Beredsamkeit und ein einnehmendes Wesen in einem besondern Grade. „Der König, sagt die Chron. sept. warf eine „solche Zuneigung auf ihn, so bald er ihn sah, daß er „von dieser Zeit an allen Geschäften Antheil hatte. Er „predigte zu Fontainebleau, und hernach zu Paris, wo „man ihn in allen ansehnlichen Kirchen zu hören begehrte, „und er hatte auch in der That einen so angenehmen „Vortrag, daß man nicht müde werden konnte, ihn „anzuhören.„

Er wäre um eben diese Zeit beynahe von einigen Pagen Sr. Majestät ermordet worden, die ihm verschiedne Degenstiche versezten, da er in einer Carrosse nach dem Louvre fuhr, weil einige Herrn bey Hof sich bey dem König beklagt hatten, daß die Pagen, wenn sie ihn vorbeygehn sähen, ausruften, vieille laine, vieil Cotton. (alte Wolle, alte Baumwolle, ein Ausrufergeschrey zu Paris) und der König einige derselben dafür hatte peitschen lassen. Ja er würde diesen Mord sehr strenge bestraft haben, wenn der P. Cotton ihn nicht dringend gebeten hätte, ihnen zu vergeben. Sie wurden also nur vom Hof gejagt. „Der König warf deswegen, sagt der gleiche Ge„schichtschreiber, noch mehr Zuneigung auf die Jesuiten: „er wollte sogar dem P. Cotton ein Bisthum geben; allein „dieser war so gescheid, daß er es nicht annahm, wel„ches seinem Orden sehr nützlich war.„ Eigentlicher zu reden, hatte der P. Cotton die strengste Verbindlichkeit das angebotene Bisthum auszuschlagen, und er that es

Tag zu mir, da ich eben aus meinem Zimmer trat, um meine gewöhnliche nachmittägliche Audienz zu geben. Er redete mich mit allen möglichen Zeichen der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit an, überhäufte mich mit allen Arten von Lobsprüchen und Schmeicheleyen, über meine Einsichten, über meine dem Staat geleisteten Dienste, und über den Schutz, sezte er noch hinzu, den ich, wie man ihn versichert habe, seiner Gesellschaft wiederfahren zu lassen gedenke. Diese Worte waren mit öftern und tiefen Verbeugungen, mit wiederholten Versicherungen seiner Erkenntlichkeit, seiner Ergebenheit und seines Gehorsames vermischt. Ich blieb ihm an Complimenten und Ceremonien nichts schuldig, ja ich studierte recht darauf, von allem dem, was ich in Absicht auf die gegenwärtigen Umstände und Personen für passend hielt, durchaus nichts zu vergessen.

Den folgenden Tag kam der Staatsrath, der immer bey nahe aus den gleichen Personen bestand, zum zweyten Mal zusammen. Nie war ein Geschäfte geschwinder beendigt. Ohne mich in ein

---

auch gerade dieser Verbindlichkeit wegen: denn die Jesuiten thun ausdrüklich ein Gelübde, diesen geistlichen Würden zu entsagen und nur der Pabst kann sie davon lossprechen. Heinrich nahm ihn in diesem Jahr zu seinem Beichtvater, weil der Pfarrer zu St. Eustach, René Benoit diese Stelle resignierte: er begehrte, wie man noch überdas erzählt, daß die Stelle eines Oberaufsehers über das Collegium von Navarra, welches bisher immer mit der Beichtvaterstelle verbunden war, davon getrennt werden sollte.

weitläuftiges Auskramen eiteler Gründe einzulassen, sagte ich kürzlich, die diesmaligen Umstände machen die Wiederaufnahme der Jesuiten in Frankreich nothwendig. Man foderte von ihnen die eidliche Versicherung, daß sie die Gesinnungen guter Unterthanen annehmen, und daß sie keinen Provinzial erwählen wollten, *) der nicht ein Franzose wäre. Sie leisteten diesen Eid, und al-

---

*) Ich finde nicht, daß in den Begnadigungsbriefen der Jesuiten dieser Wahl eines französischen Provinzials Erwähnung geschehn, wenigstens nicht ausdrücklich. Hier sind die Bedingungen, die jene Briefe enthalten: Die Jesuiten sollten ohne Erlaubnis des Königs kein Collegium stiften können; sie sollten alle gebohrne Franzosen seyn, andre würde man in dem Königreich nicht dulden; es sollte immer einer um die Person des Königs seyn, um für das Betragen aller übrigen gut zu stehn: sie sollten, wenn sie in die Gesellschaft träten, in Beyseyn der Beamten einen Eid schwören, daß sie nichts zum Nachtheil des Staates unternehmen, daß sie weder in die Gesetze des Königreiches, noch in die Gerichtsbarkeit der Bischöffe, noch in die Rechte der Clerisey, der Universitäten, u. s. w. Eingriffe thun wollten: daß es ihnen in keinem Kirchsprengel gestattet seyn sollte, zu predigen, oder die Sakramente auszutheilen, ausgenohmen mit Bewilligung des Bischofs: man sollte ihnen alles abgenohmene zurükgeben, allein sie sollten ohne ausdrükliche Erlaubnis Sr. Majestät nichts weiter erwerben dürfen: eben so wenig sollten sie Ansprache darauf machen können, mit ihren Anverwandten die Familiengüter und Erbschaften zutheilen. — (Der Französische Herausgeber sagt in einigen vorhergehenden und nachfolgenden, aber von dem Uebersetzer weggelaßnen, Anmerkungen, viel zum Ruhm und Vertheidigung der Jesuiten, z. B. man habe sie in verschiednen Städten begehrt, und es sey eine blosse Ver-

les Vergangens ward vergessen. Ich werde nichts weiter beyfügen, als daß ich während dieser ganzen Zeit in Absicht auf meine Worte mich in Acht nahm, und überhaupt in meinem Betragen die äusserste Vorsicht beobachtete, in diesem Geschäfte sowol, als in Rücksicht auf die Meinung des P. Molina von der Gnade, die in diesem Jahre bekannt ward, und endlich auch in Rücksicht auf gewisse Sätze dreyer Jesuiten, über die man mit vieler Hitze disputierte, besonders über diese zwey: es sey kein Glaubensartikel, daß der Pabst der Nachfolger des H. Petrus sey, und man könne schriftlich beichten. Die Jesuiten fühlten bey diesem Anlaas die Nothwendigkeit, die sie auch schon gefühlt hatten, daß der König sich mit seinem Ansehn für sie verwende. Hätte man sie dem Parlament, der Sorbonne, den Universitäten und dem grösten Theil der Bischöffe und Städte des Königreichs überlassen, so würde ihre Lehre in Frankreich

läumdung des Herzogs von Süllÿ, daß sie beynahe allgemein verhaßt gewesen. Allein eben diese Versprechungen, die er hier anführt, und die sie eidlich thun mußten, zeigen hinlänglich, daß sie eben nicht in odore sanctitatis standen, und daß man gegen sie nicht genug Präkautionen nehmen zu können geglaubt habe.) Die Städte Lyon, und la Fleche waren die einzigen, wo man ihnen neue Collegien zu stiften erlaubte. Diejenigen, wo sie bereits welche hatten, werden genannt: es sind ihrer eilfe, nehmlich Toulouse, Auch, Agen, Rhode's, Bordeaux, Perigueüx, Limoges, Tournon, le-Puy-en-Velai, Aubenas und Beziers. — Der Uebers. läßt hier noch ein beträchtliches Stück dieser Anmerkung weg, weil es zuverläßig keinen seiner Leser intereßieren würde.

nicht tiefe Wurzel geschlagen haben: allein der König verließ seine neuen Creaturen nicht. Er räumte ihnen sogar, auf la Varenne's Bitten, sein Schloß zu la Fleche ein, wo sie bald ein schönes Collegium erbaut hatten.

Die Aufnahme der Jesuiten war ein wahrer Triumph für Villeroi, Jeannin, Duperron, und besonders für d'Oßat, der sie zu Rom, wo er sich beständig aufhielt, über den Geschäften des Königs nicht vergessen hatte. Hier ist der Ort, von jener Schrift zu reden, die mir gegen diesen Prälaten aus Italien zugeschikt ward, und von welcher ich, wie man oben gesehn, bereits mit Sr. Majestät geredet hatte.

Der König war nach Chantilly gegangen, um daselbst einige Tage des Aprilmonats zuzubringen, weil die reine Luft dieses Orts, der angenehme Aufenthalt, die Bequemlichkeit zur Jagd, neben den übrigen ländlichen Ergözungen seinen Aerzten zu seiner Gesundheit nothwendig schien. Auf einige Briefe, die ich ihm schrieb, und in welchen ich mich nicht enthalten konnte, ihm zu melden, daß seine Abwesenheit eine grosse Menge von Geschäften unentschieden lasse, kam er unverzüglich nach Paris zurük, was auch seine Aerzte sagen mochten, um ihn zurückzuhalten. Er erinnerte sich gerade an dem Abend seiner Ankunft der Schrift, und begehrte sie zu sehn: er kam mir mit diesem Begehren zuvor, da ich ihm dieselbe wirklich an diesem Tag zuzeigen gedachte. Ich zog sie zwischen meinen Oberkleidern hervor, und ließ sie ihn mit

Musse untersuchen. Ich hatte nichts darin geändert, nichts beygefügt, ausgenohmen etwa einige Reflexionen, deren der Aufsatz jedoch nicht bedurfte, um den Unwillen Sr. Majestät gegen den Mann zu erregen, welcher der Gegenstand desselben war.

Der Urheber der Schrift, der seine Ursache gehabt hatte, weder seinen eignen, noch derjenigen Person Namen anzusetzen, an die sie gerichtet war, bemühte sich zuzeigen, daß d'Oßat in allen Punkten seines Auftrages untreu gewesen sey, und daß er denselben nur deswegen übernohmen habe, um es dahin zu bringen, daß der König genöthigt wäre, sich nach den Absichten der liguistischgesinnten Catholiken in seinem Staatsrath, deren Werkzeug er war, zu richten, und ein politisches System anzunehmen, welches demjenigen, das man ihn befolgen sah, ganz entgegengesezt wäre. Dieses neue System, in welchem man noch deutliche Spuren von den Gesinnungen der Ligue antraf, der es auch sein Daseyn zudanken hatte, bestand darin; Frankreich durch Interesse und Freundschaft, mit dem Pabst, Spanien, den Erzherzogen und mit Savoyen gegen die Protestantischen Mächte in Europa überhaupt, und gegen die französischen Hugenotten insbesondre zu verbinden: den König zu bewegen, daß er gemeinschaftlich mit dem Pabst sich bemühen sollte, einen katholischen König auf den Brittischen Thron zu setzen; ihn zu bereden, daß er den vereinigten Provinzen seinen Schutz entziehe, und sein Ansehn ge-

brauche, um alles dem Tridentinischen Konzilium zu unterwerfen; mit einem Wort, ihm dies ganze Oestreichische Staatssistem und alle Grundsätze der Italiener einzuschwatzen. Die Jesuiten hatten den Auftrag, die Knoten dieser Verbindung, deren Grundlage die gegenseitige Vermählung der Französischen und Spanischen Prinzen und Prinzeßinnen, und die erste Frucht, die Entthronung des des Königs Jakob seyn sollte, noch enger zu knüpfen.

Um zu beweisen, daß diese schweren Beschuldigungen keine eitle Deklamation seyen, beruft sich der Autor auf d'Oßats eigne Briefe, sowol diejenigen, welche ich oben angeführt, als auf verschiedne andre, die er gesammelt hatte; auf die Reden desselben, die er sowol zu Rom öffentlich, als insbesondre gegen meinen Bruder, welcher Gesandter daselbst war, und gegen andre geführt habe. Er entschleyerte das Geheimnis, woher jene beynahe unübersteiglichen Hindernisse gekommen seyen, die man bey der gesuchten Absolution des Königs, und bey dem Vermählungsgeschäfte seiner Prinzeßin Schwester an dem Römischen Hof gefunden hatte. Er zeigte, daß d'Oßat selbst Schuld daran gewesen sey, indem derselbe diese ganze Zeit über, um das Zutrauen seines Herrn desto ungestrafter zu misbrauchen, und den Vorwürfen zuvorzukommen, die er mit gröstem Recht von ihm befürchtete, ihn glauben gemacht, er sey schlechterdings gezwungen, den Römischen Hof zu bereden, daß Se. Majestät alle diese Gesinnun-

gen für die seinigen erkennen, und es mache ihm nicht wenig Mühe, die Gerüchte zu unterdrücken, welche sich von dem Gegentheil jezuweilen daselbst verbreiten.

Unstreitig zeigt dieses alles eine sehr grosse Schlauigkeit an dem Cardinal. Nicht geringere Kunst verräth die geschikte Art, mit der er dem König unter der Hand zu verstehen gab, Spanien habe keine andere, als die friedlichsten Gesinnungen gegen ihn, und der Pabst sey geneigt, ihm Bürge dafür zu seyn. Alles dies ist so klar, und wird von dem Autor mit so starken Beweisen belegt, daß er sich, ungeachtet der Leidenschaft und des Hasses gegen d'Ossat, die sich, wie man nicht läugnen kann, auf allen Blättern dieser Schrift zeigen, dennoch Glauben verschaft. Man wirft dem Prälaten vor, er gebe sich das Ansehn eines grossen Politikers und Staatsmannes, da er doch über seine Unwissenheit und Unfähigkeit hätte erröthen sollen; und man gesteht ihm vor seiner Erhebung zum Purpur keine andern, als die Eigenschaften eines Pedanten und eines Knechtes zu, *) welcher alle die ver-

*) Der Haß, die Ungerechtigkeit und Falschheit dieser Schrift zeigen sich in diesen lezten Zügen so deutlich, daß sie es vollends unmöglich machen, diesem angeblich von Rom gekommenen Aufsatz gegen den Cardinal d'Oßat einigen Glauben zuzustellen. Seine Erkenntlichkeit nöthigt ihn, den Herrn von Villeroi einigemale seinen Beschützer zu nennen, und seine Anhänglichkeit an denselben beynahe öffentlich zu gestehn. Was kann man hieraus schliessen? Sicherlich nichts gegen die Eigenschaften seines Verstandes, und alles für sein Herz.

schiednen Stuffen seines Glückes nur der Niederträchtigkeit, mit der er vor Villeroi kroch, und sich zum Sklaven des Hasses der übrigen liguistischen Katholiken gegen die Reformierten machte, zudanken gehabt habe. Am Ende beschwört der Autor denjenigen, in dessen Hände diese Schrift fallen soll, dieselbe Sr. Majestät zuüberliefern.

Wenn

Was die Person des Cardinals betrift, so gesteht jedermann, daß er von der niedrigsten Herkunft war. Die einen machen ihn zum Sohn eines Marktschreyers, die andern zum Bastart des Herrn von Caßanabere, und noch andre, welches auch das wahrste zuseyn scheint, zum Sohn eines Hufschmieds in dem Kirchsprengel von Auch. Er war Hofmeister des jungen Herrn von Castelnau Magnoak; hierauf gieng er als Sekretair des Paul von Foix nach Rom, und ward daselbst Sekretair des Kardinals Ludwig von Este, Protektors von Frankreich. Nach der Hand gieng er als Gesandter Sr. Majestät nach Florenz Venedig, Rom, u. s. w. Er bekam 1596 das Bisthum Rennes, und 1600 das von Bayeux; welches niederzulegen ihm Herr von Rosny bey dem König die Erlaubnis auswirkte. Er gedachte sein übriges Leben zu Rom zuzubringen, wo er auch wirklich den 13 März 1604 einen Monat nach dem Tod der Herzogin von Bar in einem Alter von 68. Jahren starb. — Die übrigen Umstände seines Lebens hat Amelot de la Houßaye in der Vorrede zu der Ausgabe beschrieben, die er von den Briefen dieses Kardinals ans Licht gegeben. Er hütet sich sehr, in Absicht auf die kleinen Streitigkeiten dieses Prälaten mit dem Herzog von Sülly, die Parthey des erstern zunehmen, und er behauptet, ich weiß nicht warum, dieser Minister habe an d'Oßat wahrscheinlich nur deswegen nicht geschrieben, weil er ihm den Titel Monseigneur nicht geben wollte.

Wenn man alles das beyseite sezt, was darin etwa übertrieben seyn mag, weil man wol sieht, daß es von einem offenbaren Feind herrührt; so bleibt immer noch so viel wahr, daß d'Oßat sich des Vorwurfs der Undankbarkeit und der Verläumdung gegen seinen König und Gutthäter nicht entladen kann, und daß er, ohne es zu wissen, der Nachwelt in den Briefen, die ihm seine Eitelkeit ans Licht zugeben befahl, die Mittel an die Hand gegeben, ihn dieser zwey Verbrechen zuüberweisen, weil er in denselben Heinrich IV. als einen Prinzen schildert, der die Geistlichkeit unterdrückt, den Adel ruiniert, den Bürgerstand aussaugt, und der Tyrann seines Volkes ist.

Nicht weniger beleidigt er die Wahrheit in allem dem, was ihm sein Haß gegen die Protestanten eingiebt. Was will er denn, daß man von den Beynamen Gottlose, Verruchte, Verabscheuenswürdige, Kirchenräuber u. s. w. denken soll, die er in diesen Briefen anhäuft, um eine Religionspartheу zu schänden, welche öffentlich bekennt, daß sie mit ihm in allen Grundartikeln der Lehre Jesu Christi übereinstimme, und nicht weniger Ehrfurcht für alle die Göttlichen Urkunden, aus welchen dieselben geschöpft sind, für das Apostolische Glaubensbekenntniß, die zehn Gebote, und das Gebett des Herrn hege, als er?

Was die pur politischen Fehler betrift, so ist es freylich leicht möglich, daß sie bey dem Kardinal nur von allzueingeschränkten Einsichten herrührten: allein sie sind dessen ungeachtet nicht weniger hand-

greiflich. Zu eben der Zeit, da die ehrgeitzigen Entwürfe des Hauses Oestreich gleichsam vor den Augen von ganz Europa aufgedekt liegen, sezt er Frankreich in Gefahr, das erste Opfer derselben zu werden, indem er, ohne Möglichkeit der Rükkehr alle ihre Allierten von ihr trennt, die im Stande waren, sie gegen diese hochmüthige Monarchie zu vertheidigen. Das unbegreiflichste ist ohne Zweifel dieses, daß diese unseelige Staatskunst dessen ungeachtet, gleich einer Seuche den grösten Theil derjenigen angestekt hat, welche an der Regierung des Staates Antheil haben; und das traurigste, daß sie zulezt über die Gesünderdenkende, aber kleinere Anzahl die Oberhand bekommen hat. *) Sie sezte den Herrn von Villeroi im Aprillmonat dieses Jahres einen Zufall aus, der für einen

*) Es sind aber doch nicht alle die Unfälle daraus erfolget, die der Autor befürchtete; vielmehr war der Ausgang diesem System genau so günstig, als möglich. Wahr ist's indessen, und dieser Grund kann die Meinung des Autors zu rechtfertigen dienen, daß es, wenn man annihmt, die Ausführung dieser Entwürfe, von welchen die Ausrottung der Protestanten in Frankreich der vornehmste war, wäre in ganz andre, als des Cardinals von Richelieu, Hände gefallen, nicht nur sehr zweifelhaft gewesen wäre, ob der Erfolg nach Wunsch ausgefallen seyn, sondern auch, ob nicht eine Unternehmung von solcher Wichtigkeit, wenn sie fehlgeschlagen hätte, Frankreich in alle die Greuel zurükgestürzt haben würde, die dasselbe unter der Regierung der Söhne Heinrichs II. zerfleischten.

Inzwischen befolgte der Cardinal von Richelieu gleichwol die Entwürfe, die man d'Ossat, Villeroi u. a. zuschreibt, nicht gänzlich, weil er immerfort mit Spanien

Minister wol der verdrießlichste seyn mag. Der König hatte vor seiner Reise nach Fontainebleau, wo er gewöhnlich das Osterfest zubrachte, während welcher Zeit alle Verrichtungen des Staasrathes unterblieben, seine Räthe bis auf den Sonntag Quasimodo entlassen, allein bereits am Charfreytag rufte er mich durch einen Brief zurück, worinn er mir meldete, er habe eben eine Verrätherey an seinem Hof entdeckt, worüber er sich mit mir zu unterreden wünschte; er würde deswegen auf den Ostertag zu Ablon Postpferde für mich in Bereitschaft halten lassen, damit ich unfehlbar zu ihm nach Fontainebleau komme, sobald ich kommuniziert hätte. Ich gehorchte pünktlich, und hier ist die Sache, um die es zuthun war.

Villeroi hatte einen Sekretair, welcher Nikolaus l'Hote, (sonst du Portail) hieß. Die Familie

---

Krieg führte. Die vollkommne Kenntniß, die er von den besondern Vorzügen Frankreichs besaß, und die er, allem Anschein nach, grössentheils aus den Mem. de Sully geschöpft hatte, bewegte ihn, diese zwey entgegengesetzten Systeme anzunehmen, und gewissermassen dadurch zu vereinigen, daß er von dem einen das Projekt, das Haus Oestreich zu demüthigen, und von dem andern, den Entwurf, den Calvinismus aus Frankreich zuvertreiben, ausführte. Es dünkt mich, kein anderes Beyspiel beweise so klar, wie dieses, was ein einziger Mann vermag. Die Französischen Calvinisten, welche es, nach einer dreyßigjährigen Verfolgung, dahin gebracht hatten, daß man sie duldete, werden, nach einer dreyßigjährigen Ruhe unterjochet, und zwar beynahe in einem Augenblik, und das freylich deswegen, weil auf der einen Seite ein Cardinal von Richelieu, aber auf der andern kein Heinrich von Navarra mehr stand.

desselben war von Vater auf Sohn immer bey den Villerois in Diensten gewesen: allein derjenige, von welchem hier die Rede ist, war vorher, eh er bey ihm eine Stelle bekam, Sekretair des Grafen von la Rochepot gewesen, während dem derselbe Französischer Gesandter zu Madrit war. L'Hote, welcher einen guten Kopf besaß, der aber Neigung zu Intrigen hatte, machte während seinem Aufenthalt in Spanien Bekanntschaft mit den Spanischen Staatssekretarien, Don Juan Idiaques Francheses, und Prada, denen er die Geheimnisse des Gesandten, seines Herrn, entdekte. Da Rochepot nach Frankreich zurükkehrte, so bat l'Hote, der sich dadurch ausser Diensten sah, den Herrn von Villeroi, dessen Taufpathe er war, um eine Stelle in seiner Canzley, und ward von ihm zur Entzieferung seiner Depeschen gebraucht: Diese Beschäftigung gefiel dem l'Hote recht sehr, und gab ihm Mittel an die Hand, sein erstes Handwerk mit noch mehr Sicherheit fortzusetzen.

Barrault, *) welcher dem Grafen von Rochepot als Gesandter in Spanien nachgefolgt hatte, bemerkte einige Zeit nachher, daß die Geheimnisse seines Königs zu Madrit bekannt waren, und

*) Emerik Gobier von Barrault. Man erzählt, dieser Gesandte sey einst, da er in einem Schauspiel war, in welchem man die Schlacht bey Pavia vorstellte, und in welchem ein Spanischer Comödiante denjenigen, welcher Franz I. vorstellte, zu Boden warf, ihm den Fuß auf den Hals sezte und ihn zwang, in den beleidigendesten Ausdrüken um Gnade zu bitten, auf das Theater gestiegen, und habe diesen Kerl vor den Augen aller Zuschauer durchbohrt.

zerbrach sich den Kopf, um zu entdecken, woher dies käme. Da er indessen seinen Verdacht auf keine einzelne Person werfen konnte; so bat er den König in einem blossen an Se. Majestät gerichteten Handbriefchen, er sollte alle Sekretarien in den verschiednen Departements, und besonders des Herrn von Villeroi seine für verdächtig halten. Die Sache hatte sogar auf unsre übrigen Gesandten an den verschiednen Europäischen Höfen Einfluß: sie waren in der äussersten Bestürzung, und beklagten sich bey dem König, so wie Barrault, daß der Innhalt ihrer Depeschen zu gleicher Zeit, da sie dieselben aus Frankreich empfiengen, und oft noch vorher, schon bekannt wäre.

Allein weder sie, noch Barrault, konnten tiefer dringen, bis der leztre einst von einem aus Bordeaux gebürtigen und nach Spanien geflüchteten Franzosen, Namens Johann von Leyre', angeredet ward, welcher unter dem Namen Rafis bekannter ist, den er zu der Zeit führte, als er der Ligue diente, bey welcher er eine Hauptrolle gespielt hatte. *) Da er deswegen von der Amnistie ausgeschlossen ward, so sah er sich genöthigt, nach Spanien zugehn, wo seine Dienste, welche in einigen Nachrichten bestanden, die er von seinen Mitgenossen in Frankreich bekam, mit einem guten Jahrgeld belohnet wurden, das ihm dieser Hof gab. Dieses dauerte so lange, bis er, da der Spanische Staatsrath Mittel gefunden hatte, von

*) L'Etoile sagt, er sey einer von den sechszehn gewesen.

einem andern Ort sichrere Nachrichten zuerlangen, als Rafis geben konnte, aus der Verachtung, die man ihm zu Madrit zu zeigen anfieng, und aus der Einziehung seines Gnadengehaltes bemerkte, daß sein Credit mit einmal gesunken sey. Er fand den wahren Grund hievon bald, drehte den Augenblick die Segel, und beschäftigte sich nun mit nichts anderm, als mit der Entdekung, wer der Verräther in Frankreich wäre, der sich auf diese Art mit seinem Gute bereichert hatte, weil er nicht zweifelte, diese Entdeckung würde ihm, im Fall sie gelänge, die Erlaubniß, wieder in sein Vaterland zu kommen, welches er nicht aus dem Gesicht verlohren, und vielleicht ein grösseres Glük erwerben, als man ihm in Spanien genohmen hatte.

Leute, die in den Ränken auferzogen worden, haben für Sachen von dieser Art mehr Talente, als andre Menschen. Rafis hängte sich an einen andern Franzosen, Namens Johann Blas, der sich in Spanien niedergelassen hatte, und dieser meldete ihm, wie l'Hote das Zutrauen seines ersten Herrn misbraucht hätte. Diese Nachricht fiel ihm auf, und er richtete nunmehr, wie durch einen Instinkt getrieben, seine Augen einzig auf diesen Mann, da er von andern Orten her gehört hatte, daß l'Hote gegenwärtig einer von Villerois Sekretarien sey; so enthüllte ihm, ungeachtet der grossen Entfernung von demselben, seine blosse Scharfsichtigkeit das, was so vielen andern verborgen geblieben war, die sich mit dem Verräther an dem gleichen Orte befanden.

Da sein Verdacht sich in Gewißheit verwandelt hatte, so wandte er sich an Barrault, und erbot sich gegen denselben, ihm den Verräther, über welchen er sich beklagte, den er sich aber wol hütete, ihn nur vermuthen zu lassen, zu entdecken, mit der Bedingniß, daß man ihm, wenn seine Nachricht wahr befunden würde, einen förmlichen Begnadigungsbrief, und ein hinlängliches Jahrgeld geben sollte. Die Wichtigkeit des Gegenstandes machte, daß Barrault ihm beydes ohne Bedenken versprach. Rafis foderte noch überdas von Barrault, und zwar seiner eignen Sicherheit wegen, daß er seine Bequemlichkeit nehmen, und wenn er in Absicht auf die gemachten Vorschläge nach Frankreich schriebe, sich an niemanden, als an den König wenden sollte. Allein Barrault sah diese leztern Worte nur für eine unnöthiger Weise übertriebene Vorsicht an, welche ihn nicht hindern könnte, die Sache den vornehmsten Ministern Sr. Majestät mitzutheilen, und er wandte sich in Betref des Anerbietens und der Foderungen des Rafis gerade an Villeroi selbst. Dieser, welcher nicht zweifelte, der Verräther, von welchem man ihm sagte, sey in seiner Canzlei, schikte die Depesche schleunig an den König. L'Hote, der sogleich auf den Grund der Sache sah, da er mit seinem Herrn Barraults Paket öfnete, machte seine Betrachtungen über diese wichtige Nachricht, und faßte den Entschluß, welchen Rafis mit Recht befürchtet hatte; nehmlich auf der Stelle an seine Correspondenten in Spanien zu schreiben, daß sie ohne Zeitverlust

alle möglichen Maasregeln ergreiffen sollten, um zu hindern, daß Rasis mehr sagen könnte: er konnte nichts ausfindig machen, das sichrer für ihn selbst, und zugleich geschikter wäre, den Folgen dieser Begebenheit zuvorzukommen, und vielleicht wäre der Streich mit jedem andern, als mit Rasis, gelungen.

Dieser bemerkte, da er seine Begnadigung erhielt, die Se. Majestät ihm mit der Genehmigung seiner Foderungen zuschikte, daß dieselbe nicht von Lomenie unterzeichnet war, welchem der König sie nach Gewohnheit übergeben hätte, wenn ihm die Bitte für dieselbe nicht durch einen andern Canal zu Handen gekommen wäre. Er schloß hieraus, sie sey den Sekretarien des Herrn von Villeroi durch die Hände gegangen, und lief deswegen gleich zu dem Gesandten, und beklagte sich bey demselben, daß er ihn betrogen hätte. Er entdekte ihm nunmehr alles; er meldete ihm, warum er ihn gebeten habe, sich an niemanden, als an den König selbst, und am allerwenigsten an Villeroi zu wenden; er gab ihm über die Schelmereyen des l'Hote alle Aufklärungen, die er ihm verheissen hatte. Hierauf sagte er dem Gesandten; und zwar ganz kurz, um der Gefahr, in der er sich zu Madrit befände, wenn es anders noch Zeit sey, auszuweichen, wisse er kein bessers Mittel, als daß er so geschwinde, als möglich, das französische Gebiet zu erreichen suche, und stieg wirklich im gleichen Augenblik zu Pferd. Das war sein Glük; denn bereits den folgenden Morgen ward seine

Wohnung von den Häschern durchsucht, und man sandte ihm mit der größten Geschwindigkeit Leute nach, die ihn auffangen sollten, eh er über die Gränzen gekommen wäre. Allein Nafis entkam; dank sey es dem Glük, oder vielmehr der grossen Geschwindigkeit, welche Descartes, der Sekretair des Herrn von Barrault, den derselbe dem Nafis zur Gesellschaft, und um ihn am französischen Hof vorzustellen, mitgab, anwandte. Sie ruhten nicht eher, als bis sie zu Bayonne waren, von wo sie ohne Zeitverlust ihre Reise fortsezten, nach Paris, und von da nach Fontainebleau kamen, wo sie, ihren Nachrichten zufolg, den König finden würden.

Auf dem Wege dahin begegnete ihnen Villeroi, welcher ebenfalls nach Fontainebleau, in sein Haus bey Jvisy gehn wollte, und entdekten ihm die ganze Sache. Sie baten ihn sogar, er sollte seinen Sekretair immerhin im Voraus beym Kopf nehmen lassen, und erboten sich, um allein alle Ehre bey dieser Begebenheit einzuerndten, sogar, nach Paris zurükzukehren, und den l'Hote gefangen zu nehmen. Nach dem Villeroi sie angehört, gefiel ihm weder ihr Begehren, noch die Anbietung ihrer persönlichen Dienste. Dieß war, wie jeder gestehn muß, eine gewaltige Unbesonnenheit: allein unstreitig glaubte er, l'Hote könne nicht entwischen. Er sagte den zween Kourieren, dieser Sekretair, den er zu Paris gelassen hätte, werde Morgen zu ihm kommen, und dann würd' es noch Zeit genug seyn, ihn festzusetzen; auch, glaube er, sey es nöthig, zuerst mit Sr. Majestät darüber zu reden;

sie würden nichts dabey verlieren, wenn sie nur reinen Mund hielten. Dieses Verfahren sezte sie in Erstaunen, und machte sie äusserst unzufrieden; allein sie mußten gehorchen. Sie überlieferten ihm die Briefschaften, die man ihnen übergeben hatte, damit er sie dem König übergäbe, welches er den folgenden Morgen that.

Der König hatte diese Briefschaften am Ostertag noch nicht empfangen, als ich zu Fontainebleau anlangte, folglich war ihm auch die Ankunft der beyden Kouriere, und der Namen des Verräthers unbekannt. Alles, was er bestimmtes wußte, war die Nachricht, er sollte gegen Villerois Sekretarien auf seiner Hut seyn. Da ich erst späte und äusserst ermüdet zu Fontainebleau ankam; so sah ich den König nicht eher, als den folgenden Morgen. Ich fand ihn bereits angekleidet, ungeachtet die Sonne kaum aufgegangen war. Die Nachricht des Herrn von Barrault beunruhigte ihn: er nahm mich bey der Hand, trat mit mir in die Galerie, die an sein Zimmer stieß, und unterredete sich sehr lange mit mir über die Nachrichten, die er von seinem Gesandten bekommen hatte. Die verlorne Depesche von London kam ihm wieder zu Sinn; und alles, was ich ihm damals gesagt hatte, indem ich diesen Streich den Sekretarien des Herrn von Villeroi Schuld gab, welches er für eine blosse Wirkung der Eifersucht und des Hasses gehalten hatte, ward ihm in diesem Augenblik so überzeugend gewiß, daß er mir gestand, er fange es an für wahr zu halten, und tausenderley

schlimme Sachen von dem Staatssekretair zu denken. Da er Descartes und Rafis nicht so bald zu sehn erwartete, so befahl er mir, ich sollte daran arbeiten, daß diese Sache, auf welche Art es immer wäre, aufgeheitert würde.

Der König und ich beschäftigten uns bereits drey Tage lang damit; als Villeroi mit den Briefschaften, von denen ich eben geredet habe, ankam. Ich spazierte eben in der langen Galerie *) des Fichtengartens mit diesem Prinzen, und wollte mich in dem gleichen Augenblik empfehlen, um nach Paris zurük zu gehn, als Villeroi ihn anredete. Sein Gesicht verrieth alle die Traurigkeit, die man fühlen muß, wann man seinem Herrn dergleichen Neuigkeiten zu melden hat, und ich kann sagen, daß ich, als ein Mann, welcher einige Ursache hatte, einen Nebenbuhler zu demüthigen zu suchen, oder sich wenigstens über seine Demüthigung zu freuen, dennoch vielen Antheil an seinem Unfall nahm. Während dem Villeroi diese Briefe vorlas, sah mich der König an, und drükte mir drey oder viermal die Hand. Er ließ ihn nicht ganz auslesen: beym Namen des l'Hote, sagte er lebhaft zu ihm: „Und wo ist er denn, dieser Hote, Ihr Sekre„tair? Haben Sie ihn nicht beym Kopf nehmen „lassen? — Ich glaube, Sire, erwiederte Villeroi betroffen, er ist in meinem Haus, aber noch „nicht festgesezt. — Wie! versezte Heinrich in einem „zornigen Tone, Sie glauben, er sey in Ihrem

*) Die Galerie des Ulysses.

„Haus, und haben ihn nicht festsetzen lassen? „Das ist, bey Gott! eine allzugrosse Nachläßig„keit; ey! und womit haben Sie sich dann die „Zeit vertrieben, seitdem Sie seine Verrätherey „wissen? Sie hätten auf der Stelle dafür sorgen „sollen. Gehn Sie eilig zurük, und lassen Sie „ihn fest nehmen.

Villeroi entfernte sich mit allen nur möglichen Zeichen von Schmerz und Verwirrung. Was mich betrift, so verschob ich meine Reise nach Paris deswegen keinen Augenblik, und bekam den folgenden Tag daselbst einen Brief von dem König, der dem Descartes aufgetragen hatte, mich beym Ueberliefern desselben in seinem Namen von dem ganzen Verlauf der Sache zu unterrichten. Da ich genöthigt gewesen bin, dem Publikum Nachricht davon zu geben, so will ich, um mir nicht den Vorwurf zuzuziehn, daß ich Erzählungen begünstige, die die Feinde des Herrn von Villeroi von dieser Begebenheit ausgedacht hatten, in dem, was ich noch davon zu sagen habe, alles umständlich hersetzen, was er in der Vertheidigung seines Betragens meldet, die er für nöthig erachtete, ans Licht zu geben. *) Hier ist die Nachricht, die er

*) S. das Original dieser Vertheidigung in den Mem. d'état de Villeroi, Tom. 1. S. 522. Sie ist vom 3. May datiert. Man kann nicht daran zweifeln, daß sie nicht getreulich die Gedanken und die Schritte dieses Ministers ausdrücke, in dem seine Erzählung genau mit de Thou, der Chron. sept. Matthieu und allen übrigen glaubwürdigen Geschichtschreibern dieser Zeit übereinstimmt.

in dieser Schrift von dem Verfolg dieser Sache giebet, nachdem er das, was sich von dem Augenblik, in welchem er mit den beyden Kourieren, bis zu dem zugetragen, wo er mit dem König redete, zu seinem Vortheil erzählt hatte.

Da er nach Hause kam, traf er den Bischof von Chartres und einige andre Personen vom Stand an, welche ihn erwarteten, und ihn sehr lange in seinem Cabinet aufhielten, weil sie mit einander die Ceremonien an dem bevorstehenden Fest des grossen Ordens in Ordnung bringen wollten. Dieses war Schuld, daß Descartes, als er in die Wohnung des Staatssekretairs trat, um ihm Nachricht zu geben, daß l'Hote eben mit Desnots von Paris angekommen sey, es aus Achtung vor der anwesenden Gesellschaft nicht wagte, sich zu nähern. L'Hote, den man gleich anfangs mit der Neuigkeit begrüßte, daß zwey Kouriere aus Spanien gekommen seyen, behielt so viel Gegenwart des Geistes, daß er über diesem Unfall nur mittelmäßig betroffen zu seyn schien. Er stellte sich, als ob er nöthig hätte ein paar Bissen in der Küche zu essen, allein er säumte sich keinen Augenblik daselbst, und betrog den Haushofmeister dadurch, daß er ihm sagte er wolle in der Auberge einige Erfrischungen zu sich nehmen, damit er zugleich seine Stiefeln ausziehe, und sich in den Stand setzen könnte, vor seinem Herrn zu erscheinen. Als Villeroi hierauf, nachdem seine Gesellschaft sich endlich entfernet hatte, Nachfrage hielt, wo l'Hote wäre, und man ihm antwortete, er sey in dem

Gesindezimmer, wie jedermann glaubte; so dachte er, er könne nichts bessers thun, als einen Bedienten an seinen Haushofmeister schiken, und ihm sagen lassen, er sollte den l'Hote aufhalten, und ihn nicht aus dem Gesicht verlieren. Während dieser Zeit gieng er zu Lomenie, und bat denselben er sollte ihm dů Broc, den Lieutenannt des Prevot mitgeben, durch welchen er den l'Hote wollte fest nehmen lassen. Lomenie kam selbst mit ihm, und beyde stellten sich in ein Fenster, welches in den Hof sah, wo die Sache vorgehn sollte. Allzuspäte Vorsicht! l'Hote war bereits entwischt.

Wenn man auch gleich günstig genug von Villeroi urtheilt, um ihm diese ganze Nachricht auf sein Wort zu glauben; so wird man doch wenigstens mit der Langsamkeit unzufrieden seyn, mit welcher er, wie man gesehn hat, Befehle vollstrekt, die er eben aus dem Munde des Königs, und zwar in einem eben so entscheidenden, als dringenden Ton empfieng. Er würde noch weit strafbarer seyn, wenn tausend Umstände bey l'Hotes Entwischen wahr wären, die Descůres und Rafis bekannt machten, die man aber in der Vertheidigung nicht findet. Unstreitig wär es eine Ungerechtigkeit, alles zu glauben, was bey diesem Anlaas gegen Villeroi ausgestreuet wurde.*) Seine Feinde

*) De Thou bemerkt, daß Villeroi wirklich nicht von allem Verdachte frey war: allein er sagt zugleich Heinrich IV. habe, statt dadurch gegen ihn eingenohmen zu werden, ihn bey diesem Unfall getröstet. Buch 132. Matthieu ver-

hatten eine viel zu schöne Gelegenheit, um dieselbe nicht zu benutzen; die Protestanten besonders mahlten ihn mit den häßlichsten Farben ab. Dies war eine Rache, die sie sich nicht versagen konnten, weil er ehmals mehr, als kein andrer, dazu beygetragen hatte, den König ihrer Religionsparthey zu rauben. Aber auf der andern Seite muß man ihn eben so wenig ganz fehlerlos finden, wie es seine erklärten Anhänger machten, so daß sie in seinem Betragen durchaus nichts tadelnswürdiges zugestehn wollten. Alle diejenigen, welche mir ergeben waren, sagten es laut genug, wenn so was in meinem Hause begegnet wäre, so würde die Verläumdung noch weit stärker über mich hergefallen seyn. Die fremden Gesandten an dem französischen Hof, und selbst der päbstliche Nunzius besuchten mich zu Paris, und sagten, wenn ihre Depeschen nach einer solchen Entdeckung noch ferner durch Villerois Hände gehn müßten, so würden ihre Herrn es nicht mehr wagen, irgend etwas von Belang hinein zu setzen.

Was nun die Person des Verräthers betrift; so muß ich nur noch melden, daß man weiter nichts thun konnte, als ihm Häscher nachschicken, welche ihm, als er mit einem Spanier, der ihn begleitete, nahe bey der Fähre zu Fay ans Ufer der Marne gekommen war, so nahe kamen, daß er

sichert ebenfalls, Heinrich habe die Treue dieses Ministers viel zu gut gekannt, um auch nur den geringsten Verdacht auf ihn zu werfen. Tom. 2. L. 3. p. 637.

kein andres Mittel mehr wußte, ihnen zu entgehn, als sich in den Fluß zu stürzen, über den er vielleicht zu schwimmen hofte; allein er ertrank. Der Spanier wollte sich lieber fangen lassen, und ward mit l'Hotes Körper, den man aus dem Wasser zog, nach Paris gebracht. Villeroi schien recht im Ernst darüber betrübt, daß man seinen Sekretair nicht lebendig erwischt hatte, und dazu hatte er Grund genug, weil dies das einzige Mittel war, die Lästermäuler zum Stilleschweigen zu bringen. Er war der erste, der mich in meinem Brief über diese Sache bat, ich sollte dem Leichnam die äusserste Schmach anthun, und an dem Spanier ein Exempel statuiren lassen. *)

Dies

*) Die Wundärzte, welche den Körper besichtigten, waren, nach l'Etoiles Bericht, alle der Meinung, er sey nicht ertrunken, und da man eben so wenig Anzeigen davon fand, daß er erstochen oder erwürgt worden seye; so schlossen sie hieraus, man habe ihn erst erstikt, und hierauf ins Wasser geworfen. Die Chron. sept. gedenkt dieser Besichtigung der Wundärzte nicht; allein die nähern Umstände der Entwischung des l'Hote, und der Art wie er gefunden ward, welche dieser Schriftsteller umständlich und weitläuftig erzählt, benehmen dieser Erzählung des l'Etoile allen Glauben, welcher auch sonst dem Herrn von Villeroi nicht sehr gewogen zu seyn scheint, und sich doch nicht enthalten kann, zu gestehn, Heinrich IV. sey diesem Minister deswegen nicht weniger gut gewesen. „Er nahm so gar die Mühe, sagte er, zu ihm zugehn, „um ihn zu trösten, und in seinem Verdruß aufzurichten, und zeigte ihm nicht einmal einen Schein von „Mistrauen wegen des Vorgefallnen, so wenig, als vorher, ja noch weniger: so daß man an dem Hofe sagte, „er sey in einer glüklichen Stunde gebohren, daß er ei-

Dies war jedoch nicht im Stand, den Zorn des Königs zu besänftigen, welcher lange Zeit nicht wußte, mit welchen Augen er den Minister nach dieser Begebenheit ansehn sollte. Er war drey Tage lang unschlüßig, ob er ihn nicht von seiner Person entfernen wollte. Allein Villeroi warf sich Sr. Majestät zu Füssen, bezeigte einen so tiefen Schmerz, vergoß so viele Thränen, und betheuerte seine Unschuld so heftig, daß Heinrich ihm glaubte, (das Publikum beredte sich jedoch immer, er stelle sich blos so) und mit seiner gewöhnlichen Güte ihm die Verzeihung wiederfahren ließ, um welche er ihn auf eine so dringende Weise bat.

Dies war der Zustand, in welchem ich die Sachen fand, als ich nach Fontainebleau zurückkehrte, um Sr. Majestät, wie ich nicht umhin gehn konnte, die Vorstellungen zu hinterbringen, mit welchen die auswärtigen Gesandten bey mir eingekommen waren. Die Ziffern aller unsrer Bottschafter wurden ebenfalls abgeändert, und der König dachte auf nichts anders, als diesen Anlaas zu benutzen, um den Herrn von Villeroi sorgfältiger, (ich bediene mich der Worte Sr. Majestät) vorsichtiger in der Wahl seiner Sekretarien, und weniger trozig zu machen, als er vorher war. Er sezte in dieser Absicht mit mir einen Brief auf, den er für fähig hielt, diese Wirkung hervorzubringen, weil ich ihn

„nen so guten Herrn habe; weil die Könige und Fürsten bey einer Staatsbegebenheit von diesem Belange gemeiniglich fodern, daß die Herrn für ihre Bedienten gut stehn." Jahr 1604. S. 24.

bekannt machen sollte. Dieser Brief ward mir aus der Hand des Königs durch Perroton von Paris überbracht, gleich als wenn er mir dadurch von der Gnade Nachricht geben wollte, die er dem Herrn von Villeroi zu erzeigen gut gefunden hätte. Ich fand in demselben folgendes: Der König habe den Thränen und Bitten des Ministers die Verzeihung nicht verweigern können: ich sollte von jezt an eben so wenig mehr ein Mistrauen in denselben setzen, als er selbst: es würde in den Umständen, in welchen Villeroi sey, eine Handlung der christlichen Liebe seyn, wenn ich ihm ein Trostschreiben und eine Versicherung meiner Freundschaft zuschikte, und er bitte mich selbst darum.

Ich entsprach dem Willen Sr. Majestät ohne einigen Widerwillen, und ich könnte sogar sagen, mit einer Herzlichkeit, die der König nicht von mir gefodert hatte, dies allein ausgenohmen, daß ich mich nicht entschliessen konnte, ihm zu sagen, ich halte ihn für ganz entschuldigt, weil dies, wie mich dünkt, eine lächerliche Schmeicheley gewesen wäre. Ich sagte ihm hierüber genug, um ihn vermittelst meines Briefes in den Stand zu setzen, das Publikum zu bereden, daß ich ihn keineswegs des Hauptverbrechens schuldig halte, dessen man ihn beschuldigt hatte. Ich brachte ihn auf den Einfall, das Manifest zu schreiben, welches er einige Tage nachher ans Licht treten ließ. Ich stellte ihm vor, er müsse sich bemühen, den Protestanten den Mund zu schliessen, welchen er eine Blösse gegeben hätte: dazu würde das beste Mit-

tel seyn, wenn er den ein wenig heftigen Charakter milderte, den er gegen sie gezeiget hätte; wenn er den Catholiken menschlichere Gesinnungen gegen sie einflößte; und endlich, wenn er sich öffentlich als einen Beförderer der Einrichtung zeigte, die ich schon so oft vorgeschlagen hatte, um eine vollkommene Eintracht zwischen diesen zweyen Partheyen zu begründen. Was ich noch beyfügte, nehmlich; seine gänzliche Rechtfertigung bey Sr. Majestät hange von seinem künftigen Betragen ab; und daß ich hierbey das Exempel des Marschalls von Biron anführte, geschah einzig, um dem Befehl des Königs ein Genügen zu leisten, welcher freylich für gnädig, aber nicht für schwach gehalten seyn wollte.

Villeroi beantwortete meinen Brief mit Bezeugung seiner Dankbarkeit für meine Räthe, die er, wie er mich versicherte, genau befolgen würde, und für die Freundschaftsdienste, die er nie zu vergessen versprach. Er gesteht in seinem Schreiben, er hätte einem jungen Menschen, wie l'Hote war, sich nicht so blindlings anvertrauen sollen, und verheelt nicht, daß, wenn ihm gleich sein Gewissen nichts Böses vorwerfe, doch der Fehler, den er bey diesem Anlaas begangen, fähig wäre, seinem guten Namen einen solchen Flecken anzuhängen, daß alle die Dienste, die er ferner bereit sey, bis ans Ende seines Lebens Sr. Majestät zu leisten, denselben nie ganz würden auslöschen können. Er vertheidigt sich darüber, daß er sich nie habe überreden können, zuglauben, daß l'Hote jemals

treulos an ihm handeln würde, weil derselbe ihm für die wichtigsten Gutthaten Dank schuldig gewesen wäre. Es begegnete in der Folge noch öfters, daß sich Villeroi, wenn er an mich schrieb, seines Fehlers, seines Unglücks und seiner Unschuld, und beynahe allemal zugleich der Verbindlichkeit erinnerte, die er mir bey diesem Geschäfte zu haben glaubte.

Es scheint, Barrault habe den Verläumdungen eben so wenig Glauben zugestellt, die Villerois Feinde ausstreuten, indem er ihm kurz nachdem, was in einer Unterredung zwischen ihm und Prada, den l'Hote betreffend, vorgefallen war, schrieb. — Rafis hatte keine Ursache, sich zu beklagen. Neben den fünfzehnhundert und sechszig Livres, die er zu einem Reisegeld aus Spanien von Barrault bekommen hatte, zog er noch ein Geschenk von tausend Thalern, über die Foderungen hinaus, die ihm der Bottschafter bewilligt hatte. Eben so wenig schadete diese Sache dem Herrn von Barrault selbst, in Absicht auf die Bezahlung des lezten Quartals von seinem Gehalt. Descartes stellte dem König vor, es sey in Spanien so theuer zu leben; und was für Briefe ich auch geschrieben hätte, so habe sein Herr doch von diesem Quartal noch nichts beziehn können.

Die Schrift über die Religion, von welcher ich oben geredet habe, enthielt einige Artikel, die, wenn sie von den Catholiken und Protestanten angenohmen würden, mir fähig schienen, beyde Religionen, zuvereinigen, oder wenigstens den Frie-

den zwischen ihren Anhängern zu unterhalten, in dem sie das verhaßte Vorurtheil zerstören sollte, vermög welches die eine Parthey die andere als kezerisch und gefährlich für den Staat behandelt, und hinwiederum von ihr als gotteslästerlich und abgöttisch behandelt wird. Ich hatte diese Schrift mit Vorwissen des Königs aufgesezt, und sie ihm mehrere Male in Gegenwart des Bischofs von Evreux, der Herrn von Bellievre, Villeroi, Sillery und des Pater Cotton gezeigt.

Wenn die Protestanten nicht alles glauben, was die Catholiken für wahr halten, so können diese doch wenigstens nicht läugnen, daß wir nichts glauben, als was sie, wie wir, annehmen, und daß das, was wir glauben, das wesentliche der Christlichen Religion enthält, indem die H. zehn Gebotte, das Apostolische Glaubensbekenntniß und das Gebett des Herrn das grosse und allgemeine Fundament unsers gemeinsamen Glaubens ist. Dies ist genug: warum denn also nicht das übrige, als lauter problematische Punkten aufgeben, über welche jedermann das Für und Wider mit der uneingeschränktesten Freyheit zu behaupten erlaubt seyn soll? Wir sind überzeugt, daß es umsonst, und sogar verwegen ist, in den Geheimnissen, die Gott sich allein vorbehalten hat, grübeln zu wollen: allein hier grübeln wir nicht blos, wir werfen uns zu Richtern über dieselben auf, indem wir einander aus den verschiednen Vorstellungsarten, und den verschiednen Einsichten in ganz spekulative Wahrheiten, die wir alle von Ihm empfangen haben,

ein Verbrechen machen. Wir wollen die Kenntniß, so wie die Austheilung, ihm allein überlassen, und nur des gemeinen Besten wegen den Fürsten die Macht ertheilen, denjenigen zu bestrafen, der den Frieden und die Eintracht in der Gesellschaft stört. Es gehört nicht für den Richterstuhl der menschlichen Gerechtigkeit, dasjenige zu strafen, was die Sache Gottes betrift.

Hier ist eine andre Betrachtung. Wenn, zum Unglück für uns, wir die irrende Parthey sind, können die Catholiken wol glauben, daß sie uns durch Schmähworte und Verfolgungen auf ihre Seite bringen werden? Mitleid und Sanftmuth sind die einzigen Mittel, welche der Religion Dienste leisten, und die einzigen, welche sie lehrt. Der Religionseifer ist weiter nichts, als Hartnäkigkeit oder Wuth, die sich hinter einen schönen Namen verbergen. Dies ist der Hauptinnhalt jener Schrift. Nichts ist wahrer oder einfacher; aber zum Unglük sind die Rechte, die die Menschen der Wahrheit über sich zugestehn, wenig oder gar nichts, und das, was sie übereingekommen sind, Vernunft und Religion zunennen, ist, wenn man die Sache bey fast allen genau untersucht, nichts anders, als ihre eigne Leidenschaft.

Wenn die Vereinigung beyder Religionen, so zusagen, moralisch unmöglich ist, so ist sie eben so gut politisch unmöglich, weil sie nicht zu Stande gebracht werden kann, ohne daß der Pabst dazu helfe, und dies darf man nicht erwarten, indem es unter der Regierung Clemens VIII. nicht ge-

schah, welcher der unpartheyischste Pabst war, den man seit langer Zeit auf dem Römischen Stul gesehn hat, und am meisten Neigung zu jener Sanftmuth und zu jenem zärtlichen Mitleid zeigte, die das Evangelium seinen Schülern befiehlt.

Dieser H. Vater war damals so alt und schwach, daß jedermann glaubte, sein Ende sey sehr nahe, und der König deswegen gut fand, die Cardinäle von Joyeuse und Sourdis nach Rom zu senden, um in dem nächsten Conclave für das Interesse der Französischen Nation zu sorgen. Se. Majestät fanden gut, dem leztern von diesen Cardinälen, auf Anrathen des erstern, neuntausend Livres für die Anschaffung seiner Equipage und die Reisekosten, nebst zweytausend und vierhundert Thalern Jahrgeld zu geben, so lange die Angelegenheiten des Königs seine Gegenwart zu Rom nothwendig machen würden.

Eine von den lezten Handlungen Clemens VIII. war die Ernennung von achtzehn neuen Cardinälen auf einmal. Diese Anzahl schien so stark, daß man allgemein glaubte, der Pabst wolle, weil er sein Ende sich nähern fühle, seinem Neffen, dem Cardinal Aldobrandini dadurch das lezte Kennzeichen seiner Zuneigung geben, welches, allem Anschein nach, ihn wegen der grossen Menge von Creaturen seines Hauses, welche dadurch ins Conclave kamen, auf den päbstlichen Thron setzen, oder wenigstens einem Mann zu dieser Würde verhelfen sollte, unter dessen Namen dieser Cardinal würde regieren können. Da von diesen achtzehn

Cardinalshüten zween an Franzosen mußten vergeben werden; so veranlaßte die Wahl der zwo Personen, die der König dem Pabst vorschlagen sollte, um ihnen den Purpur zu ertheilen, eine starke Bewegung an dem Hof einerseits zwischen dem Bischof von Evreux und dem Seraphin Olivary, und anderseits zwischen den Herrn von Villars, und Marquemont. *) Diese leztern hatten die Herrn von Bellievre, Villeroi und Sillery und alle Freunde derselben auf ihrer Seite. Ich glaubte es wäre meine Pflicht, den Herrn dů Perron, welcher mein Bischof und mein Freund war, und den Olivary zu unterstützen, der sich durch eine ausserordentliche Frömmigkeit auszeichnete. Diese bekamen auch, ungeachtet aller Bemühungen der Gegenparthey, den Vorzug. Dů Perron unterließ gleichwol auf mein Anrathen nicht, dem Herrn von Villeroi ein Danksagungsschreiben zuzuschiken, gleich als wenn derselbe wirklich für ihn gearbeitet hätte. Dies ist so der Gebrauch an den Höfen.

Die so dringenden Geschäfte, welche den König nöthigten, seinen Aufenthalt zu Chantilly, und zwar im Anfang eines schönen Frühlings zu verlassen, waren die Berichtigung und Unterzeichnung

*) Seraphin Olivary Cazailla, seiner Herkunft nach ein Italiener, allein zu Lyon gebohren: Patriarch von Alexandrien. — Hieronymus von Villars, Erzbischof von Vienne. — Dionysius von Marquemont, Erzbischof von Lyon: er ward in der Folge auch Cardinal, und Französischer Bottschafter zu Rom.

der gewöhnlichen Ausgabenverzeichnisse für seine Gebäude, seine Jägerei, seine Nebenausgaben, neben den Verzeichnissen der Unkosten für die Fortifikationen, die Artillerie und die Strassen. Als der Tag zu diesem Geschäfte bestimmt war, so schikte der König, um der Menge von Bittenden auszuweichen, welche nur den Augenblik erwarteten, wo sie ihn und mich beysamen sehn könnten, den jüngern Lomenie zu mir, und ließ mir sagen, ich sollte nicht nach dem Louvre kommen, weil er sich den folgenden Tag selbst nach dem Arsenal verfügen würde. Er kam auch wirklich des Morgens so frühe, daß er vor einem Theil der Beamten hier war, welche ihrer Bedienungen wegen verpflichtet waren, der Behandlung der vorhabenden Materien beyzuwohnen, und die ich deswegen alle hieher bescheiden hatte. Ihre Anzahl war nicht unbeträchtlich; es waren Befehlshaber von Städten, Ingenieurs, Intendanten und Controlleurs der Gebäude, alle die verschiednen Offiziere bey der Artillerie; Brücken- und Strassen-Direktoren, und andre.

Heinrich hatte mir insbesondre sehr wichtige Sachen zusagen. Ich schloß dieses aus seiner Traurigkeit, die er nicht so gut in sein Innres verschliessen konnte, daß ich sie nicht auf seinem Gesicht, in allen seinen Worten, und noch mehr daraus hätte merken sollen, daß er mich in die grosse Wafengalerie führte, den Ort, wo er mir gewöhnlich seine größten Geheimnisse entdekte. Man kann sich hier wieder auf eine von den seltsamen Unterredun-

gen gefaßt machen, dergleichen man schon einige in diesen Denkwürdigkeiten gelesen hat.

Unsre Unterredung betraf anfänglich nicht das, was dem König das unangenehmste war. Das in seinen eignen Verdruß eingewikelte Herz bedarf in diesen ersten Augenbliken, andrer Gegenstände, um sich aus demselben herauszuhelfen, besonders wenn die Ursache dieses Verdrusses etwas beschämendes in sich enthält. Es war also zu erst nur von den Herzogen von Bouillon, la Trimouille, und den übrigen dieser Parthey die Rede, denen ihre Bosheit neulich eingegeben hatte, sich durch das Intresse mit dem Prinzen von Conde', der Marquisin von Verneuil, und den von Entragues zu verbinden, welches man Sr. Majestät durch ihre eignen Briefe, und durch unbescholtene Zeugen darzuthun sich anheischig gemacht hatte.

Da ich den König bat, daß er mir einen ganzen Tag Bedenkzeit über den Rath lassen sollte, den er von mir wegen dieser neuen Cabale gefodert hatte; so fieng er nunmehr an, mir von seinem Aufenthalt zu Chantilly, von seinen Jagdpartheyen und endlich von dem Verlust, den er im Spiel erlitten, und von dem Geld, Nachricht zu geben, das er zu Geschenken für seine Mätressen und andre überflüßige Ausgaben verbraucht hatte, welche in den Verzeichnissen des laufenden Jahres sowol, als der Aufwand für die Manufakturen, und andre Gebäude, die eben so überflüßig waren, angeschrieben werden sollten. Alle diese Artickel zusammengerechnet betrugen eine so beträchtliche

Summe, daß Heinrich, der sich in seinem Herzen Vorwürfe darüber machte, um der Beschämung zu entgehn, die meine Worte in ihm erwecken würde, kein besseres Mittel fand, als daß er, eh ich noch Zeit hatte, zu antworten, hinzusezte, ich könnte dieser Summe noch ein Geschenk von sechstausend Thalern für mich beyfügen. Da dieses mich nicht hinderte, in meiner Miene nicht wenig Erstaunen und Verdruß über eine so unnöthige Vermehrung der Ausgaben zu zeigen; so suchte Heinrich einer nähern Erklärung dadurch auszuweichen, daß er sagte, er verdiene doch nach den Mühseligkeiten, mit denen sein Leben angefüllt gewesen sey, einige Nachsicht gegen seine Vergnügungen. Ich erwiederte mit meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit und Entschlossenheit, er habe Recht, wenn er nehmlich an die Stelle der Entwürfe, die er mir, und ich, auf seinen Befehl, dem König von England mitgetheilt hätte, den Entschluß setzen wollte, sein übriges Leben im Vergnügen und in der Weichlichkeit zuzubringen. Allein wenn er sich noch seiner ehmaligen Entwürfe erinnere; so würde er sich sicherlich betriegen, wenn er glaubte, sie könnten neben so kostbaren Lustbarkeiten bestehn: er müsse durchaus zwischen beyden eine Wahl treffen. Nach diesen Worten, welche Heinrich, ohne darauf zu antworten, voll Unruhe und mit der Miene eines Menschen anhörte, der in diesem Augenblik in tiefen Gedanken ist, hielt ich ein wenig inne. Allein die gegenwärtige Stellung seines Herzens, welche immer so vielen An-

theil an den Bewegungen unsrer Seele hat, reizte ihn zum Zorn und Unwillen. Er begnügte sich jedoch mir zu sagen, er sehe wol, daß ich anfange, eine schlechte Meinung von ihm zu haben, und befahl mir, ich sollte die Summen, von denen er mit mir geredet, ohne mich weiter darum zu bekümmern in die Verzeichnisse eintragen.

Dies schrekte mich nicht ab. Ich kannte den König beynahe wie mich selbst. Ich hatte ihn noch niemals weder gegen die Ehre, noch gegen die Wahrheit unempfindlich gefunden, und konnte nicht glauben, daß er es in so kurzer Zeit geworden sey. Anstatt also zu den gewöhnlichen Palliativen meine Zuflucht zu nehmen; fuhr ich, nachdem ich ihm gesagt, ich sehe wol, daß die Freyheit, mit welcher ich ihm Gegenvorstellungen gemacht, ihm mißfällig gewesen sey, nur aufs Neue fort, ihn von der gleichen Materie zu unterhalten. Ich sagte ihm von den Mitteln, die man in Deutschland und Italien in Bewegung setze, um den Weg zu den glorreichen Thaten zu bahnen, die er einst verrichten wollte, und von dem guten Erfolg, den die Bemühungen derjenigen hätten, welche auf seinen Befehl hieran arbeiteten. Ich wiederholte es ihm, daß alle diese Mühe verlohren wäre, wenn das Geld, welches mit der größten Sorgfalt dazu aufgehoben werden sollte, auf unnüze Sachen verschwendet würde. Ich zeigte ihm vermittelst eines sehr genau spezifizierten Calculs, aufs deutlichste, daß man dieses grosse Werk nicht anfangen könnte, wenn man nicht volle fünf und vierzig Millionen

in Händen hätte, welches die Einnahme von zwey Jahren ist, wenn man alles mit der größten Sparsamkeit zusammen hält. Auch mit dieser Summe müßte man noch voraussetzen, der Krieg würde nicht länger, als drey Jahre dauern, sonst müßte man die Einnahme der folgenden Jahre im Voraus einziehn, oder die Unterthanen durch ausserordentliche Auflagen zu Boden drücken. Hier sind Berechnung und Beweise.

Eine Armee von fünfzigtausend Mann zu Fuß, dieß ist das geringste welches man hier annehmen kann, kostet monatlich neunhunderttausend Livres zu unterhalten, und jährlich neun Millionen, wenn man auf das Jahr auch nur zehn Monate rechnet. Sechstausend Mann Kavallerie, welche zu der obigen Zahl von Infanterie erforderlich ist, kosten monatlich dreyhundert und vierzigtausend Livres, und jährlich drey Millionen, vierhunderttausend Livres. Eine Artillerie von vierzig Stük schweren Geschützes kann nicht gut bedient werden, als wenn man monatlich hundert und fünfzigtausend, und jährlich fünfzehnmalhunderttausend Livres darauf verwendet. Diese drey Artikel allein betragen jährlich beynahe vierzehn Millionen, und folglich in drey Jahren, als so lange man annihmt, daß der Krieg dauern werde, beynahe zwey und vierzig Millionen. Die Unkosten bey Werbungen, Ankauf von Wagen, Anlegung von Magazinen, u. s. w. welche im Anfang eines Krieges unausweichlich sind, können nicht weniger, als hundert und fünfzigtausend Livres betragen; und der

Abgang eben dieser Magazine, nebst übrigen unvermutheten Ausgaben für Munition eben so viel. Das Uebrige der fünf und vierzig Millionen wird sicherlich für ausserordentliche Ausgaben gebraucht, die ich ihrer Menge wegen hier nicht anführen mag.

Hierauf erwiederte der König, es würden sich, ehe noch alles zur Ausführung in Bereitschaft wäre, so viele Hindernisse zeigen, daß man umsonst gearbeitet hätte. Aber in dem Augenblik, da er so redete, las ich bereits auf seinem Gesicht, daß sein erster Zorn erloschen war, und daß er das alles vollkommen billigte, was ich ihm gesagt hatte. Er gestand dieses bald darauf, und sagte mir zugleich mit einer Aufrichtigkeit, welche an einem unumschränkten Fürsten höchst lobenswerth ist; die Schwierigkeiten, die er mir gemacht, und was er mir hartes gesagt hätte, rühre im Grund nur aus einem Herzen her, welches von einer weit grössern Last zu Boden gedrükt werde, als diejenige sey, über die er sich zuerst beklagt hätte, da er von den Ränken der Uebelgesinnten redete: nehmlich von seinen häuslichen Verdrießlichkeiten, die ihm die Marquisin von Verneuil und die Königinn verursachten. Diese Worte, die mir zum Unglük nur allzuaufrichtig schienen, gaben unsrer Unterredung eine andre Wendung.

Die Liebe, welche Heinrich gegen die Fräulein von Entragues gefaßt hatte, war eine von den unglüklichen Begebenheiten, welche das ganze Leben langsam vergiften, weil das an seinen edelsten Theilen angegrifne Herz zwar das Uebel ganz fühlt,

aber durch ein grausames Schiksal weder die Kräfte, noch den Willen hat, gesund zu weden. Dieser Prinz mußte allen Stolz, alle ungleichen Launen,*) allen Eigensinn erfahren, deren ein stolzes und ehrgeitziges Frauenzimmer fähig ist. Die Marquisin von Verneuil hatte Verstand genug, um die ganze Gewalt zu kennen, die sie über den König hatte, und bediente sich derselben nur, um ihn in Verzweiflung zu setzen. Sie unterhielt ihn immerhin mit den Gewissensbissen, die sie über die Gefälligkeit empfände, mit welcher sie sich seinen Begierden überlassen hätte: Gewissensbisse, die ihn um so viel mehr verdriessen mußten, da er wußte,

*) Er wirft ihr dieselben in einigen von den Briefen vor, welche unter den Handschriften der königlichen Bibliothek aufbehalten worden, wo man sie von der eignen Hand des Königs findet. „Ich hab aus Ihrem Brief, schreibt „er an diese Dame, leicht schliessen können, daß Sie „weder ofne Augen, noch einen ofnen Kopf hatten: denn „Sie haben den meinigen ganz anderst aufgenohmen, als „ich ihn verstand. Dieses auffahrende Wesen muß auf„hören, wenn Sie meine Liebe ganz zu besitzen wünschen, „denn als König, und als ein Gaskonier kann ich dies „nicht ertragen; und alle die, welche so stark lieben, wie „ich, wollen ebenfalls geschmeichelt, nicht angefahren seyn: „u. s. w. — Sie haben mir versprochen, sagt er in ei„nem andern, Sie wollen gut seyn: Da Sie nicht zwei„feln können, daß der Ton Ihres lezten Briefes mich „beleidigt habe, u. s. w. Journal du Regne de Henri III. Tom. 2. p. 290. u. f. Unter andern Originalbriefen von Heinrich, welche der jeztlebende Herzog von Sülly besitzt, sind auch zwey von ihm, an seine Maitresse. S. den neu herausgegebnen Recueil des Lettres de Henri le Grand.

daß sie dieselben bey Leuten von ziemlich niedrigem Stande leicht vergaß. In kurzem zeigten sie einander ihre Liebe nur durch Zänkereyen. Heinrich erkaufte also ihre Gunstbezeugungen sehr theuer, welche noch überdas durch keine von den Reizen gewürzt wurden, die zärtliche Herzen rühren, und welche obendrein eine beynahe ununterbrochne Trennung zwischen ihm, und seiner Gemahlin unterhielten.

Da diese Prinzeßin, welche von der Natur eine nicht sehr gefällige Gemüthsart, und von ihrer Nation einen sehr starken Hang zur Eifersucht erhalten hatte, ihre Nebenbuhlerin nicht ihren ganzen Haß empfinden lassen könnte; so ließ sies ihren Gemahl entgelten, und dieser unglükliche Prinz war also zwischen zweyen Frauenzimmern, welche weiter nichts gemein hatten, als daß sie, jede für sich, treulich halfen, ihm alle Freuden zu rauben. Alle Mühe, die man sich gab, um sie mit einander auszusöhnen, war beynahe in dem gleichen Augenblik verloren. Die Königin fiel gleich wieder darauf zurük, von Heinrich ein Opfer zu fodern, das er ihr nicht bringen konnte, und seine Weigerung, dieses zu thun, wenn sie gleich mit der größten Gütigkeit verbunden, und durch alle möglichen Gefälligkeiten versüsset ward, brachte sie so auf, daß sie darüber alles vergaß, und daß sie selbst daran arbeitete, die Ursache ihres eignen Verdrusses dadurch zu unterhalten, daß sie die Rechtsamen eines Gemahls von allem dem zärtli-

chen

chen und gefälligen trennte, das das Herz darein legen kann.

Sie bekam bald Nachricht von dem Heyrathsversprechen, welches der König der Fräulein von Entragues gegeben hatte: es ist dasjenige, von welchem ich, wie man oben gesehn, das Original zerrissen, und welches der König gleich wieder aufgesezt hatte. Die Königin hatte keine Ruhe, bis er ihr versprach, diese Schrift seiner Mätresse aus den Händen zu nehmen, ungeachtet alle Geistliche sie versicherten, sie sey durchaus ungültig. Heinrich nahm es zulezt aus purer Gefälligkeit auf sich, sie von der Marquisin zurükzufodern, und zwar in einem Ton, der ihr zeigen würde, daß er sich keine abschlägige Antwort geben lasse. Eben hatte er die ersten Schritte hierzu gethan, als er ins Arsenal kam. Die Gewalt, die er sich angethan, der geringe Erfolg, den er gehabt, und die Reden, mit denen seine Mätresse ihre Weigerung in der Unterredung begleitet hatte, die sie gestern mit einander gehabt, hatten seinem Herzen eine so tiefe Wunde beygebracht.

Die Marquisin von Verneuil gerieth in einen wüthenden Zorn, als sie von diesem Eheversprechen reden hörte, und hieß den König in den beleidigendesten Ausdrüken, dasselbe anderstwo suchen. Um ihr die mißbeliebigen Sachen, die er ihr zu sagen hatte, nicht in zweyen Malen sagen zu müssen, fieng der König an, der Marquisin ihre Verbindungen mit dem Grafen von Auvergne, ihrem Bruder, und mit den Aufrührern im Königs-

reich vorzuwerfen. Sie würdigte ihn auf diese Beschuldigung nicht einmal einer Antwort, fieng ebenfalls an, ihm Vorwürfe zu machen, und sagte ihm, es sey ihr unmöglich, länger mit ihm zu leben: so wie er älter werde, werde er mißtrauisch und argwöhnisch: sie werde mit Vergnügen sogleich einen Umgang abbrechen, welcher, neben dem daß sie nicht so gut dafür belohnt wurde, daß er ihr angenehm seyn könnte, „ihr, statt alles andern, „nur allgemeinen Haß und Eifersucht zuziehe.„ Sie nahm sich die Freyheit, die Königin in so verächtlichen Ausdrücken herunter zu machen, daß der König, wenn man seiner Erzählung glauben darf, auf dem Punkt war, ihr Ohrfeigen zu geben. Er verließ sie, um dieses zu vermeiden, plötzlich, aber voll von einem Unwillen, den er sich nicht bemühte, ihr zu verbergen, und mit einem Schwur, daß er wol Mittel finden werde, das Eheversprechen von ihr zu bekommen, welches diesen Sturm erregt hatte.

Nach dieser Erzählung, welche seinen Zorn aufs neue erregte, war er doch genöthigt, zu gestehn, und dies hätte ich ohnehin sonst vermuthet, er würde sich sehr schwer entschliessen können, alles das zu erfüllen, was er der Marquisin im Zorn gedrohet hatte: und nun fiel er, nach Art der Verliebten, welche niemals grössere Neigung haben, die geliebte Person zu erheben, als wenn sie alles mögliche Böse von ihr gesagt haben, auf die guten Eigenschaften seiner Maitresse, wenn sie diese Anfälle von Hitze und Eigensinn einmal überwunden hätte.

Er prieß mit verliebter Entzükung die Reize ihres Umganges, ihren aufgewekten Geist, ihre lebhaften und witzigen Antworten. Dieß war in der That nicht ohne Grund, und die Vergleichung mit der Gemüthsart der Königin, die Heinrich gleich nachfolgen ließ, machte ihm dieses noch weit fühlbarer. „Das alles finde ich bey Hause nicht, „sagte er; ich geniesse bey meiner Frau weder Ge„sellschaft, noch Unterhaltung, noch Vergnügen; „sie hat nichts gefälliges in ihrer Gemüthsart, „nichts süsses in ihrem Umgang; sie schikt sich auf „keine Weise, weder in meine Laune, noch in „mein Temperament. Wenn ich heim komme, „und anfangen will, vertraulich mit ihr zu reden, „und mich ihr nähere, um sie zu umarmen, oder „zu liebkosen; so macht sie mir eine so frostige „Miene, daß ich aus Verdruß gezwungen bin, „sie zu verlassen, und anderstwo irgend einigen „Trost zu suchen. Meine gute Muhme von Guise „ist meine ganze Zuflucht, ungeachtet sie mir „manchmal derbe den Text liest; allein sie thut „es mit einer so guten Art, daß ichs ihr keines„wegs übel nehme, und dennoch fortfahre, mit „ihr zu lachen.„ Dieß war in der That des Königs Gemüthsart, und vielleicht hatte die Königin es nur sich selbst zuzuschreiben, daß sie ihn nicht von den Fesseln ihrer Nebenbuhlerin befreyet, und von allen andern Liebeshändeln abgehalten hatte: wenigstens glaube ich, daß es mit aller möglichen Aufrichtigkeit und aus der besten Absicht geschah, da er am Ende dieser Unterredung in mich

drang, ich sollte die Königin, seine Gemahlin bereden, daß sie sich in seine Manieren und in den Ton seiner Gemüthsart schiken sollte.

Ich nahm hierauf das Wort, um zu antworten, und es ließ sich in der That viel über dieß alles sagen; allein wir wurden durch die Herrn von Vic, Trigny, Piles, Fortia und andren unterbrochen, welche in diesem Augenblik hineintraten, und sagten, es warte schon mehr, als eine Stunde jedermann auf uns, und es sey so spät, daß man die Geschäfte diesen Morgen nicht würde beendigen können. Der König folgte ihnen, nachdem er mir das Stillschweigen empfohlen, und trat in den Saal, wo das Uebrige dieses Tages und die zween folgenden ganz mit den Geschäften zugebracht wurden, die ihn hergeführt hatten. Die Stelle eines Unteraufsehers der Strassen in Güyenne ward auf meine Empfehlung dem Herrn von Bicose gegeben, welcher bereits in des Königs Diensten stand. *) Man ernannte einen Kommissar, zur Schleifung des Forts zu Craon. — Ich lasse eine Menge andrer unwichtiger Verfügungen weg, welchen diesen ähnlich sind.

Beym ersten müßigen Augenblik ermangelte der König nicht, die abgebrochne Unterredung mit mir wieder anzuknüpfen. Der Gegenstand derselben lag ihm so sehr am Herzen; daß er mir ein Handbriefchen nach dem andern schrieb, um mir einzuschärfen, ich sollte die Aussöhnung zwischen

*) Biscose, oder Bissouse war Finanzsekretair.

ihm und der Königin zu Stande zu bringen suchen, die er mir vorgeschlagen hätte. Ich sah wol, daß ich bey der Vollstrekung dieses Befehles einige Gefahr lief. Ein allzustarker und offenherziger Eifer bey zwey Personen von diesem Rang stellt öfters der Empfindlichkeit der einen, und bisweilen beyder Partheyen bloß. Ueberdas kannte ich mich genugsam, um zu wissen, daß dieser Auftrag sich gerade am wenigsten für mich schikte, weil diese kleinen Zwistigkeiten meiner Gemüthsart durchaus zuwider sind.

Ich entschloß mich also, alles mögliche zu thun, um den König zu vermögen, daß er aus eigner Wahl den einzigen vernünftigen Entschluß fassen möchte. Gründe, Ermahnungen, Beyspiele alles ward von mir gebraucht, um ihm zu beweisen, daß es nur von ihm abhange, ein für allemal sein Herz zur Ruhe zu bringen: Er dürfe nur gegen jedermann den Ton eines Herrn annehmen; die Königin nöthigen, ihre üble Laune, ihre Vorwürfe, und besonders ihre öffentlichen Klagen, welche immer einen ärgerlichen Lärm verursachten, bey sich zu behalten; und endlich in Absicht auf diejenigen, welche das Gemüth dieser Prinzeßin vergifteten, auch das geringste Wort ernstlich bestrafen, das dieselben wagen würden, ihr zu hinterbringen, oder gegen Se. Majestät zu sagen. Ich stellte dem König vor, es würde ihn, um seine Ruhe sicher zustellen, weiter nichts, als die Anwendung des kleinsten Theils von jenem Muth, und von jener Geistesstärke kosten, wovon er bey Anläsen von weit

mehr Wichtigkeit so viele Proben gegeben hätte; seine Ehre leide unter einer Schwachheit, die an einem so grossen Prinzen beynahe unbegreiflich sey. Ich sagte ihm, jeder unumschränkte Herr könne, ohne ein Tyrann zu seyn, nur vermöge des Rechts, das ihm seine Würde gäbe, von seinen Unterthanen und Hofbedienten, sowol für seine Person, als in Absicht auf den Staat, den Gehorsam fodern, welcher nöthig wäre, um die Subordination und den Respekt bey jedermann zu erhalten, und er sey keineswegs tadelnswerth, wenn er diejenigen ernstlich strafe, welche sich in seine häuslichen Angelegenheiten mischen, und die Ruhe seiner Familie stören. Diesen Vorstellungen fügte ich Bitten bey: ich beschwor den König mit gefaltenen Händen, und mit Thränen in den Augen, daß er sich seines Ansehns bedienen sollte. Der Zustand, in dem ich ihn sah, erregte mein ganzes Mitleid.

Es ist gewiß, daß dieser Prinz nur diesen Entschluß fassen konnte, und ich war nie im Stand, zu begreifen, warum ihm derselbe so sehr zu wider sey. Er erinnerte sich der Räthe, die ich ihm zu Blois gegeben, und da der Unterscheid zwischen denselben, und denen, die ich ihm dießmal zu befolgen anrieth, ihm eine Art von Vortheil über mich verschaften; so gab er mir mit einer Art von Selbstzufriedenheit zu verstehn, ich sey vielleicht eben so gut, als er, an allem dem Schuld, was vorgefallen sey. Allein dieser Unterscheid war, wenn man die Sache genau untersucht, nur an-

scheinend, und als ich den König abhielt, sich eines Mittels zu bedienen, das die gefährlichsten Folgen nach sich ziehn konnte; (mehr kann ich nicht sagen, ohne die Verschwiegenheit zu brechen, die ich ihm damals gelobte) so war ich weit entfernt, Mittel zu verwerfen, die so leicht und so wenig gewaltsam waren, daß man nicht einmal einen blossen Hausvater tadeln würde, wenn er sich derselben zur Wiederherstellung der Ruhe in seinem Hauswesen bediente. Wirklich war Heinrich auch genöthigt, mir zu sagen, wenn ich ihn genau kennte, so würde ich sehn, daß es ihm unmöglich sey, nur die geringste Strenge gegen Personen, die er gewöhnt hätte, vertraulich mit ihm umzugehn, und besonders gegen ein Frauenzimmer zu gebrauchen.

Nunmehr wußte ich ihm weiter nichts zu sagen, als er sollte seine Maitresse entfernen, und seine Gemahlin auf alle nur mögliche Weise zubefriedigen suchen. Auch hier wich er mir aus, indem er sagte, er sey bereit, wenn es seyn müßte, der Königin alle Ursache zum Mißtrauen zu benehmen; allein er sehe voraus, daß er sich sein ganzes übriges Leben Gewalt anthun würde, ohne sie zu bessern, weil sie, wenn sie den Eingebungen der Vernunft zu folgen glaubte, in der That nur den Antrieben ihrer Galle folgen würde. Um mir dieß zu beweisen, ließ sich Heinrich in eine lange Herrechnung der Fehler der Königin ein, worinn er gleichwol beynahe nur das wiederhollte, was er mir bereits gesagt; sie finde ein Vergnügen darin,

ihm zuwider zu seyn, und ihn zu erzörnen. Er sezte noch hinzu, sie habe bey jeder Gelegenheit einen so starken Haß gegen seine natürlichen Kinder gezeigt, ungeachtet dieselben bereits geboren waren, ehe sie nach Frankreich kam, daß sie denselben sicherlich nie ablegen würde. Er hielt sich lange bey der Undankbarkeit auf, die sie immer sowol gegen seine gute Behandlung, als gegen seine Aufmerksamkeit gezeiget hätte, allen ihren etwannigen Geldbedürfnissen zuvorzukommen, ungeachtet er wol gewußt hätte, daß sie es nur an die Leonor, ihren Mann und einige andre wegwerfe, die ihr die schlimmsten Räthe gäben. Er nahm mich zum Zeugen, daß noch keine Königin in Frankreich so viel Geschenke bekommen hätte, und in der That war ich immer der erste, der sie hierin begünstigte, und meiner Gemahlin befahl, darum zu bitten, welches ich einzig um des Friedens willen, der durch dieses Mittel oft erkauft werden kann, und immer auf des Königs ausdrücklichen Befehl that. Unstreitig würde niemand, wenn man sah, wie der König gegen den Conchini und seine Frau aufgebracht war, die er für Creaturen von Spanien, und für Spionen des Herzogs von Florenz hielt, gerne an der Stelle dieser Italiener gewesen seyn; allein Heinrich begnügte sich, sich Vorwürfe zu machen, daß er dem Rathe nicht gefolgt hätte, den ich die Freyheit genohmen hatte, ihm zu geben, da die Königin nach Frankreich kam, er sollte diese ganze Italienische Brut nicht mit ihr über das Gebirg kommen lassen.

Diese lange Unterredung endigte sich genau, wie die leztere mit dem Befehl, daß ich durch die sanftesten Mittel suchen sollte, die Königin zu bewegen, sich gegen alle Wünsche des Königs gefällig zu bezeigen, und zwar ohne daß sie vermuthen könnte, daß ich dieses auf höhern Befehl thüe. Heinrich bat mich aufs dringendste darum, und empfahl mir dieses Geschäfte mit den Worten, er zweifle nicht, es werde mir gelingen. Er erinnerte sich an eine andre Gelegenheit, bey welcher ich diese Prinzeßin beredet hatte, an den König ihren Gemahl einen Brief zu schreiben, wozu sie keiner von denen, die es versuchten, hatte vermögen können.

Achtzehntes Buch.

1604.

Gerade zu der Zeit, da alles dies vorgieng, bot mir der Zufall eine Gelegenheit an, die mir zur Ausführung des Auftrages sehr günstig zu seyn schien, den ich eben in Absicht auf die Königin bekommen hatte. Die gewöhnlichste Art, dieser Prinzeßin Geschenke zu machen, war entweder, daß man ihr zu gefallen dergleichen Edikte bewilligte, die denen ähnlich waren, von welchen ich

oben geredet, oder daß man sie von Käufen und Pachtkontrakten, die sie zu Stande gebracht hatte, weil sie dieselben in ihren Schutz nahm, Trankgelder ziehn ließ; und diese Edikte oder Käufe mußten immer erst durch meine Hände gehn, ehe sie vollstrekt werden konnten, indem ich die Personen, welche Antheil dran hatten, entweder ernennen und prüfen, oder sie dazu bevollmächtigen mußte.

Man kam einst zu der Königin, und bot ihr achtzigtausend Livres an, wenn sie ein Edikt auswirken könnte, welches die Beamten bey der Salzsteuer in Languedok betraf. Sie schikte Argouges *) an mich, um mir das Edikt zuüberbringen. und mir von dem Anerbieten Nachricht zu geben. Ich erwiederte ihm, der König würde ihr, ohne grossen Schaden für das allgemeine Wohl, die Gnade bewilligen können, um die sie bitte; allein ich glaube, sie habe ihre Zeit nicht sehr gut gewählt, um dieselbe zu erhalten, weil der König über einige von ihren lezten Schritten so mißvergnügt geschienen hätte, daß ich sehr befürchtete, er werde ihr diese Bitte nicht zugestehn, wenn sie wenigstens nicht anfange, ihn zu besänftigen, wozu ich ihr meinen Rath und meine Dienste anzubieten die Freyheit nehme, wenn sie glaube, daß ihr dieselben bey diesem Vorfall nüzlich seyn würden, wie sie es einige andre Male gewesen wären.

---

*) Florent von Argouges, Schatzmeister beym Hofstaat der Königin. Sein Sohn ward erster Präsident im Parlament von Bretagne, und starb als Staatsrath, und Mitglied des königlichen Conseils.

Die Königin war es zufrieden, und versprach alles, weil eine so beträchtliche Summe sie reizte. Sie hofte, es werde ihr, wie ehemals gelingen, wenn sie dem König einen sehr demüthigen Brief schriebe; sie that dies, und ließ mich zu sich kommen, um mir denselben zuzeigen, und war ganz bereitwillig, alles darin zu ändern, was ich allenfalls zu ändern nöthig fände.

Noch nie hatte ihr ein Schritt so viel gekostet. Sie hatte eine so starke Abneigung gegen die Marquisin von Verneuil, daß sie dieselbe kaum würdigte, ihren Namen auszusprechen. Allein wenn irgend etwas sie an dieselbe erinnerte; so drükten alle ihre Geberden, ihre Bewegungen, und selbst ihr Stillschweigen, dasjenige natürlich aus, was sie nicht sagen wollte. Da man sie nothwendig daran gewöhnen mußte, von ihrer Feindin reden zu hören; so führte ich sie ganz offenherzig auf dieses Capitel, und dies gab ihr Anlaas, ihr Herz zu erleichtern, indem sie die Marquisin mit einer Menge der ärgsten Schimpfnamen überhäufte. Sie sagte, sie würde sich niemals entschliessen können, eine Weibsperson mit guten Augen anzusehn, welche sich erkühnte, sich mit ihr zu vergleichen; welche ihre Kinder in dem gleichen Stolz und Mangel von Achtung gegen sie erzöge; welche den Staat in Verwirrung sezte, da sie den Empörern Muth mache, ohne daß der König, den seine Leidenschaft verblende, sich Mühe gäbe, ihr den Kopf zurecht zusetzen.

Anfänglich nahm ich an ihrem Verdruß Antheil,

allein ich ließ sie doch, da ich denselben von ihrem Betragen gegen den König herleitete, ihren Fehler so gut fühlen, daß sie einen zweyten Brief an den König zu Papeir brachte, so wie ich ihr denselben diktirte. Sie schikte ihn dem König zu, welcher von Fontainebleau, wo er sie zurük gelassen hatte, wieder nach Paris gekommen war. Voll Freude über diesen Brief beantwortete er ihn sanft und höflich genug, daß er natürlicher Weise von der Königin eine Rükantwort in dem gleichen Ton erwarten durfte: Allein zum Unglück gaben gerade zu der Zeit, da man ihn der Königin einhändigte, ihre Kundschafter ihr Nachricht, daß der König nichts destoweniger nach seiner Gewohnheit zu der Marquisin gegangen sey; daß man daselbst über ihre Leichtgläubigkeit gespottet hätte, u. s. w. welches alles sie das wieder vergessen machte, was sie eben versprochen hatte. Sie sagte, der König betriege sie, und begnügte sich, statt zu schreiben, dem Ueberbringer des Briefs Sr. Majestät in einem troknen und verächtlichen Tone zu sagen, sie werde nicht schreiben, weil sie den König, nach seinem Bericht, morgen zu sehn erwarte. Den König verdroß dieses Verfahren, wie billig, und er konnte nicht dazu schweigen. Diejenigen, die es hörten, waren nicht die Leute, die eine Sache geheim halten konnten, wie ich, dem er in der ersten Hitze Nachricht davon gab. Man hinterbrachte beyden Theilen alles getreulich, und die Sache ward noch verwikelter, als vorher.

Nun mußte ich wieder ins Feld, um diesen neuen

Zwist zu stillen: Allein was konnte ich erwarten? Höchstens eine Zwischenzeit von Ruhe, welche nicht länger dauern würde, als alle andern, so lange der König nicht das einzig wirksame Mittel ergreifen würde. Ich schlug ihm dasselbe nochmals vor, da er mich einst durch la Varenne zu sich bescheiden ließ, um mit mir einigen Trost für seinen Verdruß aufzusuchen, welcher von Tag zu Tag drückender ward. Ich fand ihn in der Orangerie der Tuilerien, wo ein Regenguß ihn genöthigt hatte, einzutreten. Da er mir unaufhörlich die Frage wiederhollte, was ich ihm zu thun rathe, und auf meine Weigerung es mir ausdrücklich zu sagen befahl; so erwiederte ich; „er sollte auf der „einen Seite vier oder fünf Personen über Meer „schiken, und auf der andern eben so viel über die Gebirge.„ Der König antwortete, die Hälfte dieses Rathes könne leicht vollzogen werden, indem ihn nichts hindern würde, mit Aufrührern nach der Strenge zu verfahren, welche selbst an seinem Hof Verschwörungen anspönnen: allein mit den Italienern habe es eine andre Bewandniß, weil er, neben dem, daß er von dieser rachsüchtigen Nation alles befürchten müßte, der Königin dadurch, daß er ihr ihre Günstlinge raube einen Streich versezte, der sie unversöhnlich machen würde. Der König glaubte beym Nachdenken über meinen Vorschlag, einen Mittelweg gefunden zu haben, der aber sehr sonderbar war, nehmlich daß man seine Gemahlin suchen sollte zu bereden, daß sie selbst ihre Einwilligung zu dem Rath gäbe,

den ich ihm ertheilt hatte. Er hielt sich dabey auf, gleich, als wenn die Sache möglich gewesen wäre; und er befahl mir noch überdas, aus allen Kräften daran zu arbeiten, daß dieses Wunder zu Stande käme, wobey er mir, im Fall die Sache gelingen sollte, versprach, er wolle in dem gleichen Augenblik allen seinen Liebeshändeln entsagen. Dies war der neue Auftrag, den ich von ihm bekam: er sagte hierauf, er wolle mich darüber nachdenken lassen, wie die Sache anzufangen wäre, und sezte seinen Spaziergang in dem Garten allein fort, indem der Regen während unsrer Unterredung aufgehört hatte.

Ich fieng bey der Königin nicht damit an, daß ich ihr gleich anfangs eine Einwilligung abfoderte, die sie nicht geneigt war, zugeben. Ich glaubte, wenn man den günstigen Augenblik, dieses zu erhalten finden könnte; so würde dies nur vermittelst einer gänzlichen Aussöhnung zwischen beyden Majestäten geschehn. Ich arbeitete mit solchem Eifer hieran, daß ich sie endlich in das beste Verständniß mit einander sezte, in welchem sie je gewesen. Man kam überein, das geschehene zu vergessen, und in Zukunft allen Ohrenbläsern kein Gehör mehr zugeben. Diese Stille dauerte drey Wochen lang, und während dieser Zeit war der Hof voll Freude und Lustbarkeiten. Allein da neue Ränke von der Marquisin von Verneuil, vermittelst neuen Dazwischentragens, ihre gewöhnliche Wirkung bey der Königin hervorgebracht hatten; so würden alle diese guten Entschliessungen zum

zweyten Mal zu Wasser, und nun mußte ich wieder, als zu einem lezten Hilfsmittel, meine Zuflucht zu dem Auswege nehmen, den der König vorgeschlagen hatte.

Man kann leicht begreifen, mit was für einer Miene die Königin den Vorschlag anhörte, diejenigen Personen ihres Hofstaates mit einer Art von Schande weg zu schicken, die sie am meisten liebte. Ich hatte es erwartet, und mir nur von der hartnäckigen und öftern Wiederholung dieses Vorschlages etwas versprochen. Allein die Königin blieb immer unbeweglich, und Heinrich erfüllte, um alles zu gestehn, auf seiner Seite, das Versprechen, das er mir gegeben hatte, dieses Opfer durch die Aufgebung alles vertrauten Umganges mit jedem andern Frauenzimmer, als mit der Königin, zu erwiedern, so schlecht, daß sie hieraus die besten Gründe für ihre Weigerung, den Meinungen Gehör zu geben, hernahm.

Was ich vorgesehn hatte, begegnete. Die Königin, von denjenigen aufgehezt, die ich geradezu angrif, fieng an, mir selbst Händel zu machen. Sie beklagte sich, ich habe ihr nicht Wort gehalten, gleich als wenn es in meiner Gewalt gestanden hätte, ihren Gemahl von seiner Mätresse zu trennen. Allein ich unterließ nicht, ihr zu sagen, sie halte das ihrige noch weit schlechter, und sie sey wegen ihres frostigen, und dem Seinigen geradezu wiedersprechenden Charakters, den der König um so vieler Rükfälle willen als unverbesserlich ansehn müßte, selbst Schuld an dem Uebel,

das sie mir aufbürde. Ich berufte mich auf die Frau von Guise, als auf ein Beyspiel, dem sie hätte nachfolgen sollen, um den Verstand und das Herz Sr. Majestät an ihre Person zu binden. Hierauf beklagte sie sich öffentlich, ich habe für ihre Briefe nicht die Achtung, die ich denselben schuldig wäre. Die Frau des Conchini gab mir Nachricht hiervon, welche unter denjenigen, denen die Königin alle Gewalt über sich einräumte, noch die vernünftigste war. Ich antworte auf diese Klage, es sey wahr, daß ich für Briefe, die von der Hand irgend eines von ihren Sekretairen geschrieben seyen, nicht immer Achtung hätte, weil sie entweder ohne ihr Vorwissen von Unverschämten, die ihren Namen mißbrauchten, diktiert, oder in der Absicht geschrieben wären, mir den Haß einer Weigerung bey ihr zuzuziehn; allein was diejenigen beträfe, welche von ihrer eignen Hand an mich geschrieben seyen, so fodre ich jedermann heraus, mich zu überweisen, daß ich dieselben nicht mit aller möglichen Ehrfurcht und Gefälligkeit beantwortet habe.

Und um nichts zuverheelen, muß ich hier sagen, daß ich es nöthig hatte, immer an meine Pflicht so lebhaft zu denken, als ich wirklich dachte, damit ich mich in Absicht auf die Königin nicht davon entfernte. Ihres Foderns war kein Ende. Nur die gewöhnlichen Ausgaben für ihren Hofstaat kosteten dem König alle Jahre dreyhundert fünf und vierzig tausend Livres. So viele Geschenke, Trankgelder, und Edikte ihr auch immer bewilligt wurden

den, so waren sie doch für ihre übrigen Ausgaben nicht hinreichend. Sie versezten einst aus Verdruß ihre Ringe und Edelsteine, oder vielmehr die Edelsteine der Königinnen in Frankreich, und man war genöthigt, die Summe zu ihrer Wiederauslösung aus dem königlichen Schatz zu nehmen. Das Edikt für die Befreyung gewisser Personen in jeder Pfarre ward zu ihrem Vortheil ausgefertigt. Als einige Einnehmer in Rouergue und Quercy in der Bezahlung ihrer Gelder zurükgeblieben waren, so ließ sie sich dieselben zueignen. Sie wollte die Unkosten bey der Hochzeit des Italieners Santy, ihres Gärtners bestreiten, und foderte deswegen sechshundert Livres von mir, welches nur eine Kleinigkeit ist, aber gerade aus diesen Kleinigkeiten kann man vornehmlich von der Neigung der Fürsten zur Oekonomie urtheilen. Was konnte ich, da es gleich unmöglich war, ihr alles zubewilligen, und alles zu verweigern, anders thun, als wirklich alles das abschlagen, was eigentlich die Gerechtigkeit und das Wohl des Staates verlezte; und in Absicht auf dasjenige, was man durchaus zugestehn mußte, besonders bey jenen Edikten, verhindern, daß bey der Erhebung des Geldes niemand gedrükt würde? Was die persönlichen Streitigkeiten beyder Majestäten betrift, so kann man sagen, der König sey unbegreiflich schwach, und die Königin so eigensinnig gewesen, daß man sie nicht entschuldigen kann

Da ich sah, wie wenig weit ich seit der Zeit gekommen war, da ich mich mit allen diesen häus-

lichen Zänkereyen abgab; so begrif ich zulezt, daß dieses Sachen wären, die man einzig die dabey intereßierten Personen mit einander müsse ausmachen lassen. Ich zog also ganz sachte die Hand aus dem Spiel, und überließ dem Herrn von Sillery, dessen sich der König ebenfalls bediente, von ganzem Herzen das freye Feld. Heinrich fand bisweilen, daß derselbe diese beyden Damen sanfter behandelte, als ich, und dieß glaub ich gerne. Ich kann weder schmeicheln, noch meine Gedanken verbergen, und diese Handthierung erfodert weiter nichts, als eine glatte Zunge und Verstellung; ohne diese beyden Stücke hat man nichts zu hoffen, und alles zubefürchten, und zwar gedoppelt zubefürchten, wegen des Antheils, den die Gemahlin und die Maitresse hier hatten. Man hat dies eben in Absicht auf die erstere gesehn; und in Absicht auf die leztere kann ich es ebenfalls aus der vollständigsten Erfahrung sagen. Hätte ich nicht meine guten Maasregeln genohmen, so wäre ich, nur vor wenigen Tagen, in Gefahr gewesen, das Schlachtopfer des Liebhabers und der Maitresse zu werden, und zwar bey folgendem Anlaas.

Zu der Zeit, da die Zwistigkeiten sich von Tag zu Tag zwischen dem König und der Marquisin von Verneuil vermehrten, ward ich von ihm an diese Dame geschikt, um ihr die heftigsten Vorwürfe zu machen. Statt nachzugeben, und zugestehn, daß sie Unrecht hätte, fieng sie an in einem so hohen Tone zu reden, daß ich diesmal nicht alle

Hofnung aufgab, der Auftritt würde sich durch einen offenbaren Bruch enden, welches ich von Herzen wünschte. Nicht nur weigerte sie sich, dem König die Genugthuung zu geben, die er foderte, sondern sie schien überdas noch so fest entschlossen, allen Umgang mit dem König abzubrechen, daß sie mich sogar mit den dringendsten Bitten ersuchte, ihn diesen Entschluß, als gleich wichtig für sie beyde, genehmigen zu machen, und von mir begehrte, daß ich, so bald ich nach Hause gekommen wäre, einen Brief an Se. Majestät schreiben sollte, den wir mit einander aufsezten, und worin ich mich solcher Ausdrücke bediente, die stark genug waren, um mich glauben zu machen, daß es ihr Ernst sey. Allein da die Kenntniß, die ich von dem Charakter dieser Dame hatte, mich befürchten ließ, daß sie dasjenige, was ich dem König schreibe, nicht würde anerkennen, und mich in Verdacht bringen wollen, daß ich durch Ränke sie mit dem König über den Fuß zu spannen gesucht habe, welches er mir, so nachsichtsvoll er auch immer seyn möchte, nicht verziehen hätte, weil er in den Angelegenheiten seines Herzens sehr kützlicht war; so nahm ich die Vorsicht, diesen Brief der Marquisin zu übersenden, ehe ich ihn Sr. Majestät einhändigen liesse, und befahl dem Ueberbringer zugleich, ihr zu sagen, sie sollte denselben lesen und genau untersuchen, damit sie sähe, daß ich weiter nichts in diesen, sehr langen, Brief gesezt, als was sie mir selbst diktiert hätte, und sie sollte mir melden, ob ich nicht gewissenhaft dem Ausdruk ihrer Wor-

te gefolget hätte. Ich schärfte dem Ueberbringer vorzüglich ein, er sollte mir keinen mündlichen Bericht bringen, sondern die Marquisin nöthigen, das, was sie zu ändern nöthig fände, und was sie mir sonst zu sagen hätte, niederschreiben.

Sie hatte bereits von der ersten Strenge ihres Entschlusses viel nachgelassen. Mein Bedienter bemerkte es daraus, daß sie über die Ausdrücke zankte, und ihm sagte, sie sey gar nicht damit zufrieden, ungeachtet sie der gänzlichen Zurückhaltung des Briefes nicht gedachte. Da er sah, daß sie ihn nach dieser unbestimmten Erklärung, ohne irgend eine bestimmtere Antwort wegschicken wollte, und sich an meine Befehle erinnerte, so sagte er ihr, er habe ein schlechtes Gedächtniß, und bat sie, sie sollte dasjenige, was sie ihm eben gesagt hätte, zu Papeir bringen, um ihn nicht in Gefahr zu bringen, ausgescholten zu werden, weil er ihre Worte entweder vergessen, oder verkehrt überbracht hätte. Sie begrif das vollkommen, was man ihr nicht sagen wollte; allein sie hatte sich zu weit eingelassen, als daß sie hätte zurükgehn können. Sie ergrif also die Feder, und schrieb mir; sie sey mit dem Brief zufrieden, einen einzigen Ausdruk ausgenohmen, welcher, wie sie sagte, im Stand wäre, den König aufzubringen. Ich hatte dem König nemlich geschrieben, sie bitte ihn, daß er ihr noch zuweilen die Ehre erwiese, sie zu besuchen, aber ohne einen genauen Umgang: diesen leztern Ausdruk milderte sie durch den Zusatz; ohne ei-

nen genauen Umgang, der ihm schaden könnte, welches eben nicht sehr verschieden war.

Ich verschloß den Brief der Marquisin sorgfältig, und schikte den Meinigen dem König mit einiger Hofnung, daß er, wenn nicht aus vernünftigen Gründen, doch aus Stolz die Hand zu dem Entschluß bieten würde, den seine Maitresse faßte, und daß er's endlich müde seyn würde, von einem Weibe sich meistern zu lassen. Er las meinen Brief wirklich zweymal, mit dem ganzen Unwillen und Verdruß, den ihm derselbe verursachen mußte. „Nun, gut! sagte er, sie will es, und „ich wünsche es noch weit stärker: sie wird in ihrem eignen Netze gefangen werden.„ Der König sagte dies zu sich selbst, zwischen den Zähnen, und nur halblaut: allein mein Bote verstand es gleichwol. Heinrich foderte Papeir und einen Schreibzeug und schikte mir durch den gleichen Mann ein Briefchen, in welchem er mir versprach, daß die Marquisin von Verneuil kommenden Montag ein eigenhändiges Schreiben von ihm bekommen sollte, welches zeigen würde, daß er noch Herr über seine Leidenschaft sey.

Dieser Brief ist vom 16 April datirt: allein der vom Montag blieb zurük; noch mehr, da der König selbst nach Paris gekommen war, so eilte er sogleich zu seiner Maitresse, indem er sich zum wenigsten schmeichelte, er würde sie ganz beschämen, und ihr tausend Bezeugungen von Reue abnöthigen. Nichtsweniger: er selbst spielte diese Rolle. Er wollte nichts von allen seinen Agenten wissen:

er gab sich selbst schuldig: mit einem Wort, er überließ sich der Gnade einer Person, die er eben mit der größten Verachtung behandelt hatte. Itzt war es mein Glück, daß ich einen Brief von der Marquisin von Verneuil in Händen hatte, welcher ihrem Zorne gegen mich Schranken sezte. Sie glaubte inzwischen doch, dieser Brief könne sie wenigstens nicht an einem Versuche hindern, mich für einen Spitzbuben und Verläumder halten zumachen, und ich wollte nicht Bürge dafür seyn, daß Heinrich ihr in diesem Augenblik nicht glaubte. Ihr Brief, den ich ihm im Arsenal vorwies, benahm ihm zwar den Irrthum, allein er öfnete ihm die Augen über seine treulose Maitresse nicht. Er verließ mich mit den Worten, er wolle zu ihr gehn, und ihr derbe den Kopf waschen. Ich glaubte es aber nicht, und konnte ich dieß, nach dem, was vorgegangen war, wol thun?

Nach der Wiederaussöhnung zwischen dem König und seiner Gemahlin, welche, wie man gesehn hat, für einen Augenblik auf Unkosten der Marquisin von Verneuil gemacht wurde, suchte die leztere, die ihre Ungnade dießmal für unausweichlich hielt, den Frieden zu stören, und dieß gelang ihr nur allzugut. Es ist zum Erstaunen, wie viele Triebfedern sie in Bewegung zu setzen wußte, um die Liebe des Königs von neuem anzufachen, seine Eifersucht zu erregen, ihn wieder an sich zu ziehn, und sogar um sich furchtbar zu machen. Sie bediente sich religioser und weltlicher Hilfsmittel; ward andächtig; mischte sich ganz offenbar unter

die Parthey der unruhigen; suchte alle unverheiratheten Frauenzimmer auf, denen Heinrich etwa die Aufwart gemacht hatte; ließ sie vorgeben, sie haben Eheversprechungen von ihm erhalten, wie sie selbst; mißbrauchte die ihrige so sehr, daß sie behauptete, sie habe dadurch ein eingebildetes Recht erhalten, die Vermählung mit der Königin aufheben zu lassen; und sie fand sogar, so unglaublich dieß scheinen mag, Geistliche, die sie in diesen Tollheiten bestärkten, und sich erkühnten, die öffentlichen Aufgebote zu der Vermählung zu thun, zu deren Vollstrekung sie den König, wie sie sich rühmte, nöthigen würde. Zu gleicher Zeit streute man eine ungeheure Menge von Briefen, und andere Schriften in die Welt hinaus, worin man den lächerlichen Ansprüchen dieser Frau Gründe lieh. *) Heinrich hätte viel drum gegeben, wenn er die Urheber derselben hätte entdecken können. Er bediente sich, um dieses zu bewerkstelligen, beynahe seines ganzen Hofes, und ich bekam so gut, als die andern meinen Antheil daran.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Vorfälle, die mit dieser Sache in Verbindung stan-

---

*) Die Klage, die der Cardinal von Ossat bey dieser Gelegenheit über den Spanischen und Savoyischen Hof, und besonders über einen Capuziner, namens P. Hilarius von Grenoble führt, welcher für die Anhänger der Marquisin von Verneuil zu Rom arbeitete, findet man in seinen Briefen vom 22 Februar, 15 Oktober 1601. und vom 1. April 1602. Die Unverschämtheit der Libellen ist wol niemals weiter getrieben worden, als in jenen Zeiten.

den, anführen wollte. So unbedeutend dieselben auch immer sind, so zogen sie dennoch einigen von denen, die sich darein gemischt hatten, sehr ernstliche Händel zu. Allein ich werde allgemach selbst müde, einen solchen Gegenstand zu behandeln, und nachtheilig von einem Prinzen zu reden, welcher mir sonst so vielen Anlaas gegeben hat, die heldenmüthige Standhaftigkeit seines Herzens zu loben. Dieser ganze Lerm, welcher keine andre Ursache, als eine blosse Zänkerey zweyer Verliebter hatte, endigte sich wie gewöhnlich, mit einer Verdopplung der Liebe Heinrichs gegen seine unwürdige Maitresse, welche das Mißverständniß zwischen ihm und der Königin auf's Höchste trieb. *) Es war so bestimmt, daß er, durch einen sehr seltsamen Wiederspruch, seine Vergnügungen und seine Freude immer auf Unkosten seiner Ruhe und seiner Gesundheit suchen sollte. Ich bekümmerte mich in der Folge nur dieser zween Gründe wegen darum. Konnte ich ohne den lebhaftesten Schmerz die Gesundheit eines Prinzen augenscheinlich abnehmen sehn, dessen Leben mir theuer war? Er hatte

*) „Der Herzog von Sülly hat mir einige Male erzählt, „sagt der Autor der histoire de la mere & du fils, er „habe sie nie acht Tage lang einig gesehn. Er sagte mir „ebenfalls, der Zorn habe einst die Königin so übernoh„men, da sie nahe bey dem König stand, daß sie den Arm „aufhebte, so daß er befürchtete, sie möchte weiter gehn, „und ihr denselben mit weniger Höflichkeit niederdrükte, „als er selbst wollte, und zwar so heftig, daß sie hinten„her sagte, er habe sie geschlagen u. s. w. „ Tom. I. S. 8.

in dem Lauf dieses Jahres keine tödliche Krankheit, allein nie gab er seinen Aerzten, la Riviere und dů Laurens so viel zu schaffen. Er mußte öfters zu Ader lassen, zur Diät, und zu stärkenden Brühen seine Zuflucht nehmen, um den schlimmen Folgen eines schwarzen und verbrannten Geblütes abzuhelfen, das man ihm bey verschiednen Unpäßlichkeiten, die er hatte, abzog. Der Zorn, der Verdruß, und die Ungeduld brachten sein Geblüt in solche Wallung, daß sich einst, bey einem heftigen Unwillen über das Betragen der Marquisin von Verneuil, gerade da er sich zu Tisch setzen wollte, um zu Mittag zu speisen, die Ader wieder öfnete, die er sich gestern hatte schlagen lassen. Er reißte mit der Königin nach Monceaux, um die Wasser von Pougues und Spaa bequem gebrauchen zu können.

Um diese häuslichen Zänkereyen vollständig zu machen, hätte nun weiter nichts gefehlt, als daß sich die Königin Margaretha auch noch drein mischte. Dieß war das einzige Unglük, das dem König nicht widerfuhr. Man kann im Gegentheil die Sanftmuth dieser Prinzeßin, ihre Unterwürfigkeit, und besonders ihr uneigennütziges Betragen in einer Lage, wo es ihr eben nicht an Gründen gefehlt hätte, sich, was sie auch nur gewollt hätte, bewilligen zu lassen, nicht genug erheben. Sie foderte selten, und immer nur unbeträchtliche und billige Sachen; die Erfüllung der ihr gemachten Versprechungen, und einige Befreyungen für ihren Flecken Ußon. Ihre angelegenste Bitte

betraf den Nachlaß der Königin Catharina, ihrer Mutter. Diese Prinzeßin schenkte, laut ihres Vermählungstraktats mit Heinrich II. alle ihre eigenthümlichen Güter, nach Absterben der Söhne ihren Töchtern, vor den natürlichen Söhnen ihres Gemahls aus. Diese Verordnung war nach der strengsten Gerechtigkeit. Inzwischen wollte Carl von Valois, Graf von Auvergne, die Königin Margaretha derselben berauben, *) und zum Unglück mangelte ihr das Hauptdokument, wodurch sie ihre Rechte darthun konnte. Heinrich bediente sich seines Ansehns, um ihr dasselbe zu verschaffen und ihr die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die man ihr schuldig war.

Margaretha behielt dieses gerade und uneigennützige Betragen bis an ihr Ende bey. Man konnte niemals bemerken, daß sie einst so nahe mit dem König verbunden war. Ich würde sie noch mehr

*) Vermög einer Schenkung, die Heinrich III. ihm von ihren Gütern gemacht hatte. Das Parlament bestätigte im Jahr 1606. das Testament der Catharina von Medizis, und sprach diese Güter der Margaretha von Valois zu. Brantome rechnet im 7 Theil seiner Memoiren S. 83. diese Güter her: sie bestanden aus den Grafschaften Auvergne, Lauragais, Leverous, Douzenac, Chaussac, Correge, Hondocourt u. s. w. deren Ertrag sich nach seiner Angabe auf hundert und zwanzigtausend Livres belauft: ohne die Mitgift dieser Prinzeßin, welche mehr, als zweymalhunderttausend Thaler oder Dukati betrug „welches „heut zu Tag, sagt er, mehr als viermalhunderttausend „Thaler wären, nebst einer grossen Menge von Meubeln, „Kostbarkeiten, prächtigen Kleinodien und Edelsteinen, u. s. w.„

loben, wenn ich nicht befürchtete, der Partheylichkeit gegen sie beschuldigt zu werden. Man weiß, welchen Antheil die Güte dieser Prinzeßin sie immer an meinen Umständen und an meinem Glüke zunehmen bewog. Die Briefe, die sie mir schrieb, sind Briefe an einen wahren und geprüften Freund. „Sie sind immer, sagte sie in einem derselben, „meine Zuflucht, und nächst Gott, die Stütze, „worauf ich mich am meisten verlasse.

Wir wollen zu einer andern Quelle von Unruhe übergehn, die eine aufrühriſche Faktion dem König in diesem Jahr verursachte. Die Frau von Verneuil spielte hier abermals eine Rolle. Ich brauche eben nicht immer die Namen der Herzoge von Bouillon, la Trimouille und Rohan, des Grafen von Auvergne, des von Entragues und seiner Frau, des dû Pleßis u. a. zu wiederholten; man sieht leicht, daß ich diese Herrn meine. Der gleiche Geist, der sie in den Meutereyen geleitet, die sie bey der Synode zu Gap unter der Protestantischen Parthey erregt hatten, regierte auch hier alle ihre Unternehmungen, und bewegte sie, alles nur ersinnliche zuthun, um entweder die Unterthanen des Königs zu einer Empörung zu verleiten, oder ihm neue Feinde von aussen zu erwecken. Man kann es beynahe nicht glauben, wie viele diesem Prinzen nachtheilige Gerüchte die Verläumder und die Lästerzungen verbreiteten und bestätigten, und wie viele Verschwörungen gegen die gegenwärtige Regierung unter dem Ansehn dieser Anführer angezettelt wurden.

Da der König mir einst durch d'Escûre eine Nachricht nach Paris überschikte, die er gerade zu St. Germain en Laye bekommen hatte; so meldete er mir, daß ich, so schlecht ich jezt schon von dieser ganzen Faktion denke, dennoch Mühe haben würde, das zu glauben, was er mir hier schreiben werde. Ich kann mich nicht enthalten, zu sagen, daß die Protestanten sich auf eine solche Art in Frankreich betrugen, daß man sie nicht beklagen konnte, wenn sie einst ein wenig hart gestraft würden. Sie rühmten sich beynahe überlaut, sie wollten Se. Majestät nöthigen, nicht nur den Herzog von Bouillon wieder in sein Reich aufzunehmen, sondern auch ihm Ehrenstellen und Bedienungen zu ertheilen, die eines Hauptes ihrer Religionsparthey würdig wären. Dû Pleßis, der die Seele dieses Körpers war, flößte ihnen nur diesen Gedanken ein. La Trimouille hatte seine Kreaturen aufgemuntert, alles zu unternehmen, indem er sie beredete, man werde nächstens in Frankreich die erstaunlichste Revolution vorgehn sehn; da inzwischen der Herzog von Rohan die Mühe übernohmen hatte, dieses Gerüchte in den fremden Ländern, besonders in England durch einen Vertrauten, namens Dûrand, zu verbreiten, welcher alles mögliche mit der größten Sorgfalt aufsuchte, um Se. brittische Majestät von Heinrichs Parthey abzuziehn. Dieser Mann, der sich zu London Herr von Haute Fontaine nannte, diente seinem Herrn so treu, daß der König mit jedermann überzeugt blieb, er habe weit mehr gethan, als

man ihm befohlen hatte; denn es ward erwiesen, er habe sich wegen der Niederlassung seines Herrn in England, wo er naturalisiert werden sollte, in Unterhandlungen eingelassen. Wenn dieser Einfall nicht dem Dürand allein zugehört, so kann er von niemand anderm herrühren, als von der Mutter des Herzogs von Rohan. Es ist ferner gewiß, daß derselbe dem König von England durch diesen Dürand ein kostbares Pferd überreichen ließ, welches ihm, bey den gegenwärtigen Umständen, ohne Vorwissen Sr. Majestät keineswegs erlaubt war.

Unter allen denjenigen, deren Aufrührung aufgeklärt zu werden verdiente, stand der Graf von Auvergne oben an, dessen Verbindungen mit Spanien nun beynahe niemandem mehr unbekannt waren. Er war damals in Auvergne, wo er weder in Absicht auf die gemeinschaftlichen, noch auf seine eignen Angelegenheiten etwas versäumte. Er bediente sich zur Erreichung seiner Absichten des Eheversprechens, das der König der Marquisin von Verneuil, seiner Schwester, gegeben hatte, *) und

*) Die Geschichtschreiber melden nichts ausdrükliches über den Inhalt des Traktats, den der Graf von Auvergne mit Spanien schloß. Allein Amelot de la Houßaye eraänzt diesen Artikel: und er verdient um so viel mehr Glauben, da, nach seinem Bericht, der Graf von Auvergne und die Marquisin von Verneuil das Original dieses Traktats seinem mütterlichen Aeltervater, namens Anton Eugen Chevillard, Generalschazmeister der französischen Gendarmerie, als ihren Anverwandten und vertrauten Freunde übergaben. Er sagt uns ferner; da Chevillard in das Unglük des Grafen von Auvergne verwickelt, und in die Ba-

da er ein Mährchen, das ihn selbst betraf, damit verband, welches noch lächerlicher war, als jenes Versprechen, aber gleichwol in Spanien Leute gefunden hatte, die so gutherzig waren, es zu glauben, und beyde mit der grösten Ernsthaftigkeit zu behandeln; so erwarb er sich dadurch daselbst

---

stille gesezt worden sey; so habe er dieses Original des Traktates daselbst in den Schössen seines Wammes so gut verstekt, daß kein Mensch etwas davon wußte, und da er gesehn, daß man ihn als einen Staatsverbrecher behandle; so habe er den Knif ersonnen, den Traktat, und die demselben beygefügte Ratifikation des spanischen Hofes nach und nach in der Suppe und mit dem Fleisch aufzuessen. Der König von Spanien versprach dem Grafen von Auvergne darin, er wollte ihm mit Truppen und Gelde beystehn, um seinen Neffen, Heinrich von Bourbon, auf den Thron zusetzen. Dieß war der Sohn, den Heinrich IV. mit der Marquisin von Verneuil erzeuget hatte; er wird in dieser Schrift, Dauphin von Frankreich, und rechtmäßiger Kronerbe genannt. Artikel Entragues: Balsac: Touchet. Amelot de la Houßaye versichert überdas in den Anmerkungen über die Briefe des Cardinals von Ossat, diese Verschwörung sey von zween Kapuzinern, namens P. Hilar von Grenoble, und P. Archangelus, dem einen zu Paris, und dem andern zu Rom geführet worden.

Sülly scheint noch irgend etwas mehreres anzunehmen, daß das persönliche Interesse des Grafen von Auvergne betroffen hätte. Sollte der Graf etwa eine Schrift, oder ein Testament von Karl IX. seinem Vater untergeschoben haben, vermöge welcher er selbst auf die Krone Anspruch gemacht hätte? S. auch hierüber die Mem. de la vie du Président de Thou und besonders seine Geschichte 1605. Mem. recond. di Vit. Siri. vol. 1. S. 297.

ein sehr grosses Zutrauen. Wir werden in kurzem sehn, wozu ihn dasselbe verleitete.

Die Mittel, die der König gegen alle diese Ränke gebrauchte, bestanden darin, daß er mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit über die innern und auswärtigen Angelegenheiten des Reiches wachte, und daß er die Oberaufseherstellen über die Provinzen und andre öffentliche Aemter nur solchen Personen ertheilte, welche wegen ihrer Verdienste, ihrer Rechtschaffenheit und zugleich wegen ihrer Treue gegen ihn bekannt waren. Ein Beyspiel von dieser Art sah man an Boucault, der aus einem blossen Advokaten zum Präsidenten der Steuerkammer zu Montpellier gemacht ward, — weil er Sr. Majestät in Languedok nüzliche Dienste geleistet hatte. Heinrich befahl mir überdas, den Kanzler, Villeroi und Sillery zusammen zu berufen, welche, nebst mir, eine Art von Conseil ausmachten, das sich besonders mit dieser Sache beschäftigen sollte. Ich unterhielt auf des Königs Befehl ebenfalls einen täglichen Briefwechsel mit den vornehmsten Protestanten, welcher aber, was auch der König sagen mochte, ihm, wie ich gern gestehe, nicht grossen Vortheil verschafte. Besonders aber versprach er sich, und dieß mit Recht, viel von der Reise, die er sich dieses Jahr gegen Provence und Languedok zu machen vornahm, während welcher ich meinerseits nach Poitou gehn und die östliche Seeküste von Frankreich besichtigen sollte.

Dieses Vorhaben gefiel mir überans wohl, als mir Heinrich dasselbe entdekte, und wir beschäftig-

ten uns lange mit allen Zurüstungen zu dieser doppelten Reise. Die Besitznehmung der Gouverneurstelle von Poitou, die ich unmöglich länger aufschieben konnte, mußte mir zu einem Vorwand für die meinige dienen. Für die Seinige hatte der König dieß nicht nöthig; er durfte es vielmehr öffentlich zeigen, daß er von der Gelegenheit, welche seine Gegenwart in den südlichen Provinzen seines Reiches nothwendig machte, wol unterrichtet sey, und sich davon öffentlich allen den Erfolg versprechen, den dieselbe haben würde. Ich hatte den Auftrag, entweder auf der Durchreise, oder wenn ich irgend einer Ursache wegen von meinem Weg auslenken müßte, Orleanois, Touraine, Anjou, Poitou, Saintonge, Angoumois und Güyenne zu besuchen: und Se. Majestät wurden ebenfalls einen Umweg durch Berry, Bourbonnis, Lyonnois und Dauphine nehmen, *) so daß wir beyde beynahe ganz Frankreich sehn würden. Wir bestimmten die Zeit unsrer Abreise, unsers Aufenthalts, und selbst den Ort, wo wir uns wieder treffen sollten, welches Toulouse war. Ich hielt die Reise des Königs für etwas so gewisses, daß ich nur drauf dachte, von Fontainebleau, wo alles dieß verabredet worden war, geschwinde nach Paris

*) Siehe das Original eines Briefes von Heinrich IV. an den Herrn von Rosny, betreffend diese Reise nach Poitou, vom 20 Julius 1604. Es ist, wie bey den meisten derselben, auf dem Umschlag von der Hand dieses Ministers eine Glosse beygeschrieben, und er befindet sich in dem Cabinet des Herzogs von Sülly.

ris zu gehn, um die Regierungsgeschäfte in Ordnung zu bringen, damit unsre Abreise, welche spätstens im Junius vorgehn sollte, durch nichts verzögert würde. Die Privatpersonen, welche vor dem königlichen Staatsrath Prozesse hängen hatten, drangen aus allen Kräften auf die Beendigung derselben, sobald das Vorhaben Sr. Majestät ruchtbar geworden war, und die Mitglieder desselben waren über dieses Dringen der Partheyen froh, weil sie grossentheils den König auf dieser Reise begleiten sollten, und eben nicht Lust hatten, die Entscheidung der Prozesse, die sie zu untersuchen angefangen hatten, dem neuen Conseil zu überlassen, welches der König für die Zeit seiner Abwesenheit ernennen würde.

Dieses so gut eingerichtete Vorhaben ward gleichwol, was die Reise Heinrichs betrift, nicht ausgeführt. Die Bekanntmachung desselben vor dem ganzen Hof, sezte gleich anfangs jedermann in Unruhe, und verursachte, wie gewöhnlich, grosse Bewegungen. Es war beynahe niemand, welcher diese Erklärung des Königs nicht ungerne hörte, und ihn nicht durch alle nur möglichen Mittel von dieser Reise abzubringen trachtete; die einen, als z. B. die Minister und die übrigen vornehmsten Kronbedienten, welche ihres Amtes wegen immer um den König seyn mußten, um den Aufwand einer kostbaren Reise zuersparen; und die zärtlichen Hofjunkern, um die Ermüdung, und die übrigen Unbequemlichkeiten, welche mit dergleichen Ortveränderungen gewöhnlich verbunden sind, auszuweichen,

so daß man dem König, als er die Sache dem Staatsrath, den er ausdrüklich deswegen nach Fontainebleau kommen ließ, und den übrigen vornehmsten seines Hofes, die er zusammen berufte, förmlich eröfnete, nur Schwierigkeiten entgegensezte, ohne die eigentliche Ursache zuberühren.

Man führte den ungewissen Ausgang der Belagerungen von Ostende und Eclüse an: die Furcht vor einer Verbindung zwischen England und Spanien: den Handlungstraktat zwischen Frankreich und der leztern Krone: die Sache des Grafen von Auvergne und der Marquisin von Verneuil: den neulich wegen des Veltlins zwischen den Graubündnern und dem Grafen von Fuentes entstandnen Streit, worein sich Frankreich, der Venetianer und Schweitzer wegen, nicht enthalten könnte, sich zu mischen — alles Geschäfte, von welchen ich bereits geredet habe, oder bald reden werde: kurz man entdekte bey dieser Reise so grosse Unbequemlichkeiten, und wußte dieselben so gut zuvergrössern, daß der König sich bereden ließ, sein Vorhaben aufzugeben.

Auch in Absicht auf meine Reise, fand man sogar Mittel, ihn auf eine andre Meinung zu bringen. Gewisse Sachen, welche vor dem Staatsrath schwebten, fiengen mit einmal an, ihm so wichtig zu scheinen, daß er mir, um dieselben nicht gar zu lange aus dem Gesicht zu verlieren, befahl, ich sollte mich in dem, was ich thun könnte, für dießmal einschränken, Poitou nicht verlassen, und die Besichtigung der Küsten auf eine andre Zeit

verschieben. Ich muß freylich gestehn, daß die Gründe, welche man bey dieser Gelegenheit anführte, um dem König sein Vorhaben auszureden, zum Theil sehr wichtig waren: allein ich glaube dennoch, den vornehmsten und wahren Grund davon angezeigt zu haben, und ich bleibe noch immer bey meiner ersten Meinung in Absicht auf den Nutzen, den diese Reise für den Staat hätte haben können.

Ein Mann, der bey der Nachricht von dieser Reise Sr. Majestät in nicht geringe Verlegenheit kommen mußte, und dessen Namen man vielleicht hier nicht zusehn vermuthet, war Lesdiguieres; um so viel mehr, da man mit dieser Nachricht öffentlich eine andre verband, nehmlich der Graf von Soissons werde mit der Gouverneurstelle über die Sicherheitsplätze der Reformierten, die man Lesdiguieres gegeben hatte, bekleidet werden. Er konnte sogar befürchten, dieser nicht sehr friedfertige Schritt Sr. Majestät sey auf ihn persönlich gemünzet. Man hatte neulich von seinem Verständniß mit dem Herzog von Bouillon Nachricht erhalten, und Morges, der dieses aus Dauphine einberichtet hatte, belegte die Anklage, als er nach Paris kam, mit Beweisen, welche diese Thatsache um so viel unläugbarer machten, da sie noch durch einen andern Zeugen, namens du Bourg, bestätigt wurden.

Ich verreißte im Junius, und nahm den kürzesten Weg nach Poitou, im Begleit von verschiedenen der Vornehmsten aus dieser Provinz, welche

sich, auf das Gerücht von meiner Reise, zu mir verfügt hatten. Einige derselben hatten dabey weiter nichts zur Absicht, als mir alle die Ehre zuerweisen, die man einem Gouverneur schuldig zu seyn glaubt: aber einige andre, unter welche ich, ohne Bedenken, Richelieu und Pontcourlai*) zähle, thaten es nur, um meine Absichten desto leichter entweder von mir selbst, oder durch Nachfrage bey meinen Bedienten nach allem, was man um mich her sagen und thun würde, auszuspähen, um nach der Hand die Häupter der protestantischen Parthey davon zuunterrichten, und sich allem zuwidersetzen, was ich, nach ihrer Voraussetzung, gegen sie zu Gunsten der Catholiken unternehmen sollte; und endlich um die geringsten Fehler der Unachtsamkeit, wenn mir welche entwischen sollten, zubenutzen, und mich, wo möglich, bey dem König zum wirklichen Verbrecher, oder zu einem verdächtigen Manne zu machen. Wenn meinen Feinden einige von ihren schlimmen Absichten gelangen, so geschah dieß doch wenigstens nicht in Absicht auf diese lezten Punkte. Der Briefwechsel, den Se. Majestät mir die Ehre erwieß, mit mir zu unterhalten, so bald ich mich von Ihrer Person entfernte, ward, wie gewöhnlich, fortgesezt, und ich bekam dadurch nur noch desto mehr Anlaas, des Königs Vertrauter zu seyn, und zu sehn, wie sehr er sich für meine Person intereßirte, da er mich mit vieler Güte daran

---

*) Franz du Pleßis, von Richelieu, Vater des Cardinals von Richelieu. Franz von Vignerod, von Pont-Courlay.

erinnerte, daß ich in einem Lande sey, wo man mir, wie man sich auch verstellen möchte, sehr auffätzig wäre, und daß ich keinen Augenblik aufhören müsse, auf meiner Hut zu seyn.

Des Königs, und meine Feinde suchten zwar den Vorsprung zu gewinnen, um alle meine Arbeiten zu vereiteln, und den Pöbel gegen mich aufzubringen. Sie glaubten, zur Erreichung ihrer Absichten würde dieß das beste Mittel seyn, wenn sie das Gerüchte verbreiteten, ich gehe nur deswegen nach Poitou, um die Eigenthümer der Salzteiche zu nöthigen, *) dieselben von der Hand zu schlagen, und sie dann sämtlich für den König anzukaufen. Nirgends entdekte ich mehr Bosheit gegen mich, als gerade bey denen, welche am wenigsten hätten haben sollen, ich meine, bey den Reformierten, meinen Glaubensgenossen: ich rede immer nur von den vornehmsten, ungeachtet sie sich zwangen, mir im Aeusserlichen alle mögliche Ehre zu erweisen. Wann sie sich weigerten, mir von ihren geheimen Berathschlagungen Nachricht zu geben, so geschah dieß immer unter so scheinbarem Vorwande, daß ich mein Mißvergnügen darüber nicht konnte blicken lassen. Sie fürchteten Parabere, der sich näher mit mir verbunden hatte, mehr, als die andern, ungeachtet sie seinen gros-

*) Perefixe zweifelt nicht, Heinrich IV. habe wirklich diese Absicht gehabt, und lobt sie sehr, als das einzige Mittel, das Volk von der Salzsteuer zu befreyen, welche dieser Prinz, wie er versichert, sehr ernstlich abzuschaffen gedachte, so wie auch die Gütersteuer. Seite 369.

sen Eifer für seine Religion kannten, weil er von Natur redlich war, und beßre Absichten hegte. Sie trugen desnahen d'Aubigne und Constant auf, ihn nie aus den Augen zu verlieren, so lange er sich bey mir befände.

Allein alle diese boßhaften Anordnungen gegen mich giengen nicht über diesen kleinen Zirkel von Personen hinaus, oder wurden mit vieler Sorgfalt verborgen. Man nahm mich aller Orten, wo ich einige Zeit blieb, mit allen Zeichen der höchsten Achtung auf, und da, wo ich nur durchgieng, kam man mir entgegen, gab mir ein glänzendes Begleite, bewillkommte mich mit Reden. Selbst die Geistlichen bezeigten den größten Eifer, und nie hörte ich ein zweydeutiges Wort in Absicht auf meine Religion. Die Einwohner von Poitiers, welche sonst im Rufe stehn, daß sie grob und ungesellschaftlich seyen, brachten mir durch ihr achtungsvolles und höfliches Bezeigen, eine ganz andre Meinung von ihren Sitten bey.

Noch mehr mußte ich mich über das Betragen der Einwohner von Rochelle wundern. Diese stolze Stadt, welche sich gewöhnlich rühmt, keinen andern Gouverneur zu haben, als den König selbst, und unter demselben, jenen wichtigen Maire, welcher immer nothwendig aus drey Personen, die sie Sr. Majestät vorschlägt, erwählt werden muß, konnte gegen mich diese schönen Vorrechte gelten machen, und zwar mit desto mehr Grund, weil sie in der That nicht in meinem Gouvernement begriffen war. Dessen ungeachtet war mein Empfang

daselbst so, wie ihn die Stadt einem Gouverneur hätte können wiederfahren lassen, den sie selbst gewählet hätte. Ich zog mit einem Gefolge von zwölfhundert Pferden ein. Mit einer solchen Bedekung fürchtet man die Anschläge eben nicht, gegen die mich Se. Majestät gewarnet hatten. Die Bürger von Rochelle öfneten diesem ganzen Begleit, ohne Unterschied der Personen, oder der Religion, die Thore; sie beherbergten es ohne Ausnahme und beynahe ganz in Bürgerhäusern. Bey einer öffentlichen Mahlzeit, die sie wegen meiner Anwesenheit gaben, und wozu ich feyerlich eingeladen wurde, sagten sie, indem sie des Königs Gesundheit tranken, wenn er ihnen selbst die Ehre erwiesen hätte, sich vor ihren Thoren zu zeigen, so würden sie, gesezt auch, er hätte dreyßigtausend Mann bey sich gehabt, ihm dieselben geöfnet haben, und wenn die Thore nicht weit genug gewesen wären, so hätten sie dreyhundert Toisen von ihren Mauern niedergerissen. Ich sah nichts, als Achtungsbezeugungen, und hörte nichts, als Lobsprüche auf den König. Sie versicherten mich ebenfalls, wenn ich drey oder viermal mehr Leute bey mir gehabt hätte, so würden sie sich nicht anderst betragen haben.

Bey der Mahlzeit, von welcher ich eben geredet, waren siebenzehn Tische, der kleinste für sechszehn Personen gedekt, und den folgenden Tag gab man mir eine Collation, die eben so prächtig war, als die gestrige Mahlzeit. Mit derselben war ein Seetreffen verbunden, welches zwischen Coreilles und

Chef de Baye geliefert ward, und in welchem zwanzig französische Schiffe eine gleiche Anzahl von Spanischen angriffen. Die überwundnen Spanier wurden mit gebundnen Händen und Füssen vor ein Bildniß des Königs geführt, welches öffentlich aufgestellet war, und mir, als seinem Generallieutenant überliefert. Alles, was diese Ergötzlichkeit vollständig machen konnte, war dabey angebracht: ungleiche Kleider, Waffen, Livereyen, Flaggen und Fahnen. Diese gute Aufnahme der Bürger von Rochelle bezahlte ich damit, daß ich ihnen im Namen des Königs, dem ich eine öffentliche Lobrede hielt, die Erledigung ihrer gefangnen Mitbürger gestattete. Diese und den Herrn von Lüßan ausgenohmen, bestrafte ich alle diejenigen ernstlich, welche die Handlungstraktaten übertretten hatten. Der König begnügte sich damit, daß er die Stadt Rochelle genöthigt hatte, ihn um diese Gnade zu bitten, die er sie bey andern Gelegenheiten bezahlen ließ. — Ich vernahm zu Poitiers Umstände, welche mich überzeugten, daß der Graf von Auvergne noch weit strafbarer sey, als ich geglaubt hatte.

Die wenige Zeit, die mir der König zur Berichtigung der Angelegenheiten der Provinz überlassen hatte, zwang mich, die Besuchung von Ober- und Nieder Poitou auf eine andre Zeit zu verschieben. Ich konnte von demselben weiter nichts, als die Erlaubniß erhalten, nach St. Jean d'Angely und Brouage zu gehn, weil ich ihm vorstellte, wie nothwendig diese Reise sey, wenn es auch nur deswegen wäre,

um den Einwohnern dieser Gegend den Wahn zu benehmen, daß der König sich ihrer Salzteiche bemächtigen wolle. Ich reiste also von Rochelle nach diesen zwey Städten ab, und ward daselbst von den Herrn von Rohan und St. Lüc besser empfangen, als ich vermuthet hatte. Ich that mein möglichstes, um den erstern wieder zu seiner Pflicht zurükzuführen. Ich redete mit ihm von seinen Verständnissen in England, und ermahnte ihn, den Dürand schleunig zurükzuberufen. Er ließ bey diesen Reden das größte Erstaunen blicken; ob es wahr oder erdichtet war, weiß ich nicht. Er beklagte sich über die Betriegereyen seiner Feinde; wollte von Dürand nichts wissen, und gestand, um mich von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen, einige Sachen, z. B. daß er dem König von England ein Pferd geschenkt habe: allein er versicherte mich, er habe von dem König Erlaubniß dazu erhalten, und würde denselben leicht wieder daran erinnern können.

Von St. Jean nahm ich den Rükweg nach Paris durch Thouars, wo ich mich mit dem Herzog von la Trimouille unterreden wollte. Ich erwartete keine so günstige Aufnahme von ihm, als ich erhielt, weil ich wußte, wie sehr es ihn schmerzte, mich im Besitz eines Gouvernements, und im Genuß von Ehrenbezeugung zu sehn, die er so eifrig gesucht, daß er sich öffentlich darum beworben hatte. Ich unterredete mich einige Male mit ihm über die Beschwerden, welche der König über die Reformierten zu führen hätte, und selbst in Gegen-

wart der Herrn von Parabere, St. Germain de Clan, Besses, la Valliere, Constant, d'Aubigne, (welche zween immer beysammen waren,) der Herrn von Breaux, la Ferriere und la Soussaye. Alle diese Personen beschwehrten sich heftig über diese falschen Zulagen, die man ihnen bey dem König aufbürdete, und versicherten mich kühnlich von ihrer Treue und Ergebenheit gegen Se. Majestät. Um mich noch mehr hinter das Licht zu führen, begleiteten sie diese Versicherungen mit so vielen Höflichkeiten und sogar niederträchtigen Schmeicheleyen gegen mich, daß sie in den entgegengesetzten Fehler einer allzusichtbaren Verstellung verfielen.

Dessen ungeachtet sah ich, mitten durch ihre Verstellung, ihre Absichten deutlich ein, indem ich in ihrer Gegenwart die Unterredung auf die Lage der Spanischen und Englischen Angelegenheiten lenkte. Sie verriethen sich wider Willen, und es wäre mir nicht einmal möglich gewesen, länger daran zu zweifeln, daß dieser ganze kleine Hof, der aus Anhängern der Herzoge von Rohan und la Trimouille bestand, nicht wirklich so mißvergnügt und ungehorsam gegen den König sey, als man dieselben beschuldigt hatte. Allein ich lernte sie zugleich kennen, und das Licht, das ich durch die Stelle erhielt, die ich in dieser Provinz bekleidete, gab mir in der Folge alle nur mögliche Gewißheit, daß diese Herrn zum Glück keineswegs über die Gesinnungen des übrigen Theils der Protestanten Meister waren. Sie waren nicht mehr, wie eh-

mals, jene unumschränkten Befehlshaber, welche mit einem einzigen Wort alle Stimmen gewannen; man floh sie vielmehr als eine Pest, wenn sie den Berathschlagungen beywohnten. Sie hatten sich durch ihre eigne Unvorsichtigkeit gestürzt, indem sie die ganze Parthey zu so gefährlichen und lächerlichen Schritten verleitet hatten, daß zulezt auch den einfältigsten die Augen aufgiengen, und das größte, was man noch von ihnen sagen konnte, war dieses, daß sie unter dieser Parthey eine eigne, aber sehr schwache Parthey ausmachten, die sich nur durch die eitle Anmassung eines Ansehens erhielt, wovon sie weiter nichts, als den Schatten besaß.

Ich benutzte diese günstige Lage der Sachen so gut, als möglich, indem ich dem Volk vollends die Augen öfnete, und die gefährlichen Gerüchte vernichtete, welche man in Absicht auf die Salzteiche, die Salzsteuer und die übrigen Monopolien ausgestreuet, und deren man sich bedient hatte, um es in Wuth zu bringen. Man fieng an den König besser zu kennen: Alle Ohrenbläsereyen von Tyrannei und Knechtschaft wurden kraftlos gemacht. Ich zeigte den Protestanten an meiner eignen Person die Falschheit des Vorgebens, daß Heinrich jemals darauf gedacht, sie von den Bedienungen und Würden des Staates auszuschliessen; daß sein grosser Grundsatz vielmehr wäre, zwischen beyden Religionen das genauste Gleichgewicht zu erhalten. Ich zeigte ihnen ferner, wie sehr das Vorurtheil sie in Absicht auf Clemens VIII. geblendet, welcher

es bey jeder Gelegenheit mißrathen hätte, die Protestanten zubekriegen, geschweige denn, daß er immer nur darauf gedacht oder daran gearbeitet hätte, sie auszurotten.

Die Thaten vollendeten das, was ich mit meinen Reden angefangen hatte. Ich theilte unter diejenigen von der Parthey Jahrgelder aus, welche zum Frieden gerathen und dem König treulich gedient hatten; und um sie vollends davon zuüberzeugen, daß sie sich in Absicht auf die gerade und billige Denkensart ihres Monarchen nicht betrogen hätten, zeigte ich ihnen den Aufsatz über die Verbesserungen im Staat, so wie man ihn oben gesehn, welches sie ganz zufrieden stellte. Ich kann sagen, daß ich durch alle diese Mittel die Parthey des Herzogs von la Trimouille so erschütterte, daß er nachher nicht auf sechs Personen von einigem Ansehn Staat machen konnte, und der Herzog von Bouillon ward dadurch, daß er sich auch der Ueberbleibsel des Credits beraubet sah, den er bisher noch in dieser Gegend von Frankreich beybehalten hatte, so sehr erschrekt, daß er sich entschloß, sein übriges Leben in dieser Art von Verbannung zuzubringen, welche ihn wieder seinen Willen unthätig an dem Pfälzischen Hof zu bleiben zwang. Dies ist eine erwiesene Thatsache. St. Germain, welcher um alle Geheimnisse des Herzogs wußte, schrieb es dem la Saussaye, dem er so gut traute, als sich selbst. Allein dieser übergab mir St. Germains Brief, und ich wies ihn dem König.

Da ich auf diese Art alles gethan hatte, was die gegenwärtigen Umstände, und die Kürze der Zeit mir erlaubten; so gehorchte ich den dringenden Bitten, die der König in allen seinen Briefen an mich that, ich sollte schleunig zurük kommen, und folgte dem lezten Schreiben, das ich von Thouars den 16. Julius an Se. Majestät sandte, ungesäumt nach. Ich verließ diesen Ort, nachdem ich bey dem Herzog von la Trimouille den lezten Besuch abgestattet hatte. Er befand sich bereits nicht wol, als ich zu Thouars ankam, und als ich wegreißte, war er in den lezten Zügen. Er starb, *) ohne daß man ihn je bereden konnte, an den Hof zu kommen, und sein Tod raubte den Unruhigen einen Anführer.

Ich langte den 22. Julius zu Paris an, wo ich ein Handbriefchen von dem König, datiert vom 18. fand, in welchem er mir einschärfte, ich sollte in alle die Oerter in der Normandie, Bretagne und Poitou, wohin ich selbst hätte gehn wollen, zwey vertraute Personen senden, wozu ich Nicolai und Bois auswählte, und sollte zu ihm nach Monceaux kommen, wo er, während dem er seine Brunnenkur vollendete, mich erwarten wollte. Ich sah aus der gnädigen und schmeichelhaften Art, mit der er mich empfieng, daß ich das Glück ge-

*) Claudius von la Trimouille, Herzog von Thouars, starb an dem Podagra, da er nicht mehr, als vier und dreyßig Jahre alt war. Seine Verdienste erzählt De Thou Liv. 131, u. Matthieu Tom 2. Liv. 3. S. 663.

habt hatte, seine Zufriedenheit zu erwerben. *) Ich gab ihm drey Tage nacheinander Bericht von den Geschäften, welche der Gegenstand meiner Reise gewesen waren, und ergänzte nun dasjenige, was etwa noch an den Nachrichten mangelte, die ich ihm in meinen Briefen, sowol an ihn, als an Villeroi gegeben hatte.

Man hat sich mit dem Gerüchte getragen, der Herzog von Epernon habe um diese Zeit in Guyenne ein Betragen angenohmen, welches ihn bey Sr. Majestät mehr, als jemals, verdächtig gemacht, ich habe dies geglaubt, und ihm bey diesem Anlaaß alle schlimmen Dienste eines Todfeindes erwiesen. Ich läugne dieses für meine Person aufs allerstärkste; ich halte dieß Gerüchte, in Absicht auf die Thatsache, die man wider die Ehre des Herzogs verbreitete, für falsch, und glaube, es sey in Absicht auf die Gesinnungen, die man Sr. Majestät gegen ihn zuschrieb, eben so unbegründet. Um diese Gesinnungen genau kennen zu lernen, ist, wie mich dünkt, der Brief hinreichend, den Heinrich dem Herzog wegen dem Religionsgespräch zwischen Düpleßis und dem Bischof von Evreux schrieb, in welchem er ihn als einen Freund behandelt; ein Titel, den er nicht gewohnt war, Leuten zu geben, welche er desselben unwürdig hielt.

Man erlaube mir, hier eine Wahrheit beyzufügen, von der ich völlige Kenntniß habe, nemlich, daß der König seit dieser Zeit dem Herzog sehr oft

*) De Thou sagt, diese Reise habe den König von einer grossen Unruhe befreyt. Liv. 131.

mit Wohlthaten zuvorkam, und daß er mir nicht selten befahl, bey ihm Besuche abzustatten, und ihm die übrigen Freundschaftspflichten zu erweisen, selbst eh ich sie von ihm empfangen hätte. Ob man dem König, während dem sich der Herzog in Guyenne aufhielt, eine schlimme Meinung gegen ihn beyzubringen gesucht, das kann ich weder verneinen, noch bejahen: nur dieß weiß ich noch, daß Heinrich nach den Briefen, die Epernon ihm und mir durch Peronne einhändigen ließ, keinen Verdacht mehr gegen ihn hatte. Man sieht die Aufrichtigkeit und das Zeugniß eines guten Gewissens aus der Bereitwilligkeit, die er darin zeigt, auf den ersten Wink des Königs, an den Hof zu kommen, um für seine Gesinnungen Bürge zu seyn, so deutlich, daß sich nichts dawider einwenden läßt. Jedermann weiß, was bey Lebzeiten, und selbst einige Jahre nach dem Tod Heinrichs III. zwischen dem König und dem Herzog von Epernon vorgefallen war, und wie stark derselbe seinen Unwillen darüber geäussert hatte. Mehr brauche ich nicht zu sagen. Beleidigungen vergessen, ist bey Monarchen eine seltene Tugend, und man hält sie für noch seltener, als sie wirklich ist. Man hat auf die sichtbaren Proben nicht Acht gehabt, welche Heinrich bey mehr, als einer Gelegenheit, von dieser wahren Seelengrösse ablegte, welche verzeihen macht, und alles, was er in der Folge für d'Epernon that, zeigt vollends, daß er sie auch gegen ihn ausübte.

Was mich betrift, so war ich zu der Zeit, von

welcher die Rede ist, so wenig d'Epernons Feind, daß ich tausend Zeichen des guten Verständnisses zwischen uns anführen könnte. Allein es dünkt mich, mein Wort sey hinreichend, sowol um mir Glauben zuverschaffen, als ihn zu rechtfertigen. Man hat mich bis dahin immer eben so wenig fähig gefunden, meine wahren Gesinnungen von Freundschaft und Haß zuverbergen, als einen unschuldigen anzuklagen, und die Parthey eines Staatsverbrechers zunehmen. Epernon that in Guyenne einen so unglücklichen Fall, daß er den Schenkel und einen Daumen brach, und sich noch überdieß an der Schulter und am Ellnbogen beschädigte, welches ihn zwang, vierzig Tage lang, auf dem Rücken liegend, das Bette zu hüten. Ich schrieb ihm über diesen unglücklichen Zufall einen Brief, und er dankte mir mit der gleichen Zuneigung, womit seine Briefe gewöhnlich angefüllt waren; denn er behandelte mich damals, als einen Freund, und ich war ebenfalls in dem, was die Person Sr. Majestät betraf, sein Vertrauter, *) Ein andrer von meinen Freunden, der es aber nie aufgehört hat zu seyn, war Bellegarde von welchem ich in diesem Jahr auch Briefe empfieng, die mit Bezeugungen von Zutrauen, Freundschaft und Höflichkeit angefüllt waren. Sie sind von Dijon datiert, weil er sich damals in seinem Gouvernement Bourgogne befand. — Ich kehre nun wieder

zum

*) Siehe das Original dieser Briefe in den alten Memoiren: sie schienen sich in Betref des Herzogs von Epernon ein wenig zu widersprechen.

zum Grafen von Auvergne zurük, um dieses Geschäfte umständlicher zu behandeln.

Der König hatte es in seiner Gewalt gehabt, diesem unruhigen Unterthan alle Mittel zubenehmen, sich gegen den Staat zuverschwören. Die Gelindigkeit, die er ganz zur Unzeit gegen ihn bezeigte, als er den Marschall von Biron bestrafen ließ, war die Ursache seines Rückfalls, so wie die Schwachheit, die er immer wegen der Marquisin von Verneuil gegen diese ganze Familie gezeigt, ihn zu seiner ersten Empörung verleitet hatte. Noch wär' es vielleicht eben nicht sehr schwer gewesen, den Anlaas wieder zu finden, den der König aus den Händen gelassen hatte, da die Nachrichten von den neuen Ränken des Grafen von Auvergne in Spanien ihm ertheilt wurden, und man hätte aus dem Munde Morgans, *) seines Unterhändlers, welcher um diese Zeit gefangen gesezt wurde, ohne Zweifel mehr Licht über diese Sache erhalten. Allein der König begnügte sich, den d'Escures, auf meine Befehle, nach Auvergne, wo sich der Graf damals befand, zu senden, um das ganze Complot zuentdeken, und denselben, wo möglich, durch Güte zubereden, daß er sich Sr. Majestät zu Füssen werfen möchte.

Auvergne sah wirklich, daß ihm kein andrer Ausweg übrig war. Die Gefangennehmung Morgans hatte ihn aus seiner Fassung gebracht. Er hatte

*) Thomas Morgan, ein Engländer. S. beym de Thou ebend.

seine Maasregeln nicht so gut genohmen, um hoffen zu können, daß seine Absichten verborgen bleiben würden, und seine Entwürfe waren nicht so reif, daß er die Maske wegnehmen durfte. Er befürchtete, durch seine Flucht den Grafen und die Gräfin von Entragues und seine ganze Familie einer schimpflichen Behandlung auszusetzen. Also ließ er sich durch d'Esküre bereden, und versprach, sich von ihm an den Hof führen zulassen, und dem König seine verborgensten Geheimnisse, bis auf einen gewissen Brief von seiner Schwester, der, wie er sagte, von der äussersten Wichtigkeit sey, zu entdecken, unter dem Beding, daß ihm Se. Majestät die verheißne Gnade angedeyen ließse. Das Original dieses Briefs von der Marquisin von Verneuil fiel erst im folgenden Jahr in meine Hände, und man wußte nicht genau, wie viel man demselben trauen durfte, weil der Bruder und die Schwester bald einig, bald so entzweyet schienen, als wenn sie einander nicht leiden könnten. Das bemerkenswürdigste dabey scheint dieses zu seyn, daß sie ihren Bruder ermahnet, er sollte sich um einen sichern Zufluchtsort in einem fremden Land umsehn, und auch selbst geneigt scheinet, diesen Entschluß zu ergreiffen.

Was die Aufrichtigkeit des Grafen von Auvergne in Absicht auf die Versprechungen, die er dem d'Escüre gab, sehr zweifelhaft machen kann, ist dieses, daß er zu der gleichen Zeit, da er mit ihm nach Paris abreißte, den Yverne in Spanien schikte. Der Bischof von Montpellier entdekte dieses, und

schrieb es dem König: allein dieser wollte sich nun zum zweyten Mal mit schönen Worten bezahlen lassen. Er befahl bloß, das Parlament sollte dem Morgan förmlich den Prozeß machen, damit das Verbrechen, wenn es allgemein bekannt würde, der Gnade desto mehr Gewicht gebe, die er entschlossen war, der ganzen Familie des d'Auvergne, welche sich darein verwikelt befand, zu ertheilen. Alles, was er hiermit gewann, war, daß ihm d'Entragues zuletzt jenes so berüchtigte Eheversprechen auslieferte, *) warum er seine Maitresse so oft vergeblich gebetten hatten. Dieß geschah in Gegenwart des Grafen von Soissons und des Herzogs von Montpensier, des Kanzlers, der Herrn von Sillery, la Guele, Jeannin, Gevres, und Villeroi, damit man diese Auslieferung in der Folge nicht durch einen heimlichen Vorbehalt, oder durch läugnen unnütz machen könnte. Es ward sogar ein schriftliches Zeugniß ausgefertigt, daß dieß die wahre und einzige Schrift sey, die Se. Majestät dieser Sache wegen von sich gestellt hätten, und derselben des d'Entragues Erklärung, welche mit diesem Zeugniß übereinstimmte, beygefügt.

Dieses Betragen Heinrichs war eben nicht sehr fähig, den Grafen von Auvergne zu bessern. Wirk-

*) Heinrich war genöthigt, um dieses Eheversprechen wieder zu bekommen, der Marquisin von Verneuil zwanzigtausend Thaler baares Geld zu bezahlen, und dem Grafen von Entragues, welcher nie im Krieg gewesen war, den Marschallstab zu versprechen. De Thou Liv. 132.

lich fieng derselbe seine alten Ränke beynahe unter den Augen Sr. Majestät wieder an. Das einzige, warum er sich bekümmerte, war, den König zu betriegen, welcher sich lange durch seine anscheinende Aufrichtigkeit hinter das Licht führen ließ: allein zulezt ward das ganze Geheimniß noch einmal durch Briefe entdekt, die d'Auvergne geschrieben und bekommen hatte. Diese fielen dem Lomenie in die Hände, und Lomenie überbrachte sie auf der Stelle dem König. Dieser Prinz gestand nunmehr offenherzig, er habe unrecht gehandelt, allein zu spät: denn der Graf hatte, entweder weil er die Sache errieth, oder weil er Nachricht bekam, Zeit gefunden, den Hof zu verlassen, ehe man den Rath, ihn daselbst beym Kopf zu nehmen, ausführen konnte, und hatte sichs fest vorgenohmen, sich demselben, nach der Gefahr, der er eben entgangen war, nicht wieder zu nähern, und sogar Frankreich ganz zu verlassen, sobald er merken würde, daß man irgend etwas gegen ihn zu unternehmen gedächte.

Der König meldete mir die Verlegenheit, in die man durch seine Schuld gerathen war. Man ließ den d'Escures nach Auvergne abgehn, und er machte nach einander zwo Reisen dahin: allein die Mittel, welche so gut angeschlagen hatten, waren dießmal umsonst. Der Graf wußte der Rükkehr an den Hof, wegen welcher man in ihn drang, immer auszuweichen, und er that dieß mit einer so ruhigen Miene, daß man ihn sogar nicht einmal aus dieser Weigerung seines Verbre-

chens, wie man gehoft hatte, überweisen konnte. Er machte die schönsten Versprechungen von der Welt, und schien immer reisefertig zu seyn. Man mußte also nunmehr das letzte noch übrige Mittel versuchen, nehmlich den Grafen festsetzen, welches eben nichts leichtes zu seyn schien.

Ich warf die Augen auf einen Mann, welcher mir zu diesem Geschäfte überaus geschikt schien, und dieser war der Schazmeister Murat, der wegen seines persönlichen Hasses gegen den Grafen von Auvergne, wegen der Bekanntschaften, die er in dieser Gegend hatte, wegen der Leichtigkeit, mit welcher er sich lange an diesen Oertern aufhalten konnte, ohne verdächtig zu werden, wegen seiner Entschlossenheit zu einem Wagstük und seiner Begierde, Sr. Majestät nüzliche Dienste zu leisten, die vortreflichsten Anlagen hatte, diesen Auftrag zu seiner Ehre auszuführen. Ich nannte ihn dem König, als er mit mir von dieser Sache redete, und er war mit meiner Auswahl zufrieden. Ich ließ also Murat kommen, allein anfänglich gieng ich mit aller Vorsicht zu Werke, die dieses Geheimniß foderte. Als ich sah, daß er, statt Gründe anzuführen, um mit diesem Auftrag verschont zu bleiben, meinem Begehren freywillig zuvor kam; so erklärte ich mich deutlich, und bemerkte, daß ihm die Sache nicht mißfiel. Er foderte weiter nichts, als eine Vollmacht unter dem grossen Siegel; diese ward ihm eingehändigt, und sehr geheim gehalten. Da man inzwischen noch nicht alle Hofnung verlohren hatte, d'Escüre würde

den Grafen von Auvergne an den Hof loken könnnen, und da in diesem Fall Murat nichts zu thun gehabt hätte; so schärfte ich ihm, bey der Auslieferung seiner Verhaltungsbefehle, genau ein, er sollte nichts, als mit d'Escûres Vorwissen, unternehmen, und den Antheil, den man ihm an diesem Geschäft geben wollte, vor jedermann verbergen, wenn man seiner Dienste nicht bedûrfte.

D'Escûre gieng den 17 Aprill nach Auvergne ab: dieß war die dritte oder vierte Reise, die er dahin machte, und Murat folgte ihm einige Tage nachher mit Befehlen an die Städte, und die Beamten bey den Landgerichten, deren Name erst an den Oertern selbst sollte beygeschrieben werden. Während diesem theilte man uns Briefe von dem Grafen von Auvergne mit, in welchem seine Furcht und Schaam auf eine Art ausgedrûkt waren, daß der König glaubte, er wûrde sich niemals entschliessen, an dem Hof zu erscheinen, und daß er es fûr besser hielt, wenn d'Escûres sich hûtete, im Namen des Königs deswegen in ihn zu dringen, um ihn nicht noch mehr zu erschreken. Murat erhielt Befehl, allein zu handeln, d'Escûres hingegen, auf seiner Seite zu sorgen, daß er die deutlichsten Aufschlûsse ûber die geheimen Verbindungen des Grafen mit dem spanischen Hof bekomme, und wo möglich den Traktat auffange, den derselbe schon mit dem dortigen Staatsrath geschlossen haben mußten. Dieses bewerkstelligte d'Escûres mit einer solchen Geschiklichkeit, daß die Sache dem Grafen schlechterdings unbekannt blieb, so scharfsich-

tig und hurtig er auch war, um sich gegen alle Schritte des Staatsraths in Verfassung zu setzen.

Ein unbedeutender Prozeß über irgend etwas, den ein Bruder Murats gegen den Grafen von Auvergne führte, war der ganz glaubwürdige Vorwand, den jener gebrauchte, um zu dem Grafen zu gehn. Da dieser kleine Zwist abgethan war; so fieng der Graf von selbst an, den Murat von der Lage seiner Sachen in Betreff des Hofes zu unterhalten. Dadurch bekam es den Anschein, daß der Agent Sr. Majestät die Räthe, die er dem Grafen in seinen gegenwärtigen Umständen gab, nach desselben eignen Worten eingerichtet habe. D'Auvergne hatte einen heftigen Verdacht daraus geschöpft, daß der König so dringend begehrt hatte, daß er bey Hof erscheinen sollte, und daß d'Eskures, da er ihn zu dieser Reise zu bewegen suchte, nichts von dem Antheil zu wissen geschienen hätte, den der König hieran habe: er versicherte, er würde nicht an den Hof gehn, und eh er sich seinen Feinden selbst in die Hände liefern wollte, würde er in ein fremdes Land flüchten. Er führte das Exempel des Marschalls von Biron, welches ihn zu erschrecken schien, an, und sagte, da er ehmals das Unglük gehabt, den König zu beleidigen; so könnte er sich nicht entschliessen, vor ihm zu erscheinen, ohne vorher durch seine Dienste das Andenken an diese Beleidigung, welches etwa bey demselben noch übrig wäre, ausgetilgt, und den Begnadigungsbrief, den ihm Se. Majestät gegeben hätten, mit einer neuen Bestätigung

empfangen zu haben. Kurz, er ließ sich's merken, daß er eben nicht geneigt sey, dem Hof zu trauen, weil er die Nachrichten, die er von der Gefahr bekommen hätte, welche daselbst auf ihn warte, selbst von Hofbedienten erhalten habe, welches Personen vom ersten Rang wären, die alles genau wüßten, und auf die er zählen dürfe.

Da Murat sich auf diese Weise zur Würde eines Vertrauten erhoben sah; so erwiederte er, mit vieler anscheinenden Unschuld; er seiner seits sehe keine Gefahr für den Grafen, wenn er wieder am Hof erscheine, weil er dem König ja sein Vergehn gestanden, und von demselben Verzeihung erhalten hätte, welches einen grossen Unterscheid zwischen ihm und dem Marschall von Biron mache: nur das Bewußtseyn eines Rükfalles berechtige ihn zu zweifeln, indem Heinrich noch niemals irgend jemandem sein Wort nicht gehalten hätte: und dieses, fuhr er fort, mache freylich, daß ihm niemand so gut rathen könnte, als sein eignes Gewissen. D'Escüres und er arbeiteten auf diese Art mit dem gleichen Schein von Aufrichtigkeit daran, ihm wieder Muth einzuflößen, und ihm gegen diejenigen, von welchen er jene Nachrichten erhalten hatte, einen Verdacht beyzubringen.

Auf dieß alles erwiederte der Graf nichts, als er werde nichts aufs Spiel setzen, wenn es um seinen Kopf zu thun sey: weder der König, noch die Königin, noch die Prinzen vom Geblüte lieben ihn: der Großstallmeister sey sein Todfeind: das Stillschweigen seine Freunde bey diesem Geschäft bewei-

sen, daß sein Verderben beschlossen sey: niemand nehme sich seiner bey dem König an: er bekomme weder von Villeroi, noch von Sillery, noch von mir Briefe, weil wir uns nicht wollten vorwerfen lassen, daß wir die Werkzeuge seines Untergangs gewesen wären: der Connetable schreibe ihm eben so wenig, aus Furcht, er möchte sich selbst verdächtig machen. Ueber die Marquisin von Verneuil schien er am mißvergnügtesten zu seyn. Er sagte, seine Schwester sey, in Ermanglung eines wahren Verbrechens, im Stand, ihm erdichtete aufzubürden, um sich mit dem König auf seine Unkosten auszusöhnen. Hierauf endigte er mit neuen Schwüren, daß er sich nicht würde aus seinem Zufluchtsort heraus locken lassen. Da er keinen Verdacht hatte, daß d'Escûres und Murat in der Absicht hergekommen seyen, ihn dazu zu bereden, so sagte er ihnen, er habe gedacht, Vitry würde in drey Tagen kommen, um ihn durch glatte Worte zu gewinnen, allein seine Mühe würde umsonst seyn.

Dieser Zufluchtsort war Vic, ein elendes Schloß, ohne die geringste Bequemlichkeit, aber mitten in einem Walde gelegen, wo er ganze Tage, unter dem Vorwand der Jagd, zubrachte. Hätte man keine andere Beweise seines Verbrechens gehabt; so wäre seine Furcht, seine Unruhe, sein Entsetzen, welches ihm zuweilen sogar den Kopf verrükte, seine Miene, seine Geberden, und seine ganze Person Zeuge wider ihn gewesen. Er führte das elendeste Leben. Was er innerlich lidt, rächte den König und den Staat im Voraus. Er durfte weder

zu Hause bleiben, noch sich davon entfernen. Man sah ihn in keiner der benachbarten Städte mehr. Er hatte aufgehört die Edelleute, die seine besten Freunde waren, zu besuchen. Er traute seiner eignen Mätresse nicht, welche eine gewisse Frau von Chateau Gay war. Er besuchte sie nicht mehr in ihrer Wohnung. Wenn er sie sehn wollte, so geschah dieß entweder in einem abgelegenen Dorfe, oder mitten auf dem freyen Feld, das er zum Ort der Zusammenkunft wählte, immer bey Nacht, und nie zweymal an dem gleichen Orte. Bediente, die in der Nähe auf höher gelegnen Plätzen postiert waren, hatten den Auftrag, ihn, wenn sie jemanden kommen sahn, vermittelst eines Hornes, welches nur zu diesem Gebrauche bestimmt war, davon zu benachrichtigen, und bisweilen waren es auch Hunde, die ihm statt der Schildwachen dienten.

Mit dieser Vorsicht bot er allen seinen Feinden Truz, und rühmte sich mit grossem Uebermuth und noch größrer Unklugheit, er wolle sie immer hintergehn, und ihnen entwischen. Allein mit alle dem war er doch nicht standhaft in seinen Entschlüssen. Niemals wollte er zween Augenblike nacheinander die gleiche Sache, und dieser sonst so kluge Mann kannte diejenigen so wenig, welche gekommen waren, ihn ins Verderben zu stürzen, daß er sie zu seinen Freunden machte, sie zu seinen Rathgebern wählte, und tausendmal bereit war, sich ihrer Treue zu überlassen; unstreitig deswegen, weil die Klugheit keine Eigenschaft des bösen Gewissens ist. Wenn er auch nur ein bischen

davon gehabt hätte, so hätte er gesehn, daß nichts sicherers für ihn zu thun wäre, als so geschwind wie möglich nach Spanien zu gehn, und dieß war vielleicht das einzige Mittel, das ihm nicht beyfiel. Im gleichen Augenblik, da er dem d'Escüres und Murat entschlossen schien, sich nicht bloß zu geben, führte er eine ganz andre Sprache gegen sie. Er ließ sie eines Tags auf drey Meilen von seiner Wohnung zu sich bescheiden. Dieser Befehl machte sie zuerst unruhig: dennoch giengen sie, und der Graf meldete ihnen, er sey entschlossen, an den Hof zu gehn. Der König, dem sie sogleich Nachricht davon gaben, und welcher dieses noch gewisser glaubte, weil sich ein ähnliches falsches Gerücht verbreitet hatte, schrieb mir den 19 November, d'Auvergne sey zu Moret und werde nächstens zu Paris anlangen. Hierin waren sie von dem Grafen nicht betrogen worden; er betrog sich wegen seiner Unentschlossenheit selbst: denn er war beym ersten Wink, daß sie ihn verlassen wollten, sogleich bereit, sie zum Dableiben zu bereden, und verwieß sie in Absicht auf seinen endlichen Entschluß auf die Rükkehr des Fougeu, von welchem er wichtige Aufklärungen zu bekommen hofte; und die beyden Agenten schienen in dieß Gesuch aus blosser Gefälligkeit zu willigen.

Alle diese Umstände hab ich aus Murats Briefen gezogen. Zu gleicher Zeit bekam ich ebenfalls ein Schreiben von dem Grafen selbst. Er hatte sich gegen die zween Agenten beklagt, daß er auf vier Briefe, die er mir, seinem Vorgeben nach ge-

schrieben, keine Antwort bekommen habe. Ich bekam wirklich vier Briefe von ihm, aber alle zu gleicher Zeit, und von so ähnlicher Schrift, ungeachtet sie von sehr ungleichem Datum waren, daß ich beym ersten Anblik sah, was ich davon glauben müßte. Wahrscheinlich dachte d'Auvergne anfänglich nicht an mich, oder er glaubte, Ursache zu haben, sich nicht an mich zu wenden. Allein da er in der Folge dieses Mittel für sehr geschikt hielt, ihm Verzeihung zu erwerben — denn er redete mit den beyden Agenten öfters von mir — so nahm er seine Zuflucht zu dem abgenuzten Kunstgriff, seinen Briefen ein älteres Datum zu geben, um mir zu beweisen, daß er immer diesen Gedanken gehabt hätte.

Wenn die Absicht des Grafen war, dadurch von mir ein Versprechen herauszulocken, das ihm bey diesem Geschäfte statt einer Bürgschaft dienen könnte; so betrog er sich gewaltig. Ich antwortete ihm zwar, aber als wenn ich ihm nichts bessers, oder nichts anders zu sagen gewußt hätte, als was ich dem Marschall von Biron in einem ähnlichen Fall gesagt hatte. Er sah sich also als einen Staatsverbrecher behandelt, ohne daß sein Mißtrauen dadurch grösser ward, und um alles zu sagen, mein Brief war eine Abschrift von demjenigen, welchen ich dem Marschall geschrieben hatte, und dieser war völlig gleichlautend mit dem, den ich dem Grafen von Auvergne schrieb: dieß konnte ihm nicht unbekannt seyn, weil ich es ihm ausdrüklich meldete. Durch diesen Einfall, der in der That von einer

ganz neuen Erfindung war, gab ich dem Grafen von Auvergne zu verstehn, er müsse dem König keine Gesinnungen gegen ihn zuschreiben, die er nicht habe; noch die Räthe verachten, die ich ihm vorher oft über die Art, wie er sich betragen müßte, gegeben hätte, noch Thatsachen und Gerüchte erdichten, von welchen er nirgends einen Grund fände, als in seinem eignen unruhigen und beängstigten Gewissen. Das war alles, was ich dem Grafen meldete, und er fand in seiner Gefangenschaft dieses Betragen so ganz frey von allem Betrug, daß er seine Zufriedenheit damit gegen jedermann bezeugte.

D'Escures und Murat fanden endlich einen Anlaaß, so wie sie ihn schon lange suchten. Die Compagnie Chevauxlegers des Herrn von Vendome mußte Revue paßieren. Sie theilten deswegen das Projekt, das ihnen hierbey einfiel dem Herrn von Erre *) mit, der dieselbe kommandierte, und da die Offiziere dieses Corps sich bereitwillig finden liessen, so ward die Sache folgender Massen ausgeführt. D'Eure besuchte den Grafen und sagte zu ihm, als Colonel General der leichten Reuterey würde er sich ohne Zweifel bey dieser Revue einfinden. D'Auvergne sah keine Gefahr hierbey, weil er, einerseits auf einem Pferd saß, welches, nach seinem Ausdruck, schneller, als der Wind war, und welches er wirklich gewöhnt hatte, zehn Meilen, ohne ausschnauben, in einem fort zu galopieren, und anderseits fest ent-

*) Besser von Eurre, oder Eure.

schlossen war, in keinen verschloßnen, oder engen Ort zu gehn, und noch weniger vom Pferd zu steigen. Er kam also: Nerestan näherte sich, um ihn zu begrüssen, an der Spitze der ganzen Compagnie: er saß auf einem sehr kleinen Klepper, und hatte nicht mehr, als vier Laquayen bey sich: aber diese Laquayen waren vier handfeste und entschlossene Soldaten, denen man eine Liverey gegeben hatte. In dem Augenblik, da Nerestan sein Compliment machte, faßten zween von diesen Soldaten den Zaum des Grafen von Auvergne beym Zügel, die beyden andern pakten ihn zugleich bey dem einen Schenkel, warfen ihn auf der andern Seite vom Pferd, und fielen dann so hitzig über ihn her, daß er weder Zeit hatte, seine Pistolen zu ergreifen, noch den Degen zu ziehn, viel weniger sich mit der Flucht zuretten. Er ward unter sichrer Bewachung nach Paris geführt, und in die Bastille eingeschlossen. *)

*) „Da die Gräfin von Auvergne, welche eben so sanft „und demüthig, als die Marquisin stolz war, sich ganz „trostlos zu den Füssen Sr. Maiestät geworfen hatte, „um Gnade für ihren Gemahl zuerflehen; so sagte der „König, nachdem er sie sehr höflich aufgehoben und gegrüßt hatte, diese Worte zu ihr: Ich habe Mitleiden „mit Ihrem Elend, und Ihren Thränen: allein wenn „ich Ihnen das zugestände, warum Sie mich bitten, „so müßte ich gestatten, — hier faßte er seine Gemahlin bey der Hand — daß meine Frau hier für eine „H—, mein Sohn für einen Bastard, und mein Reich „für eine gute Beute erklärt würde. Da die besagte „Dame von dem König Erlaubnis erhielt, ihren Gemahl „durch jemanden in ihrem Namen besuchen zu lassen,

Man sezte d'Entragues zu gleicher Zeit mit dem Grafen von Auvergne fest, und die Marquisin von Verneuil ward den beyden Schuldigen gewissermassen gleichgestellt, indem der König befahl, man sollte ihr ebenfalls in ihrem Haus einen Arrest auflegen, *) wo sie unter der Bewachung des Chevalier du Guet blieb. Dieses Gleichstellen rettete dem Stiefvater und dem Bruder das Leben. Sie durften dieß anfänglich nicht hoffen, und das Publikum erwartete es auch, nach so vielen Rükfällen, nicht, um so viel weniger, da man ihnen den Prozeß mit aller möglichen Strenge zumachen anfieng. Der Graf von Auvergne gab dem König von allen seinen Verständnissen genaue Nachricht, sowol innerhalb als ausserhalb des Königreiches, und man

„und denselben fragen ließ, was er von ihr begehre, so „antwortete er, sie sollte ihm nur guten Käs und Senf „schiken, und sich weiter um nichts bekümmern.„ Journal du Regne de Henri IV.

„Der Graf von Auvergne, sagt Amelot de la Houßaye, „in der bereits angeführten Stelle, sezte ein solches Vertrauen auf Antons (dieß ist der Schatzmeister Chevillard) Treue, daß er in den drey Verhören, vor die „er gezogen ward mit einer solchen Unerschrokenheit, als „wenn er unschuldig gewesen wäre, über diesen Punkt „sagte: Meine Herrn, zeigen Sie mir eine einzige „Zeile, durch die man mich überweisen kann, daß „ich mit dem König von Spanien, oder seinem Gesandten in Unterhandlungen getretten sey; so will „ich mein eignes Todesurtheil unterzeichnen, und „mich selbst verurtheilen, lebendig geviertheilt zu„werden.„

*) In dem Haus eines gewissen Audicourt, in der St. Pauls Strasse.

nöthigte ihn jenen Entwurf eines Bündnisses zwischen ihm und den Herzogen von Bouillon und Biron, von welchem ich oben geredet, und den Se. Majestät ihm niemals hatten entreissen können, auszuliefern.

Zu gleicher Zeit fieng der König an, bey der Marquisin von Verneuil aus und ein zugehn, aber nicht um der nehmlichen Ursache willen: denn ich denke wol, man werde nicht erwarten, ihn mit grosser Strenge gegen sie verfahren zusehn. Er konnte sich nicht entschliessen, sie nur einen Augenblik an ihrer Verzeihung zweifeln zulassen. Kaum war er im Stand, auch nur einigermassen den Wohlstand darin zu beobachten, daß er der Marquisin durch verschiedne Boten melden ließ, sie müßte diese Gnade durch eine gänzliche Unterwerfung unter die Bedingungen erkaufen, die er ihr vorschrieb. La Varenne, Sigogne, der ganze Hof ward zu diesen Bottschaften gebraucht, welche, aus der Art zuschliessen, mit der sie abgelegt wurden, in der That weiter nichts, als die ersten Schritte eines Liebhabers waren, welcher, ungeachtet seines Zornes, fürchtet, er habe der Wiederaussöhnung mit seiner Geliebten ein allzustarkes Hinderniß in den Weg gelegt. Die Marquisin irrte sich hierinn nicht, und wußte dieses vortreflich zu benutzen. Ich diente dem König in dieser Sache ebenfalls statt eines Dollmetschen, ungeachtet ich deutlich sah, daß er sich nicht zu seiner Ehre daraus ziehn würde: allein er wollte es durchaus haben, und ich gehorchte ihm in der Absicht,

den

den Schluß desselben, wenn es möglich wäre, weniger entehrend für ihn zu machen.

Der erste Befehl, den ich von Sr. Majestät empfieng, war, ich sollte zu der Marquisin von Verneuil gehn, und sie über alle die Punkten, deren man sie beschuldigte, verhören; ihr das Geständniß ihres Fehlers abnöthigen, und ihr die Grösse desselben fühlbar machen. Ich kann nicht sagen, daß sich mein Auftrag weiter erstrekte, ausgenohmen, man rechne auch noch bittre Vorwürfe, und einige, wie es scheint, ziemlich unnütze Räthe dazu, über die Art, wie sie sich gegen den König, dem sie so viel zudanken habe, hätte betragen sollen. Ich sah sie das erste Mal nicht, da ich zu ihr gieng. Sie ließ mir sagen, ein Fluß, den sie im Gesicht hätte, hindere sie, mit jemandem zu reden. Ich schikte zum zweyten Mal einen Edelmann zu ihr, um zuvernehmen, zu welcher Stunde es ihr gelegen wäre. Ehe noch mein Bote zurückkam, erhielt ich einen von ihr, den sie inzwischen fortgeschikt hatte, um mir zu melden, daß sie mich um zwey Uhr Nachmittag erwarte.

Ich fand ein Frauenzimmer, welcher diese Demüthigung noch nichts von ihrem ersten Stolze benohmen hatte; *) und welche, statt sich herab-

*) „Sie sagte; sie erschreke vor dem Tod nicht: sie wünsche ihn vielmehr: allein wenn der König dieses thäte, „so würde man immer sagen, er habe seine Gemahlin „umgebracht, und sie sey, vor jener andern Königin, gewesen: sie fodre obendrein nur drey Sachen von Sr. „Majestät: Verzeihung für ihren Vater: einen Strik

zulassen, Gnade zu begehren, und sich zu rechtfertigen, im Tone einer beleidigten redete, und selbst Bedingungen vorschreiben wollte. Sie fieng mit Klagen, mit auffahrender Hitze gegen den König, mit neuen Foderungen an, wobey sie eine spröde und sogar andächtige Miene machte. Bey mir waren dergleichen Kunstgriffe ganz unrecht angebracht; ich schmeichelte, und schonte ihr nicht. Ich machte den Anfang mit dem, was sie am strafbarsten machte, indem ich ihr ihre Verbindungen mit den Feinden des Staates vorwarf. Ich sagte ihr, sie hätte Ursache, sich sehr glücklich zu schätzen, wenn ihre Strafe sich darauf einschränkte, daß man ihr erlaubte, sich selbst aus dem Königreich zuverbannen, und ihr Leben in irgend einem fremden Lande, Spanien allein ausgenohmen, zu endigen; diese Gnade würde ihr nicht eher gestattet werden, als wenn sie, gleich andern Verbrechern, verhört worden wäre, und den König um Vergebung ihres Ungehorsams gebeten hätte.

Hierauf kam ich auf die Unverschämtheiten, die sie sich gegen die Königin herausgenohmen hatte: ich zeigte ihr, daß dieses eine Beleidigung gegen den König selbst wäre, und eine ernstliche Ahndung verdiente, wenn man, wie sie, eine Prin-

„ für ihren Bruder; und Gerechtigkeit für sich. „ Iourn. „ du regne de Henri IV. Als man ihre Kisten durchsuch„ te, setzte dieser Autor hinzu, und ihre Briefschaften in„ ventierte; fand man eine Menge von Liebesbriefchen, — „ Werkzeuge ihres Handwerks — bey ihr, und unter an„ dern auch von Sigogne, welches ihn in Ungnade brachte.

zeßin, die ihre Königin sey, durch tausenderley schimpfliche Reden beleidigte. *) Ich warf ihr die lächerliche Anmassung, sich der Königin gleich zu stellen, und ihre Kinder, als französische Prinzen zu behandeln — ihre stolzen und verächtlichen Manieren, und besonders die Bosheit vor, mit welcher sie den Saamen der Zweytracht zwischen beyden Majestäten ausstreute; und setzte hinzu, sie müßte unumgänglich zu der Königin gehn, sich ihr zu Füssen werfen, und sie bitten, ihre Fehler zu vergessen und zuverzeihen.

Eben so wenig schonte ich ihr in Absicht auf die verstellte Frömmigkeit, hinter welche sie sich verschanzte, da sie sich doch zugleich kein Gewissen machte, ihre vornehmsten Pflichten gegen den König, die Königin, und den Staat mit Füssen zu tretten. Ich sagte ihr gerade in's Gesicht, diese scheinbare Regelmäßigkeit sey nichts, als pure Heucheley, und bewieß ihr dieses aus ihrem ganzen Leben, woraus sie sehn konnte, daß ich von ihren Liebeshändeln gut unterrichtet war. Ich zählte ihr dieselben an den Fingern her, um ihr ihre gewöhnliche Ausflucht zu benehmen, daß dieselben nur in der eifersüchtigen Einbildung des Königs da wären, und dieses gab mir einen neuen Anlaaß, sie darüber zu beschämen, daß sie diesen Prinzen so schändlich betrog. Ich sagte ihr, was sie hätte thun müssen, wenn ihre Frömmigkeit ei-

*) „Sie sagte bisweilen: „ wenn man ihr Gerechtigkeit wiederfahren liesse; so wäre sie an der Stelle dieses diken Kaufmannsweibes. Perefixe.

ne wahre Rükkehr zu Gott gewesen wäre, und versicherte sie, der König würde sich derselben nicht wiedersezt haben, wenn er alle Kennzeichen, die die wahre Frömmigkeit begleiten müssen, daran bemerkt hätte.

Endlich gab ich ihr allerley gute Rathschläge, die sie nicht begehrte, und denen sie nicht im Sinn hatte zufolgen. Sie hätte doch wenigstens den Schein annehmen sollen; allein sie begnügte sich; mir ganz frostig zuantworten, nachdem sie mich immer hatte fortreden lassen; sie danke mir dafür, und wolle Zeit nehmen, darüber nachzudenken. Als ich sie fragte, ob sie einige Ursache zu Klagen habe, weswegen sie das Recht zuhaben geglaubt hätte, ihre Pflicht gegen den König zuübertretten; antwortete sie, wenn der König dieses frage, so thue er Unrecht, weil er dieß besser, als jemand wisse: wenn ich aber frage, so habe ich eben so gut Unrecht, weil ich ihr nicht helfen könne.

Ich fuhr hierauf fort, und fragte sie, was sie von dem König begehre. Sie erwiederte: ungeachtet sie wol wisse, daß die Neigungen des Königs in diesem Punkt nicht mit den ihrigen übereinstimmen, so bestehe sie doch auf der Bitte, daß man ihr sowol, als ihrem Vater, ihrer Mutter, ihrem Bruder und desselben Kindern, erlauben möchte, Frankreich zuverlassen, und sich in irgend ein fremdes Land zubegeben. Beym Namen ihres Bruders sezte sie hinzu; er leide nur wegen der Freundschaft, die er gegen sie habe. Ich konnte nicht so leicht glauben, daß dieses ihr aufrichtiger

Entschluß sey, und machte daher, daß sie es fünf oder sechs male wiederholen mußte; sie sagte immer das gleiche. Der Verdruß über die Einkerkerung ihrer Familie, und die Behandlung, die ihr wiederfahren war, konnten sie vermuthlich bewogen haben, diesen Entschluß zu fassen, und die Bedingung, welche sie beyfügte, überzeugte mich vollends hiervon. Da ich sie nöthigte, sich über diese Entfernung aus dem Königreich deutlicher auszudrücken; so sagte sie, sie wolle nicht in ein fremdes Land gehn, um daselbst vor Hunger zu sterben: sie werde der Königin die Freude nicht machen, sie ein elendes Leben führen zu sehn: sie müßte wenigstens sichre liegende Güter von hunderttausend Franken jährlichen Einkommens haben: dieß wäre noch sehr wenig gegen alles das, was sie sich mit Recht von dem König hätte versprechen dürfen. Diese Worte, die sie in einem sehr verdrießlichen Ton aussprach, betrafen ohne Zweifel das Eheversprechen, dessen Verlust ihr den größten Schmerz verursacht hatte: umsonst suchte sie, mir ihren Zorn zuverbergen.

Ich hatte mir niemals viel wichtiges von meiner Unterredung mit der Marquisin von Verneuil versprochen. Gleichwol könnt' ich mich nicht enthalten, noch einmal auf das zu kommen, was ich sie von einer Niederlassung ausserhalb des Königreichs zu wiederholten Malen sagen gehört; denn je mehr ich demselben nachdachte, desto mehr fand ich, daß dieß das wahre und einzige Mittel sey,

diesen ganzen Knoten aufzulösen. *) Es war nun darum zu thun, daß Heinrich Entschlossenheit genug hätte, seine Einwilligung zu dem Vorschlag der Marquisin zu geben. Dadurch entfernte er eine unaufhörliche Reitzung zur Schwachheit von seinen Augen, und es kostete ihn, um die Ruhe seines Lebens, und den Hausfrieden zu erkaufen, weiter nichts, als Geld. War denn dieser Entschluß etwas so schweres? Ich nahm mir wenigstens vor, alle meine Kräfte davon zuverwenden.

Ich gieng zu dem König, gab ihm von dem Erfolg des Auftrags, den er mir gegeben hatte,

*) Wenn man den Mem. de Bassompierre Tom. I. pag. 90. glauben darf, so brachte Sülly Heinrich IV. um einen schönen Anlaaß, sich mit Ehre von seiner Maitresse los zu machen: die Sache wird von diesem Autor so erzählt „der König fragte, ob er der Marquisin von Verneuil etwas geben sollte, um sie an einen Prinzen zu „vermählen, der sie, ihrem Vorgeben nach, haben wollte, wenn sie noch hunderttausend Thaler mehr hätte; „Bellievre sagte: Sire, ich rathe Ihnen, der Fräulein „hunderttausend blanke Thaler zu geben, um ihr eine „anständige Heyrath zuverschaffen: Und da Sülly erwiederte, es sey leicht, hunderttausend blanke Thaler zu „sagen, aber schwer, sie zu finden, so versezte der Canzler, ohne ihn anzusehn; Sire, meine Meinung ist, sie „nehmen zweymalhunderttausend blanke Thaler, und geben Sie dieser schönen Fräulein, und dreymalhunderttausend, und alles, wenn es nicht mit wenigerm seyn „kann; und dieß ist meine Meinung. Der König bereute „es nach der Hand, daß er diesem Rath nicht geglaubt „und gefolgt hätte.„ Allein, gesezt auch, diese angebliche Heyrath sey nicht eine blosse List der Maitresse gewesen; so glaube ich, sie sey weit mehr durch Heinrichs, als durch Süllys Schuld nicht zu Stande gekommen.

Nachricht, und schlug ihm das Mittel vor, das sich zeigte. Ich wunderte mich eben nicht, daß es ihm nicht so wol gefiel, als mir: allein ich hatte mich mit den stärksten Gründen aller Art gewafnet, um ihm dasselbe wenigstens erträglich zu machen. Was sagte ich ihm nicht? Staatskunst, Nutzen, Ruhe, Vernunft — alle Beweggründe wurden erschöpft. Ich erinnerte ihn an seine eigne Meinung von diesem Frauenzimmer und ihrer Familie: erzählte ihm Züge, die desto fähiger waren, ihn zubewegen, da sie diese Wirkung auch schon gehabt hatten: sagte ihm von den Namen, die er der Frau von Entragues und ihren Töchtern gegeben: den erweislich wahren Abentheuern, welche ihn hierzu veranlaaset hatten, von jener Summe Geldes, die er seiner Maitresse gab, um ich weiß nicht was kostbares in der ersten Gunstbezeugung zubezahlen, die sie doch, wie er zugleich gestand, nicht mehr in ihrer Gewalt hatte, zugeben; von dem Kind, welches aus Schreken über einen Donnerschlag zu frühe an die Welt kam, und von andern ähnlichen Anekdoten, welche sehr fähig ware, ein zärtliches Herz zu heilen. Niemals hab ich eine so pathetische, und, meiner Meinung nach, so überzeugende Rede gehalten. Die Schande, die ich auf den König jezt und in Zukunft fallen sah, durchdrang meine ganze Seele. Ich bat, ich flehte, ich sezte auf alle mögliche Weise in ihn. Ein vergeblicher Versuch schrekte mich nicht ab: ich kehrte öfters zurück: mein Eifer machte zulezt, daß ich ihn verfolgte, und mich

bisweilen selbst vergaß, wie z. B. in der Unterredung, die wir in dem Garten des Schloßvogts zu Fontainebleau hielten, wo wir so laut redeten, daß uns Bastien und Brünault verstanden.

Ich weiß nicht, ob es jemals etwas so unbegreifliches gegeben hatten. Ein Prinz, dessen seltne Eigenschaften den Königen immer zum Muster dienen werden, nöthigt uns, entweder einen Theil jenes heldenmüthigen Herzens vor der Welt zu verbergen, oder zu gestehn, daß derselbe nur dazu dient, den andern zuentehren. Ich ergreife, ohne Bedenken, und mit Thränen über die Gebrechlichkeit des Menschen, den leztern Entschluß, weil ich dieß für meine Pflicht halte: ja ich würde sogar glauben, an dem Unterricht der Menschen und besonders der Fürsten, der mein Zweck ist, nur halb gearbeitet zu haben, wenn ich etwas in dieser Schilderung weglieſſe. Ich zeige ihnen das Herz offen, in welchem so viele Gröſſe mit so vieler Schwachheit vermischt ist, damit die leztere ihnen durch die erstere desto fühlbarer werde, und damit sie gegen eine gefährliche Leidenschaft desto mehr auf ihrer Hut seyen, die, die wie sie sehn werden, in ihrer Seele tausend schändliche Veränderungen erregen kann, die sie sich selbst nicht zugetraut hätten — Zaghaftigkeit, Muthlosigkeit, niedrige Denkensart, Eifersucht, Wuth, und sogar Falschheit und Lügen; ich wiederhole es, Falschheit und Lügen. Heinrich, dieser sonst in allen andern Sachen so gerade, so wahrheitliebende, so offenherzige Mann lernte diese Laster kennen, so

bald er sich der Liebe überließ. Ich habe öfters bemerkt, daß er mich durch Anvertrauung erdichteter Geheimnisse betrog, wenn schlechterdings nichts ihn nöthigte, mir wahre zuentdecken — daß er öfters eine Rükkehr zur Vernunft und Entschliessung heuchelte, denen sein Herz wiedersprach: und endlich daß er sich sogar stellte, als wenn er sich seiner Fesseln schämte, zu eben der Zeit, da er in seinem Herzen einen Eid that, dieselben niemals zuzerbrechen, sondern den Knoten vielmehr noch stärker zusammenzuziehn.

Was die Eifersucht betrift, die ihm seine Maitresse öffentlich vorwarf; so war er wirklich nur allzusehr von dieser Krankheit angestekt: Es war leicht, dieß aus der Mühe zu sehn, die er sich gab, Nebenbuhler zuverdrängen, die er schwach und furchtsam genug war, nicht verachten, und nicht strafen zu können. Aut Cæsar, aut nihil, (entweder alles, oder nichts) schrieb er mir in einem von seinen Briefen. Wie viele seltsame und unerklärliche Widersprüche! Er war überzeugt, daß die Marquisin von Verneuil nur deswegen zu jener verstellten Frömmigkeit ihre Zuflucht nahm, um ihr ausgelassenes Leben damit zubedecken, und diese Ueberzeugung durchbohrte sein Herz mit tausend grausamen und unerträglichen Stichen. Allein diese süsse Speise, diese gewürzte Brühe, welche die Begierde, eine wahre Frömmigkeit zu besiegen, einem verdorbnen Herzen so reitzend macht, erwekte die gleiche Empfindung in seinem Herzen, als wenn ihre Frömmigkeit ächt gewesen wäre.

Unter allen den unerklärlichen Sachen, die ich an dem König sah, machte mir dieß den meisten Schmerz, und benahm mir größtentheils die Hofnung, ihn heilen zu können, daß in den Augenbliken, in welchen er durchaus keine Schonung mehr in seinen Reden über seine Maitresse zu kennen schien, dasjenige, was er schrieb, um es ihr sehen zu lassen, immer sehr verschieden davon war. Ich habe das gleiche an der Marquisin bemerkt, allein mit weniger Verwunderung: entweder weil jedes der beyden Verliebten in seinem heftigsten Zorn sich nicht enthalten konnte, immer ein wenig auf das Herz des andern zu zählen, und weil ihr Verständniß gewissermassen fortdauerte, ohne daß sie's selbst bemerkten; oder weil der König, der sinnreich darin war, sich selbst zu entehren, lange Zeit vorher seiner Maitresse Waffen gegen sich selbst in die Hände gegeben hatte, zu deren Gebrauch er sie nicht dadurch nöthigen wollte, daß er sie aufs Aeusserste trieb: oder endlich, — und dieß ist das gelindeste Urtheil, das man über diesen Prinzen fällen kann — weil zwischen ihnen geheime Sachen vorgefallen waren, über die sich Heinrich, entweder aus Schmerz, oder aus Scham, nicht entschliessen konnte, mir oder einem andern Menschen Aufschluß zu geben.

Ich habe alles, was den Gegenstand betrift, den ich eben behandelte, zusammengestellt, ungeachtet ein Theil der Begebenheiten, die man gelesen, z. B. die Gefangennehmung des Grafen von Auvergne, und der Prozeß seiner Familie, erst ge-

gen das Ende des Jahres vorfiel; damit ich die Erzählung nicht allzuoft unterbrechen müßte. *)

---

*) Ich füge hier eine Anekdote von Vittorio Siri bey, die sowol die Liebeshändel Heinrichs IV. als die Verschwörung des Grafen von Auvergne betrift. Dieser Schriftsteller behauptet, Mem. Recond. Vol. I. S. 297. es sey eines von den Stücken der Verschwörung gewesen, man sollte sich der Person des Königs bemächtigen, und ihm in einem Hinterhalt das Leben nehmen, und d'Entragues, welcher die Ausführung desselben auf sich genohmen, habe sich der Liebe dazu bedienen wollen, welche der König, wie er bemerkt, seit einiger Zeit gegen seine zweyte Tochter gefaßt, welche, der Sage nach, weit schöner war, als ihre Schwester. Er schikte dem zufolge seine Frau nach Fontainebleau, um dieselbe von dort wegzunehmen, weil er nicht zweifelte, der König würde sich allem bloß geben, um sie zu Malesherbes zu sehn, welches nicht mehr, als drey Meilen, von jenem königlichen Lustschloß entfernet ist. Wirklich schikte Heinrich anfangs der Fräulein von Entragues Boten über Boten durch Hofbedienten, die in Bauern verkleidet waren, welchen sie antwortete, sie werde so genau beobachtet, daß es ganz unwahrscheinlich sey, daß sie den König sehn könne. Dessen ungeachtet gieng er selbst dahin, nur von dem Marschall von Bassompierre begleitet: und da er, aus Furcht erkannt zu werden, nicht hinein gehn durfte, so begnügte er sich, mit ihr durch das Fenster eines niedrigen Saales zu reden. Er schrieb ihr alle Tage, und schikte ihr verliebte Verse, die er durch die besten Dichter seines Hofes machen ließ. Endlich traf er mit ihr die Abrede, daß sie sich an einem bestimmten Tag an einem Ort auf dem Felde, das er ihr bezeichnete, und wo er sich verkleidet einzufinden verhieß, in Freyheit sehn wollten. D'Entragues stellte sich, als ob er von diesem allem nichts sehe, allein da er sich nicht enthalten konnte, seiner Tochter etwas von seinem Vorhaben mitzutheilen, oder sie etwas davon vermuthen zu lassen; so nahm sie, entweder aus Liebe für den König, oder aus Furcht vor den Folgen, ihr Versprechen zurük, und faßte noch andre Maaßregeln gegen die Gefahren, welchen Heinrich ihrentwegen ausgesezt war. So viel Widerstand schrekte den König ebenfalls ab; seine Liebe zur Marquisin von Verneuil entflammte sich wieder, und er befand sich, wenn wir dem Siri glauben, dieser wegen in gleicher Gefahr. Eines Tags unter andern, da er verkleidet von Fontainebleau weggieng, um sie zu Verneuil zu sehn, wäre er

Wir wollen sie im Anfang des folgenden Jahres wieder vornehmen, um das Ende zu sehn: wenn wir in dem gegenwärtigen noch einige andre Sachen werden beygefüget haben, welche von denjenigen, die ich eben angeführt habe, ganz verschieden sind.

---

beynahe fünfzehn oder sechszehn Anverwandten des d'Entragues in die Hände gefallen, welche ihn auf dem Felde erwarteten, um ihn zu ermorden; er entrann nur durch einen sehr glüklichen Zufall dieser Gefahr. Allein diese Umstände, welche man bey keinem von den bewährten Schriftstellern jener Zeiten findet, sind denjenigen Erzählungen sehr ähnlich, mit welchen ein Fremder, auf Treu und Glauben einiger Volksgerüchte, seine Geschichte auszuschmücken denkt.

Die von den Maitressen Heinrichs IV. die er unter dem Namen Lise besungen hat, ist wahrscheinlich eben diese Fräulein von Entragues, von welcher oben die Rede war, und wir haben noch heutzutag das Original von einigen Gedichten, die er ihr zuschikte: unter andern ein Sonnet, von welchem ich nur die vier ersten Verse anführen will.

Ich weiß nicht, wo ich anheben soll,
Deine reitzende Schönheit zu erheben:
Denn nichts ist in der Welt, nie war etwas,
Das du nicht verdunkelst — —

Das übrige ist im gleichen Ton. Ungeachtet im Anfang dieses Sonnets, welches von Heinrichs eigner Hand geschrieben ist, steht, es sey von Collin gemachet worden, einem Dichter, dessen sich der König wirklich öfters zu dergleichen Arbeiten bediente; so ist doch in diesen Gedichten zu wenig Reinigkeit in dem Ausdruk, und zu wenig Dichtkunst, daß man nicht leicht glauben könnte, Heinrich habe sie selbst gemacht, oder wenigstens die Hand dabey gehabt. Cabinet des Herzogs von Sülly.

Neunzehntes Buch.

1604.

Da der König seit dem Jahr 1602. einen sichern und bequemen Ort suchte, um daselbst das Geld von seinen Finanzen, und die Summen, die er zur Ausführung seiner Entwürfe bestimmt hatte, niederzulegen; so hatte er seine Augen auf die Bastille geworfen, wo er Geldkasten, und alle andern Bequemlichkeiten hatte machen lassen. Er hatte es sogar für seine Pflicht gehalten, über diesen Punkt eine Verordnung zu geben, um diese neue Einrichtung in Ordnung zu bringen, einer Verwirrung zwischen den verschiednen Beamten zuvorzukommen, und zu hindern, daß die Einnehmer mit der Rechnungskammer nicht in Streit geriethen. Hier ist der Inhalt dieser Verordnung.

Man sollte nichts in die Bastille liefern, als was Sr. Majestät rein übrig bliebe, wenn man von den Einkünften des Distrikts, wo dieselben abfallen, sowol die gewöhnlichen, als die ausserordentlichen Ausgaben abgezogen hätte. Das Geld sollte in die Hände des Schatzmeisters, der die Verwaltung hätte, in Beysein des Oberaufsehers der Finanzen, oder des Controlleur General überliefert werden: Johann von Vienne bekleidete damals diese leztere Stelle: er und ich hatten, jeder einen

eignen Schlüssel, und der dritte blieb eben diesem Schatzmeister. Wenn das Jahr seiner Verwaltung zu Ende war, so bekam er ein von mir und Vienne unterzeichnetes Certifikat von den Summen, welche, während seiner Verwaltung, in die Kasten des Königs gekommen waren; dieses überlieferte er dem, der ihm in der Reihe nachfolgte, und erhielt von demselben eine Quittung, welche beym Vorweisen zu seiner Rechtfertigung diente. Der abwechselnde Schatzmeister konnte die Untersuchung des in dem Certifikat enthaltenen fodern, und dem zufolge die in der Schazkammer verschloßnen Summen besichtigen. Auch war er berechtigt, seine Rechnung auf die blosse Quittung, von der ich eben geredet habe, zu machen, und die Rechnungskammer konnte ihm die Abnahme derselben auf diesen Fuß, ohne eine weitre Untersuchung, nicht verweigern.

Der König glaubte überdas, er müßte ein für allemal seinen Willen kund machen und sein Betragen, sowol in Absicht auf dieses Anhäufen des Geldes, als auf die bereits angezeigten, und noch andre Veränderungen in den Finanzen, die man in kurzem sehen wird, rechtfertigen. Er that dieß in einer Versammlung, die er ausdrüklich deswegen zusammen kommen ließ. Der Kanzler erhielt von ihm ein Verzeichniß derjenigen Personen, welche man dazu berufen sollte, und ließ es denselben wissen; es waren Deputierte von den oberſten Gerichtshöfen zu Paris, welche der König ebenfalls ernannte; die vornehmsten Mitglieder

des königlichen Staatsrathes, und die ersten Justiz, Finanz und Polizeybeamten. Diese fanden sich an dem bezeichneten Tag in dem grossen Cabinet des Louvre ein, welches am Ende des Saales der Leibwache liegt, und an das zu dem Zimmer des Königs gehörige Cabinet stößt.

Der König trat, als sie beysammen waren, hinein, und nachdem er jedermann befohlen hatte, sich zu setzen, so erklärte er ihnen die Gründe seines Betragens in einer Rede, welche kürzlich folgendes enthielt: Da die einheimischen Kriege die Finanzen des Königreiches in einen Zustand versezt, wo die Einkünfte kaum hinreichend gewesen wären, seine jährlichen Schulden zu bezahlen; so sey es unumgänglich nothwendig, nicht nur an der Verbesserung derselben vermittelst der Nachforschungen und Verfolgungen, denen man bereits die Bezahlung eines Theiles der Staatsschulden zu danken hätte, fortzuarbeiten; sondern auch, neue Fonds zu errichten, damit der König, im Fall eines beträchtlichen Krieges, oder einer unruhigen Minderjährigkeit, sich nicht genöthigt sehn müsse, entweder Banquerout zu spielen, oder die Staatsverwaltung wieder in die ehmalige Verwirrung zu stürzen, um Ausgaben zu bestreiten, die er auf keine andre Art bestreiten könnte: Es sey klüger, die Friedenszeiten zu benutzen, um die Sachen auf einen solchen Fuß zu setzen, daß man nichts dergleichen zu befürchten hätte: Die hierzu nöthigen Verrichtungen, mit welchen man aber durch allzugrosse Eilfertigkeit nichts verderben

müßte, wären die Tilgung der Schulden, die der Staat unter verschiednen Titeln gemacht hätte; die Bezahlung der Aemter, und die Wiedereinziehung der veräusserten Domainen.

Da der König entschlossen war, mit der Untersuchung der Zinse den Anfang zu machen, und man dieß schon in dem laufenden Jahr thun sollte; so ließ er ein Wort über diesen Punkt fallen, um die Gemüther auf die gerechte Strenge vorzubereiten, mit der man hierin zu Werke gehn mußte. Er sagte nemlich, man würde zuerst darnach trachten, einen genauen Unterschied zwischen denjenigen zu machen, welche das Kapital der aufgelaufenen Zinse, die ihnen aus den königlichen Einkünften bezahlt werden sollten, wirklich an baarem Geld dargeschossen, und denjenigen, welche nur falsche Hypotheken auf den König hätten. Heinrich sezte hinzu, er zähle so sehr auf die Sparsamkeit, mit welcher er in Zukunft seine Finanzen zu behandeln gedächte, daß ein Projekt, welches ihn nöthige, ziemlich grosse Summen Geldes zusammenzuhäufen, ihm keineswegs mit dem Vorhaben, dem Volk durch Verminderung der Abgaben Erleichterung zu verschaffen, welches er nie aus den Augen verlohren hätte, unverträglich zu seyn scheine. Er ermahnte die Versammlung, so gerechte und redliche Absichten zu unterstüzen, und befahl, man sollte sich deswegen eine Woche lang alle Tage zweymal an dem gleichen Ort versammeln, um reiflicher hierüber nachzudenken; am Ende dieser Woche sollte man ihm von den gepflogenen Berathschla-

gungen

gungen Nachricht geben, wobey er versprach, den guten Rathschlägen, die man ihm gebe, mit eben der Redlichkeit zu folgen, mit welcher er die Seinigen ertheilen würde, und diejenigen nicht zu vergessen, welche bey diesem Anlaaß ihren Eifer für das Beßte des Staates bezeigen würden.

Man tadelt, wie mich dünkt, dergleichen Versammlungen ohne Grund, selbst dannzumal, wann man sie nur für eine Formalität in einem ziemlich unbedeutenden Verstande dieses Worts nimmt, weil sie, wie man sagt, nur dazu dienen, auf eine nicht so durchaus eigenmächtige Weise, den Personen, welche berufen sind, die Sorgen der Regierung mit dem Monarchen zu theilen, den Entschluß desselben zu offenbaren, welcher bereits in einer engern Rathsversammlung gefaßt worden ist. Auch diese blieb nicht ungetadelt, und der Zwek, den Heinrich sich dabey vorsezte, ungeachtet derselbe nichts enthielt, als was gut, lobenswerth, und sogar nothwendig war, fand eben so wenig Beyfall. Ich weiß nicht, was die Vertheidiger der Volksgewalt hierzu sagen werden; aber es dünkt mich, es sey durch eine Menge andrer, diesem ähnlicher, Beyspiele unumstößlich erwiesen, daß die Absichten eines guten und weisen Königs nicht in allen Stücken, und unter allen Umständen mit den Wünschen seiner Unterthanen übereinstimmen müssen. Die Betrachtungen, welche das Volk bestimmen, sind selten ohne Rüksicht auf irgend ein Interesse, oder ohne Beymischung irgend einer Leidenschaft: aber nie, oder beynahe nie,

gehn sie über das Gegenwärtige hinaus. Selbst die vernünftigsten Personen scheinen, durch ihre eigne Meinung verführt, sich in geheim zu verschwören, ihre Wünsche zu befriedigen, ohne sich um die Folgen zu bekümmern; ungeachtet sie dieß nicht gestehn wollen, oder es selbst nicht einmal bemerken.

Dieser Fehler ist in der dem Menschen angebohrnen Begierde gegründet. Man will geniessen und glüklich seyn; dieß fodert der gegenwärtige Augenblik: aber es giebt in der Staatskunst, und der Regierung zum Unglük Umstände, welche fodern, daß man den Genuß und die Erfüllung dieses Glükes weislich auf zehn, zwanzig, fünfzig und oft noch mehr Jahre verschiebe. Und wie soll man nun dem grossen Haufen, und jener kleinen Anzahl von Personen, welche sich zwar durch ihre Einsichten über den grossen Haufen erheben könnten, aber um der gleichen Begierde willen an demselben hängen bleiben, Geschmak für diese Selbstverläugnung beybringen? Ganz anderst verhält es sich mit einem guten und weisen König, oder mit einem Minister, der seine Stelle vertrittet, und seine Geschäfte über sich nimmt. Freylich muß er an dem Glük seiner Unterthanen arbeiten: allein er weis zu gleicher Zeit, daß man diesen Zwek beynahe immer verfehlt, wenn man denselben zu bald erreichen will: daß, wenn man ihn einmal verfehlt hat, kein Verhältniß zwischen dem nur allzuwirklichen Schaden, in welchen dieser Fehler stürzt, und dem bloß geglaubten und erdichteten Uebel

ist, worüber jedermann sich beklagt, sobald ihm irgend etwas mangelt. Wie glüklich ist ein Staat, welcher nach Grundsätzen regiert wird, die ihn in den Stand setzen, es zu werden! Der Beherrscher trittet alles besondre und überhingehende Interesse zu Boden, um nach jenem allgemeinen Glük zu streben. Sein Amt macht ihn eben so gut zum Vater seiner Unterthanen, welche erst drey oder vier Menschenalter nach ihm da seyn werden, als er der Vater derjenigen ist, welche jezt leben; und zeigt ihm, daß die falsche Zärtlichkeit, die er diesen auf Unkosten jener beweisen würde, der Vorliebe ähnlich wäre, die ein Hausvater gegen einige seiner Kinder hätte, wenn er auch gleich sähe, daß seine Familie darüber zu Grund gehn müßte.

Da also der Plan, den Heinrich sich entworfen hatte, um seine Unterthanen glüklich zu machen, erfoderte, daß er seine Finanzen auf alle mögliche Weise vergrösserte, statt, nach dem unaufhörlichen Geschwäz jener angeblichen Eiferer für das Wohl des Staates, sie auf alle mögliche Weise zu beschneiden; so fragte mich Heinrich besonders um meine Meinung über die dienlichen Mittel. Die Fortschritte, die ich in dem Finanzwesen gemacht hatte, liessen mich solche Mittel finden, welche, einerseits für das Volk nicht allzudrückend, und anderseits doch sehr nüzlich waren. Ich sammelte die neun vornehmsten in einen Aufsaz, den ich Sr. Majestät überreichte. Hier sind sie.

1. Die Pächter, welche in den lezten Zeiten die beträchtlichsten Finanzpachtungen in Händen ge-

habt, hatten den Ertrag derselben, unter dem Vorwand verschiedner, dem Scheine nach nöthiger, Ausgaben unterschlagen, hatten sie hierauf zum Ruin des Schazes in Rechnung gebracht, weil dieser sie empfangen zu haben schien, da er doch in der That nichts empfangen hatte. Dieser Artikel hatte die Krone in eine Schuld von einigen Millionen gestekt. Ich begehrte eine neue Untersuchung aller dieser Rechnungen und Verzeichnisse, um über diese Pachtbeständer herfallen zu können, welche unter den verschiednen Namen, deren sie sich zu diesen Diebsgriffen bedient hatten, nicht so gut verborgen waren, daß ich nicht zu ihnen gelangen könnte.

2. Die französische Geistlichkeit hatte neulich durch den Mund ihrer Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, ihren Generaleinnehmer, Castille, als einen Betrieger, anklagen lassen. Ihre Bittschrift, welche an mich gerichtet war, begleitete ein so deutlicher und bestimmter Aufsatz, der die Anklagepunkten enthielt, daß es nur von Sr. Majestät abhieng, sich die unermeßlichen Summen zurükgeben zu lassen, die dieser Einnehmer unterschlagen hatte.

3. Alle Finanzpächter und Beamten, besonders die Schatzmeister von Frankreich, konnten als grosse Zerstörer der Finanzen dem Castille beygefügt werden, und zwar vermittelst der Errichtung einer Justizkammer; diese müßte nothwendig grosse Vortheile hervorbringen, woferne man die Ränke und heimlichen Kniffe davon entfernen könnte, welche sie gewöhnlich unnütze machen.

4. Die Mißbräuche in der Veräusserung der Do-

mainen waren so handgreiflich, daß verschiedne von denjenigen, welche wirklich im Besitz derselben waren, sie ohne Recht, und durch blosse Usurpation besassen: die übrigen hatten sie um einen so geringen Preiß erkauft, daß sie schon in dem ersten Jahr nach dem Fuß des sechszehnten Pfennings, der damals im Gang war, mehr, als bezahlt worden waren. Dieß bewies ich dem König, der es nicht gestatten wollte, diese Veräusserungen genau zu untersuchen, aufs deutlichste, um ihn dadurch zu nöthigen, daß er seine Einwilligung zur Wiedereinziehung aller dieser Güter, oder dazu gäbe, daß man die Käufer verpflichtete, den wahren Werth derselben zu bezahlen.

5. Der gleiche Mißbrauch herrschte bey verschiednen Stellen und Bedienungen, und das gleiche Mittel war dabey zu gebrauchen; nehmlich man sollte die Besitzer zwingen, entweder nach Maasgab ihrer Einkünfte, die Summe, die sie dafür bezahlt hatten, zu vergrössern, oder dieselbe als Wiederbezahlung für die Bedienung anzunehmen.

6 Die schlechte Verwaltung der Finanzen war Schuld, daß die Schulden, welche die Krone den Schweitzerkantonen bezahlen sollte, statt abzunehmen, sich bisher immer vermehret hatten. Ich hatte diesem Theil bereits eine so ganz andre Gestalt gegeben, daß ich durch eine zu rechter Zeit bezahlte Million, acht Millionen sowol an Zinsen, als an Kapital bezahlt hatte. Wenn ich den gleichen Fleiß auf das übrige dieser Schuld verwandte,

so konnte der Staat in kurzem von derselben befreyet werden.

7. So leicht es war, den König in den Besitz seiner veräusserten Domainen zusetzen, eben so vortheilhaft war es für ihn, ich weiß nicht wie viel kleine Theile davon zuveräussern, welche in liegenden Gütern und Gerechtsamen bestanden, deren Unkosten, sowol für Verbesserungen, Pachtbriefe und Einsammlung, als wegen vorgewandter gerichtlicher Verfolgungen, Erlassungen, Verbesserungen, und andrer ähnlicher Sachen, durch die Nachsicht der Herrn Finanzschazmeister, welche gewissermassen allein Nutzen davon zogen, so ungeheuer wurden, daß nach dem Calcul, den ich darüber gemacht, indem ich zehn Jahre zusammen nahm, mehr als ein Fünftheil unterschlagen ward, ehe der König einen Heller davon bekam; so unverschämt waren die Räubereyen, die die Finanzbedienten sich erlaubten. Wenn der König alle diese Einkünfte um den in dem Finanztarif gemachten Anschlag veräusserte, so mußte er mehr, als doppelt dabey gewinnen, weil er aus dem hieraus erlößten Gelde nur andre Einkünften wieder an sich kaufen durfte, welche auf den zehnten Pfenning gesetzt waren.

8. In Absicht auf die Wiedereinziehung der veräusserten königlichen Gefälle war noch mehr zuerwarten. Eine Gesellschaft von Pächtern hatte sich gegen mich anerboten, dem König für vierzig Millionen dergleichen Gefälle wieder zuverschaffen, ohne daß er irgend etwas für diese Einlösung be-

zahlen müßte, wenn man ihnen nur die Wahl dieser Gefälle überliesse, und wegen einer gewissen Anzahl von Jahren übereinkäme, in welchen sie dieselben geniessen könnten; nach deren Verfluß sie dem König dieselben ganz frey und von allen Schulden entladen zurückgeben wollten. Statt ihr Anerbieten anzunehmen, durften Se. Majestät den Profit, den sie wahrscheinlich dabey finden würden, nur selbst an sich ziehen.

9. Frankreich hatte ein sicheres Mittel an der Hand, den ganzen Handel auf dem Ocean und dem mittelländischen Meer an sich zuziehn, und denselben mit einmal, ohne grosse Unkosten mitten in seine Provinzen zuversetzen. Freylich müßte es zu diesem Ende hin, vermittelst einiger Canäle, die Seine mit der Loire, diese mit der Saone, und die Saone mit der Maas *) verbinden: allein da-

*) Ehe der Herzog von Sülly Minister war, hatte man in Frankreich noch nicht daran gedacht, die Flüsse zubenutzen, denen das Königreich doch, wie man gesteht, seine Reichthümer und seinen Ueberfluß zudanken hat. Er machte den Anfang mit dem Canal von Briare, wie man bald sehn wird; allein weiter konnte er nicht gehn. Vielleicht wird nichts die Regierung Ludwigs des Grossen mehr verewigen, als jener bewundernswürdige Canal, der die beyden Meere vereinigt. Der Nutzen, den der Staat aus diesen zwey Unternehmungen zieht, die so glüklich ausgeführt wurden, zeigt uns, ohne jezt einmal von dem Beyspiel zureden, das Holland uns giebt, was wir noch weiter thun sollten, und beweißt zugleich, daß diese Projekte, so schwer sie auch scheinen mögen, gleichwol nicht unmöglich sind. Die Vereinigung der Flüsse, und die Anlegung der königlichen Strassen, welche die Commu-

gegen verspricht dieses Projekt beym ersten Anblik jährlich nicht weniger, als zwey Millionen Profit, mit welchen wir uns einzig auf Spaniens Unkosten bereichern würden, und dieses wären wahre und gründliche Reichthümer, so wie alle diejenigen, die der Handel verschaft.

Ich ließ mich über jeden dieser Punkte noch weit näher ein, als ich dem König Nachricht davon gab, und legte diesem Aufsatz noch die Be-

---

nikation sowol zwischen den verschiednen Theilen einer Provinz, als zwischen mehreren Provinzen unterhalten, sind vielleicht die zwey wichtigsten Gegenstände, mit denen sich eine weise Regierung in Friedenszeiten beschäftigen soll. Wenn man entweder die Truppen, welche dem Staat dannzumal, oder jene entsetzliche Menge von Bettlern, die demselben immer unnütze sind, dazu gebraucht; so findet man zugleich ein Mittel, diese Werke mit mittelmäßigen Unkosten zumachen, und den Müßiggang zuverbannen, welcher aus den leztern gemeiniglich nichts, als Dieben und Räuber macht; neben dem, daß man dadurch den Handel nach allen Theilen des Königreiches bringt.

Es scheint freylich nothwendig, daß irgendwo ein Hauptmittelpunkt der Reichthümer sey: allein deßwegen muß man dem Wohl der Hauptstadt eben so wenig alle andern Städte aufopfern. Diese ist in dem Staatskörper, was dem menschlichen Leibe das Herz ist, welches unaufhörlich Blut empfängt, und dasselbe unaufhörlich in die entferntesten Theile zurücksendet, so daß diese desselben nicht beraubt werden können, ohne daß die ganze Maschine in Kraftlosigkeit versinke. Man könnte sich viele Mühe in Absicht auf das Studium jener geheimen Triebfedern ersparen, welche auch die kleinsten Theile des Handels in Bewegung setzen, wenn man sie durch die so einfache Kunst, das Landvolk in bequeme Umstände und in den Ueberfluß zuversetzen, vollständig machen wollte.

richtigung des Ertrags der Gefälle bey, welche nicht hierunter begriffen waren. Er hatte ohne Zweifel ganz was anders erwartet, und seine natürliche Lebhaftigkeit hinderte ihn, meine Reden mit der nöthigen Aufmerksamkeit anzuhören: er machte mir anfänglich tausend Schwierigkeiten über jedes dieser Projekte: sie schienen ihm freylich groß; aber die einen zu unbestimmt, die andern zu unbeträchtlich, einige schwer auszuführen, und andre, nicht leicht unter sich zuvereinigen, und dieß alles, weil er sie noch nicht deutlich einsah. Ich wußte wol, was der König haben wollte, und was mehr nach seinem Geschmak gewesen wäre: Vermehrung der Auflagen; Errichtung neuer Bedienungen; neue Veräusserungen der Domainen. Ich konnte, nach einem Projekt, das ich über diese letztern Hilfsmittel zu Papeir gebracht hatte, und ihm vorwies, vier und zwanzig Millionen baares Geld in seine Kasten bringen, und mehr als sechszig Millionen vermittelst der Errichtung eines Pachts von fünf Millionen jährlich, um welche ich sechs von seinen Pachtungen erhöht hatte: allein ich brachte ihn leicht zu dem Geständniß, daß diese Mittel, wenn sie auch schnell wirkten, doch zugleich für das Volk unerträglich drückend wären: man müsse nur in der dringendsten Noth seine Zuflucht zu denselben nehmen, und inzwischen die Musse, die der Friede gebe, zur Ausführung derjenigen brauchen, welche mehr Zeit und Sorgfalt foderten, wie z. B. jene neun, die ich ihm eben vorgeschlagen hatte. Ich versicherte ihn gleichwol, daß diese Mittel,

die er so wenig zuachten geschienen, wenn man sie zu rechter Zeit gebrauchte, und eins auf das andre folgen liesse, ihn mit der Zeit um zweyhundert Millionen reicher machen könnten.

Der König ließ sich durch meine Gründe überzeugen, und wir beschlossen, den Anfang mit Berichtigung der Staatszinse zumachen, da ich ihm aus genauen Auszügen und andern authentischen Schriften der Rechnungskammer, der Steuerkammer und andrer Finanzcomptoirs gezeiget hatte, daß diese Arbeit ohne die geringste Ungerechtigkeit dem Königlichen Schatz sechs Millionen eintragen konnte. Dieses Mittel gefiel ihm nach der Hand so sehr, daß er den Anfang der Ausführung mit der größten Ungeduld erwartete, und daß er mir keinen Brief schrieb, ohne desselben zugedenken.

Um diese Sachen glücklich auszuführen, war es meines Erachtens nothwendig, daß der König einzig deßwegen eine Commißion niedersetzte, oder ein Comtoir errichtete. Die Rechnungskammer setzte sich dawider: allein man achtete auf ihre Gründe nicht. Diese Commißion bestand aus den Herrn von Chateauneuf, Calignon, und Jeannin, den Präsidenten von Thou und Tambonnau, welche abwechselten, und Rebours; aus einem Schazmeister und Schreiber, nemlich Le Gras und Regnouard. Ich war Präsident, und wohnte demselben bey, wenn meine übrigen Geschäfte es erlaubten. Allein wenn ich mich auch nicht dabey einfinden konnte, so gieng doch alles nach dem Plane fort, den ich der Commißion zur Richtschnur

vorgezeichnet hatte. *) Es würde allzulangweilig seyn, denselben hier anzuführen. Ich begnüge mich deswegen zusagen, daß ich darinn auf eine sehr deutliche und bestimmte Art einen Unterscheid zwischen den zuverzinsenden Capitalien machte, welche zu so verschiednen Zeiten, und von so ungleichen Orten her waren aufgenohmen worden: denn es gab welche darunter, von denen man nur den dritten Theil, andre, von denen man die Hälfte, und noch andre, welche man ganz an baarem Geld empfangen hatte: ferner solche, die den Eigenthümern nicht viel kosteten, andre, die ganz erdichtet, und andre, welche ächt waren. An diesen leztern änderte man nichts, als daß man sie nach ihren ursprünglichen Bedingungen noch sichrer stellte: die übrigen wurden alle, nach Maasgabe der dabey mit unterlaufenen Betriegereyen und Ungerechtigkeiten, entweder ganz vernichtet, oder nach dem eigentlich darauf haftenden Capital bezahlt, oder einige auf den achtzehnten, den zwanzigsten und einige sogar auf den fünf und zwanzigsten Pfenning herabgesezt. Es gab welche darunter, deren Besitzer angehalten wurden, die Zinsen, die sie mit Unrecht bekommen hatten, zurückzugeben, und andre, deren eingenohmene Zinsen zum Capital geschlagen und so zur Tilgung desselben gebraucht wurden. Der Staat gewann hierbey noch überdas die Aufhebung einer Menge von

*) Diese Verordnungen sind in den alten Memoiren umständlicher ausgesezt: Finanzbeamten können sich dort Rath erholen.

Stellen zur Bezahlung der Zinse, welche eine ganz unnütze Last waren: ich behielt nur eine einzige bey.

Die von mir vorgeschlagnen Untersuchungen gegen die Finanzbedienten und Monopolisten ward hierauf durch eine neuerrichtete Justizkammer vollzogen. Allein da man den Misbrauch des Anhaltens und der Vorbitten nicht unmöglich gemacht hatte; so brachte dieselbe nur die gewöhnliche Wirkung hervor, nemlich daß die Strafbarsten ungestraft aus der Sache kamen, da hingegen diejenigen, welche nicht so sehr gefehlt hatten, die ganze Strenge der Gesetze erfuhren. Man gebrauchte in den Zeiten, welche unmittelbar auf meine Verwaltung folgten, dieses Hilfsmittel nicht mehr, weil ich grosse Sorgfalt trug, daß die Schuldigen auf der Stelle die Strafe für ihre Betriegereyen bekamen. Man untersuchte diejenigen, welche zu Rouen waren begangen worden, aufs strengste, und man fieng nunmehr an, allen diesen feinen Ränken den verdienten Namen zu geben, und dieser unrechtmäßige Profit, der Frankreich so lange arm gemacht, und nur die Finanzbedienten bereichert hatte, ward ohne Schonung als Diebstahl und Veruntreuung behandelt. Die Redlichkeit fieng an, in einem Tempel zu wohnen, in welchem sie bisher fremde gewesen war.

Da die Oberschatzmeister mir dies Jahr ihre Rechnungen überliefert hatten, welche ganz mit Rückständen angefüllt waren; so fand ich kein besseres Mittel, um ihnen eine Methode abzugewöh-

nen, welche mir im höchsten Grad verdächtig war, als daß ich ihnen diese angeblichen Rükstände zur Bezahlung ihrer Besoldungen für das künftige Jahr anwies. Die Entsetzung des Drouart, an dessen Stelle Montauban kam, und einige andre Strafen von dieser Art, lehrten die vornehmsten Beamten in diesem Fache, ihre Pflicht, und zwar getreulich, zu erfüllen. Durch ein Urtheil, welches gegen einen gewissen le Roi gefällt ward, wurde bey einer Strafe von hunderttausend Livres verboten, einen fremden bey den Pachtungen Sr. Majestät zum Mitgenossen anzunehmen. Diese Verordnung ward den Hauptheilhabern an den Finanzen, und den übrigen königlichen Pachtungen zu Paris und in den vornehmsten Städten des Königreichs, im Namen des Generalpächters der fünf grossen Pachtungen, Carl du Ham, kund gemacht.

Ich beklagte mich bey dem König über einen Eingrif, den das Parlament von Toulouse in seine Rechte gethan, indem dasselbe eigenmächtig, und den Edikten Sr. Majestät zuwider, die Ausfuhr des Getreides aus der Provinz Languedok verboten hatte. Ich bekam von diesem Unternehmen durch die Oberschatzmeister dieser Provinz Nachricht, weil dasselbe zum Ruin der Aus- und Einfuhrzölle gereichte, deren Pachtbeständer einen beträchtlichen Nachlaß foderten. Es war überdas den Fortifikationen und den Galeen nachtheilig, weil die Unterhaltungskosten derselben von diesen Zöllen genohmen ward.

Die Erhöhung der Gütersteuer um viermalhundert-

tausend Livres, in welche man die eine Hälfte der Abgabe eines Sol vom Livre verwandelt hatte, wurde noch immerfort bezogen, so wie auch die zweyte Hälfte einer ähnlichen Summe, welche auf die Kaufmannswaren gelegt worden war, ungeachtet das Edikt, durch welches diese Abgaben eingeführt wurden, nur auf zwey Jahre gültig seyn sollte. Die Finanzcomptoirs machten Sr Majestät Vorstellungen hierüber. Sie beklagten sich über den Mißcredit, in welchen einige Pachtungen gefallen waren, welche mit dem Handel nach Spanien in Beziehung standen, der neulich untersagt worden war; so wie auch über die mannigfaltigen Edikte, welche täglich von dem königlichen Staatsrath ausgefertigt wurden, und die laut ihrem Berichte noch drückender für das Volk waren, als die Steuer selbst. Ich läugne nicht, daß diese Klagen so gerecht waren, daß ich bereits lange vor ihnen dem König hierüber Vorstellungen gemacht hatte. Er schrieb zwey Briefe hierüber, den einen an seinen geheimen Rath, in welchem er demselben meldete, daß die gegenwärtigen Umstände, und besonders die Zurüstungen der Spanier zum Krieg, ihm nicht erlaubten, von allen diesen Abgaben etwas für das laufende Jahr zu erlassen, der zweyte war an mich gerichtet, und befahl mir, ich sollte dem Staatsrath seinen Entschluß belieben.

Ich unterstützte diesen Entschluß nach allem Vermögen in demjenigen, was meine Generalfeldzeugmeisterstelle betraf. Das Arsenal war nunmehr

mit hundert Stücken schweren Geschützes versehen. In den Galerien desselben befanden sich Waffen für fünfzehntausend Mann Infanterie, und dreytausend Mann Cavallerie; zwanzigtausend Centner Pulver waren in dem Temple und der Bastille, nebst hunderttausend Kugeln. Ich erinnre mich, daß Heinrich einst, da er mit mir in den grossen Hallen des Arsenals herumspatzierte, über die grosse Menge von Feinden, die ihm drohte, und über die Stärke derselben unruhig zuseyn schien. Ich zeigte ihm diesen furchtbaren Vorrath, welcher im Stand war, sie alle zubezwingen. Er verlangte ein Verzeichniß von den Waffen, Munitionen, und seiner ganzen Artillerie, nebst einem summarischen Sortenverzeichniß von seinem baaren Geld, und dem, was er in den Jahren 1605 und 1606, dazu legen könnte. Er trat in mein Cabinet, und ließ diesen Aufsatz durch meine Sekretarien verfertigen, um ihn immer in der Tasche zutragen.

Die Einrichtung des Militarwesens und die Kriegszucht waren eine von den Angelegenheiten der Regierung, welche es am meisten bedurfte, daß man an einer Verbesserung derselben arbeitete. Es ist beynahe unbegreiflich, daß man bey einer Nation, welche seit ihrem Ursprung beynahe niemals aufhörte, die Waffen zu tragen, und welche sogar gewissermassen ihr einziges Handwerk hieraus machte, bis auf diese Zeit gewartet hat, dieses in die nöthige Ordnung zubringen. Die französische Miliz war etwas durchaus unerträgliches. Man warb die Rekruten für die Infanterie mit

Gewalt an, und trieb sie mit dem Stok ins Feld: man hielt ihnen ungerechter Weise ihren Sold zurück: man drohte ihnen nur mit Gefängniß: immer stand der Galgen vor ihren Augen: man zwang sie, alles zuversuchen, um ausreissen zu können, und um dieses Unheil zuverhüten, mußten die Prososen sie gleichsam unaufhörlich in ihren Zelten belagern. Selbst die Offiziere waren, weil man sie schlecht bezahlte, gewissermassen zu Gewaltthätigkeiten und Räubereyen berechtigt: Heinrich sagte öfters, und hierinn redete er aus eigner Erfahrung, es sey unmöglich, daß der Staat jemals gut bedient würde, so lange man keine bessre Ordnung bey den Truppen einführte.

Diese Ordnung hieng zuerst von der genauen Bezahlung derselben ab. Der König ließ deswegen dieses seine erste Sorge seyn, dieselbe für die Zukunft so zusichern, daß sie durch nichts verzögert, und der dazu bestimmte Fonds zu nichts anderm gebraucht werden konnte. Auf diese Verordnung folgte eine andre, welche eben so gerecht, und eben so fähig war, den Militarstand angenehm zu machen: es ist diejenige, worinn man für den Unterhalt der Soldaten sorgt, wenn die Wunden, die sie bekommen hatten, oder die Krankheiten, worein sie in Sr. Majestät Diensten gefallen waren, sie ausser Stand sezten, zu dienen und zu arbeiten. Man sorgte dafür, daß es ihnen in dieser traurigen Lage weder an den Nothwendigkeiten des Lebens, noch an irgend einer Sache mangeln möchte,

te, die zur Erleichterung ihrer Umstände dienen könnte. *)

Die Freyheit, mit welcher ich von den Fehlern des Königs geredet, hat mir das Recht erworben, ihn wegen seiner guten Eigenschaften zu loben. Ordnung und Sparsamkeit waren Tugenden, die ihm angebohren waren, und ihm beynahe nichts kosteten. Nie konnte ein Fürst einen Minister so gut entbehren, wie er. Die Behandlung der Geschäfte war keine Arbeit für ihn, sondern ein Ver-

---

*) Laut eines königlichen Ediktes vom 7. Julius 1605. (vermuthlich weil dieses Geschäft nicht eher, als im folgenden Jahr zu Stand gebracht werden konnte) räumt Se. Majestät den in seinen Diensten verstümmelten Edelleuten, Offizieren und Soldaten, das königliche Haus der christlichen Mildthätigkeit (de la Charité chrêtiene) ein, welches aus den, bey den Rechnungen der Hospitäler, Allmosenstiftungen, und Siechenhäuser, und der Jahrgelder der Layenbrüder, und Conversen, übriggebliebnen Summen gestiftet ward. Die Oberaufseherstelle gehörte dem Connetable. Diese Anstalt ward nach der Hand in eine andre abgeändert, der besser zusagen durch dieselbe verdunkelt, welche Ludwig der Grosse in unsern Zeiten errichtet hat, da er das Mars oder Invalidenhospital erbauen ließ; ein Denkmal, welches allein hinreichend wäre, sein Andenken zu verewigen. — Jenes Haus der christlichen Mildthätigkeit war vorher weiter nichts, als ein Hospital ohne Einkünfte, welches Heinrich III. für verstümmelte Soldaten erbauet hatte: es lag in der Vorstadt St. Marcel, in der Ursine Gasse, und war damals ganz zerfallen. Zwey Jahre nachher ließ Heinrich ebenfalls den Hospital des H. Ludwigs bauen: er bewilligte deswegen dem Hoteldieu von jedem Minot Salz in der Generalite' von Paris zehn Sous auf fünf Jahre, und fünf Sous auf immer.

gnügen. Die Prinzen, welche sich persönlich in die Regierungsangelegenheiten einlassen, verfallen gewöhnlich in einen von diesen zween Fehlern: entweder können sie sich nicht zu mittelmäßigen Sachen herablassen, oder sich nicht zu den wichtigen erheben. Heinrichs Geist richtete sich mit der gleichen Leichtigkeit nach dem grossen und nach dem kleinen. Alle seine Briefe sind Beweise hiervon, und der Gebrauch, den man hatte, sich bisweilen um blosser Kleinigkeiten willen an ihn zu wenden, zeigt dieß noch deutlicher. Man war schon seit langem einem Weinhändler zu Gisors, welcher ehmals den Wein für die königliche Hofhaltung hergegeben hatte, zweyhundert und fünfzig Thaler schuldig. Der König überschikte mir dieselben, um ihn zubezahlen, und noch etwas mehr, um ihn wegen der Verzögerung schadlos zuhalten. „Mein Gewissen, schreibt er mir, nöthigt mich, „mit diesem armen Manne Mitleiden zuhaben.„ Vielleicht hab ich bereits nur allzuviel dergleichen Züge hiehergesetzt. Allein noch schlimmer wäre es, wenn ich dem Publikum alle die Briefe vorlegen wollte, die dieser Prinz an mich geschrieben hat.

Was jene andern Projekte betrift, deren erhabener Gegenstand entweder mit seinem Ruhm, oder mit dem Glück seiner Unterthanen in Verbindung stand; so verlor er dieselben niemals aus dem Gesichte, nicht einmal beym Gefühl der Widerwärtigkeiten, und der Freude. Um zusehn, ob seine Entwürfe mit den meinigen übereinstimmten, legte er mir schon seit langem Fragen vor, und befahl mir,

alles das niederzuschreiben, was meiner Meinung nach, im Stand wäre, einen mächtigen Staat zuzerstören, oder auch nur den Ruhm desselben zubeflecken. Ich glaubte, seinem Begehren nicht besser entsprechen zu können, als wenn ich ihm einen so ganz einfachen, und mit so wenig unnützen Verzierungen des Stils versehenen Aufsatz überreichte, daß er ihn mit einem einzigen Blik überschauen konnte. Es war eine blosse Herzählung der Mißbräuche, welche sich gewöhnlich in die Staaten einschleichen, ohne weitre Erklärung oder Beweis. Ich lege denselben hier meinen Lesern vor, welchen sie wenigstens, als ein kurzer Innbegrif der Grundsäze dienen kann, die ich ihnen bereits gezeigt, und die sie auch in dem Verfolg dieser Denkwürdigkeiten anzutreffen erwarten müssen.

Diese Ursachen des Untergangs, oder der Schwächung der Monarchien sind übertriebne Auflagen, Monopolien, hauptsächlich im Getreidehandel, Vernachläßigung des Comerzwesens, der Gewerbe, des Feldbaues, der Künste und Handwerker; die grosse Anzahl der Bedienungen, die Besoldungen der Aemter, die übermäßige Macht derjenigen, welche dieselbe besitzen; die Unkosten, die Verzögerungen und Ungerechtigkeiten bey der Justizverwaltung; der Müßiggang, der übermäßige Aufwand, und alles, was darauf Beziehung hat, die Zügellosigkeit, und das Verderbniß der Sitten; die Verwirrung der Stände; die öftern Veränderungen in der Münze, die ungerechten und thörichten Kriege; der Despotismus der Monarchen; ihre blinde

Anhänglichkeit an gewisse Personen; ihr Vorurtheil für gewisse Stände, oder Handthierungen; die Habsucht ihrer Minister und Günstlinge; die Herabwürdigung der Standespersonen; die Verachtung und Hindansetzung der Gelehrten; die Duldung schändlicher Gebräuche, und die Uebertrettung guter Gesetze; die eigensinnige Anhänglichkeit an gleichgültige oder dem Mißbrauch unterworfene Gebräuche; die Menge verwirrender Verordnungen, und unnützer Befehle.

Wenn ich unter allen Regierungsarten, von welchen man in dieser Monarchie Beyspiele hat, wählen müßte; so würde ich Clovis, Carl den Grossen, Philipp August und Carl den Weisen *) zu Mustern

*) Vielleicht käme man der Wahrheit noch näher, wenn man die drey erstern abrechnete, und den einzigen Carl V. wählte. Wenn man den Charakter Heinrichs IV. und des Herzogs von Sülly untersucht; so findet man bey dem erstern die Denkensart eines Römers, und bey dem letztern die Denkensart eines rechtschafnen Lacedämoniers. Die hier angeführten Grundsätze haben alle ein wenig von diesen beyden vermischten Denkensarten an sich. Ich habe oben bemerkt, wie man die allzustrengen Grundsätze des Herzogs mildern könnte, und will hier die gleiche Freyheit in Absicht auf die allzustarke Neigung Heinrichs zum Krieg nehmen. Es ist unwidersprechlich, daß kriegrische Gesinnungen die Schutzwehr eines Staates sind. Man muß dieselben sorgfältig unterhalten, aber so, wie man einen Doggen unterhält, der das Haus bewacht: man kettet ihn an, und erlaubt ihm nur sehr selten die Freyheit, aus Furcht, er möchte seinen eignen Herrn zerreissen. Der blosse Ruhm der Dapferkeit bringt beynahe die gleichen Wirkungen alle hervor, wie der Gebrauch, den man davon machen könnte. Hier ist ein Grundsatz,

vorschlagen, und würde wünschen, daß man seine Augen von dem ganzen Zeitraum wegwendete, welcher zwischen Carl VIII. und unsern Zeiten verflossen ist: und wenn ich einen Grundsatz fest setzen müßte, so wär es dieser: die guten Sitten, und die guten Gesetze erzeugen sich wechselweise. Zum Unglück für uns wird die höchst nützliche Verkettung dieser beyden Sachen uns erst dannzumal fühlbar, wenn wir das Verderbniß und alle Mißbräuche zu gleicher Zeit auf den höchsten Grad getrieben haben; so daß dasjenige in der Welt immer das größte Uebel ist, was die Quelle des Glükes wird. Weil die Verordnungen für die Vermehrung und die Sicherheit des Handels dem König unter die wichtigsten in der Verwaltung eines Staates zugehören schienen; so wandte er auch seine vornehmste Sorge auf diesen Punkt. Da das Projekt eines Canals, um die Seine und die Loire *)

---

den man unter die natürlichsten setzen kann; man müsse jedes andre Mittel dem Krieg vorziehn, wenn man durch dasselbe den gleichen Endzwek erreichen kann.

*) Dieß ist der Canal von Briarre, welcher von dieser kleinen Stadt bis nach Montargis geht, welches Städtchen zehn Meilen davon entfernet ist. Er sollte bis nach Moret geführt werden: allein dieser Theil des Projekts fand nicht Statt; man ließ sogar den Canal liegen, nachdem man mehr, als dreymalhunderttausend Thaler darauf verwandt hatte, wegen der Bosheit derer, die den Herrn von Rosny beneideten, oder nach Mezerai's Bericht, wegen der Veränderungen in dem Ministerium. Diese Arbeit war damals bereits sehr weit gekommen, man hat sie seither fortgesetzt, und endlich ward sie vollendet. Herr von Thou ertheilt dem Herzog von Sülly

mit einander zuvereinigen, ratifiziert worden war; so begab ich mich persönlich an Ort und Stelle, damit keine Irrung in den Zurüstungen vorgehn möchte, welche vor der Ausführung hergehn mußten, und die sowol im Abmessen der Höhen, und dem Nivellieren des Bodens, als auch in der Benutzung der Bequemlichkeiten bestanden, die derselbe etwa anbieten könnte. Ich wandte nicht viel Zeit auf diese Sache, weil der König mich, beynahe unmittelbar nach der Abreise, wieder zurükberufte. Eben so berichtigte ich auch einige Geschäfte die den Handel betrafen, auf der Reise, die ich, wie man oben gesehn hat, nach Poitou machte.

Das wichtigste und verworrenste Geschäfte war

---

grosse Lobsprüche, und erkennt ihn für den Urheber dieses Unternehmens. 132. Buch. Dieß beweisen die Platten, welches eine Art von silbernen und küpfernen Medaillen waren, noch deutlicher, die man im Jahr 1737. fand, als man an den Schleussen dieses Canals arbeitete, und die man wol nicht hätte wegnehmen sollen. Der Graf von Büron, welcher an diesem Canal Antheil hat, übersandte dem Herzog von Sülly die küpfernen, die derselbe in seinem Medaillencabinet aufbewahrt, und behielt die silbernen ihres Werthes wegen für sich. Auf einer von diesen küpfernen Medaillen ist das Wappen des Herzogs von Sülly eingegraben, und auf einer andern folgende Aufschrift. 1607. Maximilian von Bethüne, unter der Regierung Heinrichs IV. durch die Hand des Herrn Peter Ozon, dießmaligen Maire und Gouverneur von Mantargis - le - Franc. Der Herzog von Sülly hat bereits einen Theil der diesen Canal betreffenden Schriften und Aufsätze wieder zusammengebracht.

dasjenige, in welches wir dieses Jahr mit Spanien, wegen dem gegenseitigen Handel beyder Nationen verwikelt wurden.*) Der König von Spanien hatte im letztverflossenen Jahr eine Abgabe von dreyßig Prozent auf alle Kaufmannswaaren gelegt, welche aus Frankreich nach Spanien oder den Niederlanden, so wie auch auf diejenigen, welche aus den beyden leztern Staaten nach Frankreich gehn würden. Eine offenbar ungerechte Auflage, welche den Unterthanen des Königs von Spanien in beyden ihm unterwürfigen Ländern eben so sehr zuwider war, als sich die Franzosen darüber ärgerten. Der König vergalt dieß durch ein ausdrükliches Gebot, sich alles Handels mit den Unterthanen des Königs von Spanien und der Erzherzogen zu enthalten, und durch eine noch stärkere Auflage, auf die spanischen Waaren, welche zu Calais ausgeschiffet wurden. Allein jenes Verbot war nicht im Stand den Schleichhandel mit unsern Waaren in dem feindlichen Gebiete zu hindern. Die französischen Kaufleute konnten überdas, ungeachtet des neuen Monopoliums, an unserm Getreide, unsern Tüchern und übrigen Kaufmannswaaren bey dem Mangel, den Spanien an allen diesen Sachen hatte, einen so grossen Profit machen, daß sie sich ohne Scheu der ganzen Strenge der Gesetze bloß gaben. Es entstand sogar eine Art von Empörung deswegen zu Marseille, wovon der Präsident du Vair dem Hof Nachricht

*) S. die Chron. sept. Jahr 1604.

gab. Die Kaufleute dieser Stadt sahen mit dem größten Unwillen, daß, während dem man sie nöthigte, unthätig zu bleiben, die Italiäner ihnen ihre Waaren vor dem Mund wegschnappten, und ihren Profit raubten. Diese Erlaubniß, die Se. Majestät den Italiänern ertheilet hatten, war, meines Erachtens, eben nicht sehr überlegt gewesen.

Die Engländer, voller Freude über diesen neuen Vorfall, fachten die Zweytracht vielmehr unter der Hand an, statt die Gemüther zu vereinigen, weil sie durch Schleichhandel das gleiche thaten, was die Italiäner vermög einer Erlaubniß. Man erhielt Nachricht, daß acht bis neun englische Schiffe nach den Sandbänken von Olonne gekommen waren, um Getraide einzunehmen, welches sie nach der Hand zu St. Sebastian wieder ausschiften. Die Spanier hatten schlechterdings nicht auf diesen geheimen Ausweg gedacht, und ohne denselben wäre ihr Verbot auf sie selbst zurükgefallen. Dies hatte Heinrich anfangs erwartet, und die Hofnung, daß Spanien dadurch mehr sich, als uns schaden würde, nebst der Schande, die, seiner Meynung nach, diese Krone treffen würde, wenn ihr Feind so Herr von ihrem Handel zu seyn schiene, bewegte ihn, noch immer sehr strenge über diesem Verbot zu halten. Er befahl mir, einen vertrauten Mann, mit seinem Ansehn bekleidet, abzuschiken, um die Uebertrettungen seiner Befehle in dem Bezirk von der Mündung der Loire, bis zu der Garonne, und längst den Ufern dieser zween Flüsse, wo dieselben am häufigsten begangen wurden, zu bestrafen. Ich

gab diesen Auftrag dem la Fond, und dieser vollzog ihn so gut, daß Se. Majestät ihn nach der Hand näher um sich haben wollten.

Zu gleicher Zeit führte der König bey dem englischen Monarchen über desselben Unterthanen Klage. Er ließ ihm sagen, wenn er, in der Hofnung, sich unsern ganzen Handel mit Spanien zueignen zu können, sich bewegen liesse, mit dieser Krone Frieden zu machen, (und wirklich konnte die Sache ihm wichtig genug vorkommen, daß es sich der Mühe lohnte diesen Schritt zu thun,) so würde er schon solche Mittel zu ergreiffen wissen, daß der Nachtheil davon nicht auf sein Reich fiele, und daß England vielleicht mehr dabey verlöre, als er. Dieß war gewissermassen so viel gesagt, er sollte sich zwischen beyde streitende Partheyen legen, um ihren Streit zu schlichten: denn Heinrich hatte sogleich alle den Schaden gefühlt, den er sich selbst zugefügt hatte, und gesehn, daß die Gründe seines Staatsrathes falsch gewesen waren, welches ihn in grosse Verlegenheit setzte. Villeroi und Sillery wurden von Sr. Majestät ernannt, dieses Geschäfte genau zu untersuchen, und ich erhielt ebenfalls Befehl, mich hierüber mit dem Connetable, dem Kanzler, dem Comthur von Chastes, und dem Viceadmiral von Vic zu unterreden.

Man fand auf beyden Seiten Unbequemlichkeiten; einen grossen Verlust für den Handel, wenn man das Verbot behaupten, und Schande, wenn man es aufheben wollte. Heinrich konnte sich nicht entschliessen, dieß letztre zu thun, weil es eine Furcht

vor Spanien anzuzeigen schien, indem diese Krone es nicht der Mühe werth gefunden hatte, auf ihrer Seite den geringsten Schritt gegen Se. Allerchristlichste Majestät zu thun, und alles, was man von ihr erwarten konnte, war dieses, daß man, wenn das Verbot nicht aufgehoben würde, die Augen bey den Uebertrettungen schliessen würde, die die Kaufleute dagegen begiengen; mit Vorbehalt der Erneuerung desselben, wenn sie diese Nachsicht allzu offenbar und zu Schwächung des königlichen Ansehns mißbrauchen würden. Was mich betrift, so war die Wunde, die dem Handel dadurch geschlagen wurde, beynahe das einzige, was ich sah, und in dieser Rüksicht waren mir Engländer und Spanier durchaus gleich. Ich stellte dem König vor, wenn er nur auf den Schaden sehn wollte, den wir dabey litten, so müßte er gegen die einen eben so strenge seyn, als gegen die andern.

Der König von England verweigerte seine Vermittlung bey diesem Streit nicht. Er erbot sich sogar, für die Versprechungen Gewähr zu leisten, welche beyde Kronen sich deswegen geben würden: allein er wollte als Schiedsrichter dabey handeln, und der König, den diese Eitelkeit verdroß, wollte ihm weiter nichts, als den Namen eines gemeinschaftlichen Freundes zugestehn. Der Pabst fieng ebenfalls an, grossen Antheil daran zu nehmen, weil er im Ernst befürchtete, es würde ein noch gefährlicherer Bruch zwischen Frankreich und Spanien daraus entstehn. Er schrieb an seinen Nun-

zius in Frankreich, den Cardinal Bufalo, er sollte alles mögliche thun, um denselben zuverhüten, und dieser Kardinal fand nicht lange nachher einen günstigen Anlaas, hieran zu arbeiten.

Der Graf von Beaumont, welcher immer noch unser Bottschafter an dem Londner Hof war, hatte dieses neue Handelsgeschäfte, in Gegenwart der Grafen von Villa Mediana und Aremberg, von denen der erstere des Königs von Spanien, und der leztere der Erzherzogen Gesandter war, öfters auf die Bahn gebracht. Er hatte sogar eine Art von Akkord mit denselben, dem Präsidenten Richardot, und Ludwig Vroreylzen entworfen, welcher dem Connetable von Castille, der sich ebenfalls zu London befand, war mitgetheilet worden. Allein die plötzliche Abreise dieses leztern und einige andre Schwierigkeiten hatten sie gehindert, bis zur Unterzeichnung der Präliminarien dieses Akkords zu kommen. Der Connetable von Castille gieng durch Paris, und besuchte daselbst den Kardinal Bufalo, der dieser Sache wegen auf so viel Seiten in ihn drang, daß er dieses von ihm erhielt, daß die Sache gewissen Kommissarien, die er im Namen des Königs, seines Herrn, ernannte, zur Untersuchung vorgelegt werden sollte. Der französische Staatsrath ernannte ebenfalls welche. Allein dieß war noch nicht das rechte Mittel, um der Sache abzuhelfen: da sie in so vielen Händen war, so zog sie sich abscheulich in die Länge. Bufalo erhielt von dem spanischen Bottschafter an unserm Hof, Don Balthasar di Stuniga, und dem mayländi-

schen Senator, Alexander Novidius, welche bey dieser Sache für die eine Parthey intereßiert waren, das Versprechen, sie wollten alles, was dieses Geschäft beträffe, ihm überlassen. Da dieß in Richtigkeit war, so bat er den König, damit er auf der andern Seite ebenfalls nur mit einer einzigen Person zu schaffen hätte, er sollte mir, ohne einen Nebenkommissar, eine, der Seinigen ähnliche, Vollmacht ertheilen, und nun schien ihm die Sache sehr weit gekommen zu seyn. Ich besuchte ihn in seiner Wohnung, und vermehrte seine Ungeduld noch mehr, indem ich ihm vorstellte, der Krieg sey im Begriff auszubrechen, und die Zurüstungen Sr. Majestät würden denselben vielleicht heftiger machen, als er gedächte. In wenigen Tagen hatte ich seine Einwilligung zu den Artikeln, die ich über diese Sache aufgesetzt hatte; sie waren zur völligen Sicherheit der freyen Handlung abgefaßt, und beynahe die gleichen, die man zu London vorgeschlagen, und worüber man daselbst gestritten hatte.

Dieser Traktat, denn es wurde ein wahrer Traktat daraus, ungeachtet alles zwischen dem Kardinal Bufalo und mir abgethan ward, enthielt von Seiten beyder Partheyen im Wesentlichen folgendes: Die Auflage von dreißig Prozent, und das Verbot des Handels zwischen beyden Kronen, Frankreich und Spanien, sollten aufgehebt seyn, und bleiben. Dieß war die Hauptsache. Allein da beyde Könige ihr Betragen durch verschiedne Klagpunkte, rechtfertigen wollten, die sie gegen

einander vorbrachten, und welche ebenfalls Beziehung auf den Handel hatten; so enthielt der Traktat noch viele andre Artikel neben diesem, welche die Abstellung derselben zum Zwek hatten.

Es waren folgende; Se. Allerchristlichste Majestät sollten durch ein Edikt verbieten, daß keiner Ihrer Unterthanen entweder selbst oder unter seinem Namen holländische Waaren nach Spanien, und die von dieser Krone abhängigen Länder, durch Ausleihung ihrer Schiffe, oder Fuhrwerke, oder auf irgend eine andre Weise bringen sollte: die wirklich französischen Waaren sollten mit dem Stempel der Stadt, aus welcher sie verführt würden, bezeichnet, und daselbst in ein Buch geschrieben werden: dies hatte zur Absicht, den wegen der Aehnlichkeit der Waaren möglichen Betrug zu verhüten: Im Uebertrettungsfall sollten sie konfiscirt werden können, jedoch ohne daß man auf einen blossen Verdacht hin die Waaren anhalten, oder ihre Spedition hindern dürfte: Alle Holländer, welche man auf französischen Schiffen fände, sollte man anhalten können: die Franzosen sollten keine spanischen Waaren nach Holland, oder irgend einen andern Ort der Niederlande bringen, als diejenigen, welche auf dem öffentlichen Anschlagzettel bemerkt wären, und zur Sicherheit für das Versprechen, das sie etwa hierüber geben möchten, ohne es halten zu wollen, mußten sie sich vor dem Magistrat jedes spanischen Hafens, ehe sie denselben verliessen, schriftlich zu einer Abgabe von dreyßig Prozent anheischig machen; wel-

che Handschrift ihnen wieder ausgeliefert werden sollte, wenn sie innert Jahresfrist von dem Richter des Ortes in Frankreich oder eines der bewilligten Hafen in den Niederlanden einen Schein brächten: der König in Frankreich sollte alle Waaren konfisciren, welche seine Unterthanen aus Spanien genommen hätten, um sie nach den verbottenen Hafen zu bringen, und die Hälfte sollte nach Abzug der dreyßig Prozente, dem Angeber gehören: der französische Magistrat, welcher falsche Ausschiffungsscheine ausgegeben hatte, sollte ebenfalls gerichtlich verfolgt, und bestraft werden: beyde Könige sollten einander wechselweise die Straßen frey halten. Da der Artickel, welcher die, seit dem zu Vervins geschlossenen Frieden, eingeführten Auflagen auf die aus Spanien nach Flandern, oder aus Flandern nach Spanien durch Calais verführten Waaren, im Fall sie in diesen Hafen gebracht würden, betrift, bereits vorher, in Beyseyn eben dieses Cardinals, war abgeschlossen worden; so blieb derselbe unverändert. Wir hatten festgesetzt, daß dieser Traktat, vierzig Tage nach seinem Datum in den respektiven Ländern bekannt gemacht werden sollte. Er war vom 12. Oktober datiert, und anfänglich nur von dem Cardinal Bufalo und mir unterzeichnet *).

---

*) S. den Traktat selbst in der Chron. Sept. Der König giebt dem Marquis von Rosny in demselben nur den Titel, Grandmaître & Capitaine Géneral de l'artillerie de France. Der Kardinal Bufalo unterzeichnete densel-

Ich war sehr gewiß, daß Heinrich denselben genehmigen würde, indem ich keinen Artickel aufgenommen hatte, ohne vorher seine Meinung darüber zu wissen. Ich fürchtete mehr Sillery's und der andern Staatsräthe Critik, denen der König die Behandlung dieses Geschäftes abgenommen hatte. Allein ich half mir durch folgendes Mittel: ich schickte den ältern Arnaud mit diesen Artickeln an Sillery, und ließ ihn überaus höflich um seine Meinung darüber fragen. Sillery antwortete ganz hitzig, und ohne sie einmal lesen zu wollen, die Sache sey in guten Händen, und der, welcher allein daran gearbeitet hätte, könnte sie auch allein beendigen. Mit dieser Antwort war ich nicht zufrieden. Ich schickte den Arnaud noch einmal, und ließ ihm sagen, es dünke mich nothwendig, daß dieser Traktat von ihm und den übrigen Kommissarien unterzeichnet würde, welche anfänglich dazu waren ernannt worden, ich bäte ihn also, in meiner Wohnung denselben zu unterzeichnen: wenn er sich dessen weigerte, so würde ich mich nicht enthalten können, Sr. Majestät, bey Ueberbringung des Traktats, durch Arnaud sagen zu lassen, die Schwierigkeiten, die er gemacht hätte, haben die Berichtigung desselben um zwey Tage verzögert, wie es auch in der That war. Sillery befürchtete, wenn in dieser Zwi-

---

ben nicht, sondern nur die Herren von Rosny und Sillery, und für den König von Spanien, D. Balthasar, di Stuniga und der Senator Providius. Matthieu Tom. 2. Liv. 3. S. 655.

schenzeit irgend etwas widriges begegnete, welches diesen Commerztraktat scheitern machte, so würde er dies zu verantworten haben: er kam also in die Wohnung des Cardinals, und that, was man von ihm begehrte: und Villeroi unterzeichnete den Traktat ebenfalls.

Da der König eine Abschrift von diesen Artickeln erhielt, welche durch diese fünf Unterschriften bestätigt war, bezeugte er die gröste Zufriedenheit mit dem Cardinal-Nunzius, und machte ihm ein Geschenk von einem mit Diamanten besetzten Creutz. Er empfahl ihn dem Pabst in einem überaus schmeichelhaften Brief, und erwies ihm die besondre Ehre, ihn an seine Tafel zu ziehn. Er verschob die Bekanntmachung dieses Traktats, bis die Bestätigung des spanischen Hofes ankam, allein er ließ gleichwol unter der Hand das Verbot der Getraideausfuhr aufheben, welches seine Unterthanen mit der grösten Begierde wünschten.

Zu der nämlichen Zeit war zu London ein andrer Traktat zwischen Spanien und England geschlossen, welcher, nach dem, was im verflossenen Jahr zwischen dem König in Frankreich und der letztern Krone vorgegangen war, diesem gewiß nicht gleichgültig seyn konnte. Um die Sache ganz zu verstehn, müssen wir den Verfolg der sowol politischen als militarischen Begebenheiten nachholen, welche zwischen Spanien und den Niederländern vorfielen, weil die englischen Angelegenheiten mit denselben in dieser Rücksicht in einer nothwendigen Verbindung stehen.

Die

Die Belagerung von Ostende ward noch immer mit der gleichen Erbitterung fortgesetzt. Während dem die Spanier dieselbe betrieben, grif der Prinz von Oranien im Anfang des Feldzuges die Insel Cadsan, die er den 10. May eroberte, und hierauf alle in dieser Gegend befindliche Festungen an, weil er sich dadurch einen Weg bis an die Gränze von Calais zu bahnen suchte. Hierauf unternahm er die Belagerung von Slůis. Man meldete dem König von Brügge, daß der Erzherzog, der dieses Unternehmen mit dem grösten Verdruß sah, fünfzehn bis sechszehntausend Mann sammeln wollte, mit welchen er diesen Platz, durch die Wegnahme von Ardenburg, welches denselben bedeckt, zu entsetzen hofte: allein Moriz habe sich so gut verschanzt, daß er, wie man glaube, nicht vertrieben werden könnte, wofern er nämlich Truppen genug hätte, um seine Verschanzungen zu bewachen. Der holländische General hatte überdas die Vorsicht, seine Verschanzungen bis nach Ardemburg fortzusetzen, und setzte sich in Verfassung, den Platz, wenn nicht mit dem Degen in der Faust, doch durch Hunger bezwingen zu können, im Fall er genöthigt werden sollte, seine Truppen von der Belagerung wegzunehmen. Slůis ergab sich den 20. August.

Die Spanier, welche der lebhafte Widerstand ihrer Feinde, und das Andenken an den unermeßlichen Verlust, den sie vor Ostende erlitten hatten, erbitterte, glaubten ihrerseits, esliege ihnen, nach diesen glücklichen Unternehmungen des Prin-

zen von Oranien, in Absicht auf den glücklichen Ausgang des Krieges noch mehr daran, daß diese Belagerung, welche bereits so lange gedauert hatte, nicht fehlschlüge. Der Admiral von Vic meldete Sr. Majestät durch d'Auval, welcher eben aus England zurückkam, sie hätten drey Minen springen lassen, allein sie seyen, setzte man hinzu, ohne Wirkung gewesen. Dessen ungeachtet, lag Ostende damals wirklich in den letzten Zügen. Die Spanier hatten sich laut gerühmt, sie wollten diese Festung vor Ende des Julius erobern, und dann würden sie noch Zeit genug haben, mit vereinigten Kräften Sluis zu entsetzen. Niemand maß dieser Prahlerey einigen Glauben bey, besonders seitdem Persi, mit dem Zunamen der Reiche, welcher Hauptmann bey Nerestans Regiment, und neulich von Ostende nach Paris gekommen war, daselbst versichert hatte, der Ort würde sich noch sechs oder acht Wochen halten. Sluis ergab sich wirklich früher, als Ostende, allein dies geschah blos deswegen, weil sich die Niederländer mit einem Muthe vertheidigten, von welchem man wenig Beyspiele findet. Durch einen Sukkurs von eilf Compagnien, welche zwischen tausend und zwölfhundert Mann ganz frischer Truppen enthielten, und welche die Generalstaaten ihnen unter Anführung des General Marquette zugeschickt hatten, verstärkt, entschlossen sie sich, eine innre Verschanzung zu errichten, welche dazu dienen könnte, ihnen eine vortheilhaftere Capitulation zu verschaffen, wenn sie festen Fuß darinn hielten,

im Fall sie einst in diese äusserste Nothwendigkeit versetzt würden, und sie fanden, ungeachtet sie beynahe ganz eingeschlossen waren, dennoch Mittel, Kriegsvorrath und Geld in die Stadt zu bringen.

Es war ein neues und bewundernswürdiges Schauspiel für ganz Europa, daß ein kleiner Staat, welcher nur einen beynahe unmerklichen Punkt auf der Carte ausmacht, es wagen durfte, mitten aus seinen Morästen, das Haupt zu erheben, und dem so furchtbaren Spanien so lange Trotz zu bieten. Wo nahm er die Kräfte dazu her? Wo das Geld? denn man rechnete, dieser Krieg koste die Staaten täglich zwanzigtausend Gulden. Allein man wußte auch nicht, in welchen Verlegenheiten sie sich öfters befunden hatten, indem sie beynahe nicht mehr wußten, wohin sie ihre Blicke wenden sollten, und genöthigt waren, an allen Thüren anzupochen. Da der Herzog von Bouillon ihnen eine Summe Gelds versprochen hatte; so schickten sie den Hauptmann Sarroque, um dieselbe zu heben; allein er brachte nichts mit sich zurück, als den Verdruß, daß er seinen Herren vier bis fünftausend Gulden verschwendet hatte; denn so viel kosteten sie ihre Complimente an die Prinzeßin von Oranien.

Ihre gewöhnliche Zuflucht war Heinrich; bald begehrten sie hunderttausend Thaler; ein andermal, ein Paar tausend Centner Pulver, wovon sie sehr viel verbrauchten. Ihres Bittens war kein Ende. Büzenval, den Se. Majestät in dieser Gegend sich aufhalten ließ, um von allem Nachricht zu bekom-

men, war ihnen überaus nützlich, weil er ihre Bitten bey dem König unterstützte, welcher am Ende noch ihre einzige Hilfe war, da alle andern Mächte sie verlassen hatten. Allein dafür behandelten sie den Agenten auch mit der grösten Schonung, und hielten ihn gleichsam mit Gewalt zurück, als er die Erlaubnis bekommen hatte, nach Frankreich zurückzukehren. Und wen behandelten sie nicht eben so? Sie hatten die Absicht, mir ein beträchtliches Geschenke zu machen. Büzenval, den sie hierüber zu Rathe zogen, versicherte sie, ich würde es nicht annehmen. Sie begnügten sich also, mir ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen, indem sie mir durch Aersens einige seltne Muscheln, und meiner Gemahlin, einige Kutschenpferde aus ihrem Land anbieten liessen. Heinrich war mit einer solchen Leichtigkeit immerhin in Bereitschaft, ihnen Gefälligkeiten zu erweisen, welche nicht aus blossem Eigennutz herrühren konnte, und welche ihm bey diesem Volk eine Stelle unter den Stiftern seiner Freyheit verdient. Sie würden sehr undankbar seyn, wenn sie jemals ihre Pflicht gegen die Krone Frankreich, ihre Wohlthäterin aus den Augen setzen *). Der König schrieb mir dies Jahr nach Poitou; Büzenval habe, im Namen der Staaten, neue Bitten an ihn gelangen lassen, die er vielleicht nicht hätte erfüllen sollen: allein er

---

*) Grotius redet in seinem Buch, Annales & Histoire des des troubles des Païs-bas: beynahe in den gleichen Ausdrücken hievon.

könne sich nicht entschliessen, sie zu verlassen, was für Gerüchte sich auch in Absicht auf England verbreiteten, und welche Drohungen Spanien auch immer gegen ihn ausstossen möchte.

Man kann leicht denken, wie viel der gegenwärtige Krieg diese letztre Krone kostete, wie man aus dem schliessen kan, was ich so eben von den vereinigten Provinzen gesagt habe, welche sich blos vertheidigten, und ihre Wohnplätze nicht verliessen, weil sie die angreiffende Parthey waren, und wie groß der Zorn seyn müßte, den Spanien deswegen gegen uns faßte. In dem lebhaften Verdruß, den der spanische Staatsrath über einen so erschöpfenden Krieg empfand, den man aber mit der äussersten Sorgfalt verbarg, drohte er oft, er wolle den Franzosen dieses Verfahren niemals vergeben. Heinrich that, als ob er nichts hörte, und zwar mit Grund. Die Ohnmacht dieser Krone zeigte sich gerade in diesem vergeblichen Verdruß, und man wußte in Frankreich, daß die Finanzen der spanischen Monarchie erschöpft waren.

Ostende ward endlich den 22. September erobert *), und Heinrich hatte den Trost, daß er vermittelst fünf bis sechsmal hunderttausend Thaler, die ihn diese Belagerung jährlich, seit ihrem

*) Nähere Nachrichten von der Uebergabe von Ostende und Sluis, und den übrigen Verrichtungen dieses Feldzuges findet man bey de Thou, Chron. Sept. Matthieu. Siri und andern Geschichtschreibern unterm Jahr 1604.

Anfang, kostete, den Ruin der feindlichen Macht merklich befördert hatte.

Man wird ohne Zweifel denken, daß man von dem Traktat, den ich im verflossenen Jahr mit England geschlossen hatte, mehr hätte erwarten sollen. Hier ist die Nachricht von dem, was seither daselbst vorgegangen war. Der König von Spanien sah wohl, daß die Niederlande für ihn ganz verloren wären, wenn er nicht irgend ein Mittel fände, die Gesinnungen, in welchen ich den König von Großbrittanien verlassen hatte, einigermassen zu ändern. Er setzte also, nach meiner Abreise von London, seine alten Ränke und Bitten fort, um den englischen Monarchen zu einer Neutralität in Absicht auf die Angelegenheiten der vereinigten Provinzen zu vermögen, woferne er denselben nicht ganz auf seine Seite bringen könnte. Anfänglich glaubten sie, viel fodern, und ebenfalls viel anerbieten zu müssen, um wenigstens einen geringen Theil ihrer Foderungen zu erhalten. Die ersten Vorschläge, welche man auf die Bahn brachte, wurden, ohne daß man sie einmal untersuchte, verworfen. Nach diesen rückten die Spanier mit einem andern Vorschlag hervor, von dem sie hoften er würde die Engländer bewegen, die Holländer zu verlassen, weil sie wußten, daß derselbe mit ihren eifrigsten Wünschen übereinstimmte: sie verhiessen nämlich, den Handel nach Indien für beyde Nationen mit der gleichen Freyheit zu gestatten. Auch dieser Streich schlug fehl, weil Spanien, welches voraus sah,

daß man noch immer genug von seinen Foderungen abdingen würde, bey diesem Anerbieten, eine Offensif- und Defensifallianz mit England zur Bedingung machte, und weil der englische Staatsrath, der von den Gründen für das Gegentheil noch immer lebhaft überzeugt war, seinem König es nicht verhehlte, daß sein Interesse fodre, die Holländer zu unterstützen, statt sie offenbar anzugreiffen.

Man glaubte damals, die Sache habe durchaus fehlgeschlagen: nur Beaumont betrog sich nicht, und sagte voraus, man würde, ungeachtet aller anscheinenden Hindernisse, sich nähern, und wirklich übereinkommen können. Einige Zeit nachher thaten die Spanier einen neuen Angrif. Um nach ihrer feinen Staatskunst, der ersten Weigerung immer etwas von ihrem Gewicht zu benehmen, ernannte man von beyden Seiten Commissarien. Die Zänkereyen waren so lebhaft, daß man hundertmal im Begrif war, die Sache aufzugeben. Allein unmerklich kam es zu friedlichern Unterhandlungen: die Comissarien besänftigten sich; die Spanischen bezeigten nicht nur keinen Widerwillen gegen Frankreich, sondern sie sagten sogar freywillig, man müßte diese Krone von nichts ausschliessen. Man behandelte sogar die Generalstaaten mit Achtung, und schien zu jeder Art von Vergleich mit ihnen bereitwillig zu seyn: und dieß that man alles, einmal um Sr. brittanischen Majestät zu verbergen, daß diese Unterhandlung

seinem Endzweck gerade zuwiderlaufe; und hiernächst, um seine Bedenklichkeiten zu heben.

Dieses Mittel unterstützte man durch kleine anonymische Schriften, in welchen man sich bemühte zu zeigen, daß der Friede für alle drey Kronen das Wünschenswertheste sey. In einer derselben — welche man von einem Engländer geschrieben glaubte, weil darinn die Macht des englischen Monarchen sehr erhoben ward, welcher, nach dem Ausdruck dieser Schrift, jedermann, den aber niemand missen konnte, gleich, als wenn man den Spaniern nicht hätte eine Schmeicheley, welche ihnen nützlich seyn könnte zutrauen dürfen — in einer derselben, sage ich, behauptete man, dieser Friede werde von allen drey Königen gleich eifrig gewünscht; allein die Könige von Frankreich und England wünschten zugleich in Geheim, jeder für sich, daß er dadurch zum Besitz der Niederlande gelangen möchte. Ein Einfall von der feinsten Bosheit.

Dessen ungeachtet, war man in einem ganzen Jahr, nämlich bis zum 21. Junius des laufenden Jahres, noch über nichts einig geworden; aber im Anfange des Julius hatten die Unterhandlungen einen reissenden Fortgang. Es kam so weit, daß man in England nicht länger zweifelte, die gänzliche Entscheidung der Sache werde nur noch bis zu der Ankunft des Connetable von Castilien aufgeschoben werden, welcher im Begrif war, als ausserordentlicher Bottschafter Sr. katholischen Majestät und mit uneingeschränkter Vollmacht, nach

London über zu gehn. Eben dies glaubte man auch zu Paris, und man war hier sogar überzeugt, nicht nur England, sondern selbst die vereinigten Provinzen haben in geheim Bedingnisse zu einem Vergleich mit Spanien gemacht, und die letztern haben, durch Vermittlung und nach dem Gutdünken Sr. brittannischen Majestät, die Streitigkeiten wegen der verpfändeten Städte, der Schiffahrt nach Indien, des Handels ohne Bezahlung der dreyßig Prozent, und aller übrigen Artickel beendigt. Allein, wenn dem so war, warum wurden denn die Belagerungen nicht aufgehebt, warum hörten die gegenseitigen Feindseligkeiten nicht auf?

Dieses Gerüchte war in der That falsch, wenigstens in Absicht auf den angeblichen Akkord und die Vermittlung. Die Generalstaaten sahen dieß nur allzugeschwinde, und erkannten zugleich, daß sie, statt seiner Vermittlung, nunmehr weiter gar nichts von dem englischen Monarchen zu erwarten hätten. Dieser war es endlich müde geworden, so lange gegen seine Neigung zu kämpfen, vermög welcher er gern aller Welt Freund seyn wollte. Erst neulich hatte er seinen vereinigten Staaten den Namen Großbrittanien gegeben, und seinen feyerlichen Einzug zu London gehalten, wo er eine Zusammenkunft zwischen den Vertheidigern der Anglikanischen Kirche und den Puritanern anstellte; denn seine friedlichen Gesinnungen erstreckten sich auf alles. Er bedachte nicht, daß er durch dieß Betragen genau diejenigen vom Frieden ausschliessen würde, welche denselben am meisten bedurften,

nämlich die Niederländer, weil er sie dadurch dem Gutdünken ihrer Feinde überließ. Die Engländer fiengen bereits an, diejenigen von dieser Nation hart zu behandeln, welche sich in ihren Hafen einfanden; und da die Niederländer, wie gewöhnlich, behaupteten, daß die Engländer sich auf ihren Küsten des Handels mit gewissen Waaren enthalten sollten, so antworteten ihnen diese ganz trotzig, sie haben von dem König von Spanien, ihrem Oberherrn, Erlaubniß dazu bekommen. Nichts brachte die Holländer so sehr auf, als dergleichen Reden, und wenn man die Einwohner von Vlyssingen hätte nach Gutdünken handeln lassen, so hätten sie, wie man glaubt, alle Engländer, die sich in ihrer Stadt befanden, niedergemacht. Allein man zeigte ihnen die Folgen dieser Handlung, und sie liessen sich bedeuten.

Dieß hatten die Generalstaaten nicht erwartet, als der englische Monarch beym Anfang der öffentlichen Unterhandlungen zwischen den Commissarien für den Herrn le Caron, ihren Agenten, Zutritt und Gehör in den Versammlungen derselben foderte. Le Caron hat gestanden, er habe anfänglich alle Ursache gehabt, mit den englischen Commissarien zufrieden zu seyn. Als die Spanier dieselben wegen der verpfändeten niederländischen Städte ausforschen wollten, die sie in ihre eigne Hände zu bekommen gewünscht hätten; sagten die Engländer ihnen, sie könnten nichts anders thun, als diese Städte dem Staatsrath der vereinigten Provinzen wieder ausliefern, wenn sie von dem.

selben das geliehene Geld zurückbekämen: und da die Spanier, ganz unzufrieden, versetzten, ihnen, die dieselben verpfändet hätten, müßte man sie zurückgeben, erwiederten die Engländer blos, wenn die Staaten sich weigern würden, die entlehnten Summen zurückzugeben; so wollten sie sich mit dem nämlichen Vorschlag an Spanien wenden. Ferner war man ihnen ebenfalls in dem Artickel, der den Handel betraf, günstig, welcher sie lange aufhielt, weil die Spanier durchaus foderten, Holland sollte ihnen bey dem Handel an der ganzen niederländischen Küste, und besonders bey dem Handel von Antwerpen, nichts in den Weg legen, welchen sie durch Erbauung verschiedner Forts an der Gelde, und besonders durch das Fort Islot, gleichsam verbollwerket hatten. Allein diese guten Gesinnungen der Engländer gegen ihre Nachbarn dauerten nicht lange. Büzenval, aus dessen Briefen ich einen Theil dieser Nachrichten geschöpft habe, war in Absicht auf den Ausgang, den alle diese englischen Conferenzen, wie man leicht sah, gehabt hatten, der Meinung, die Engländer wissen gar wohl, welches die Folgen dieser neuen politischen Verbindungen seyn könnten: aber ein grosser Vorrath von Eifersucht gegen Frankreich, und ein wenig Unbesonnenheit sey die Haupttriebfeder ihrer Handlungen bey diesem Geschäfte gewesen.

So lagen die Sachen, als der Brittische Monarch dem allerchristlichsten König durch seinen Bottschafter an desselben Hof von seinem Vorhaben, einen Traktat mit Spanien zuschliessen, Nach-

richt zuertheilen gut fand. Der Englische Gesandte überreichte dem König zugleich den schriftlichen Aufsatz dieses Traktats. Se. Brittische Majestät bestand in demselben auf der seltsamen Meinung, dieser, und der im verschloßnen Jahr geschloßne Traktat, enthalten nichts einander widersprechendes. Von dem gleichen hatte Jakob den Grafen von Beaumont überreden wollen. Er versprach dem König Heinrich, er wolle die Abschliessung desselben, bis zur Beendigung des Geschäftes, welches damals zwischen beyden Kronen Frankreich und Spanien obwaltete, verschieben: dieses Geschäfte war der Streit wegen des Handels, welcher gerade damals am heftigsten war. Gleichwol unterliessen die Commissarien nicht, den Traktat *) zwischen Spanien und England zu unterzeichnen, und sie verwiesen, in Absicht auf den Handel, den Französischen Gesandten auf die Ankunft des Connetable von Castilien. Man redete mit diesem hierüber, als er durch Paris reißte, um nach London zugehn, allein er erwekte mit Absicht Streitigkeiten, um mit dem Cardinal Bufalo, welcher bereits an diesem Geschäfte arbeitete, nichts abschliessen zu können. Das seltsamste hierbey ist

*) Dieser Traktat ist von einem eigentlichen Friedenstraktat nicht unterschieden. Die Könige von Spanien und England schliessen in demselben ihre Allierten ein, d. i. alle Fürsten und Staaten in der Christenheit, welche darinn genamset werden; die vereinigten Provinzen ausgenohmen. Man findet ihn ganz in der Chron. sept. an. 1604. Matthieu ebend. S. 650. u. s. w.

dieses, daß diese Commissarien, ungeachtet sie unsern Gesandten in dieser Sache nicht zufrieden stellten, sich dennoch erkühnten, von ihm zu fodern, er sollte die Abgabe in dem Hafen von Clavis vorläufig aufheben. Beaumont, welcher wußte, daß Se. Majestät dieselbe nicht einmal nach der Beendigung des Geschäftes der dreyßig Prozente, mit welcher sie nicht gemein hatte, aufheben würde, wich ihrem Begehren aus, indem er ihnen gleiches mit gleichem vergalt.

Der Connetable von Castilien gieng in den lezten Tagen des Novembers durch Frankreich nach Spanien zurük, wohin er den geschloßnen Traktat mitbrachte. Er kam zu Paris an, gerade da der Commerztraktat ebenfalls daselbst abgeschlossen wurde. Den folgenden Tag nach seiner Ankunft ließ er bey dem König fragen, ob er die Ehre haben könnte, ihn zu begrüssen, und erschien vor ihm mit einer Miene, auf welcher Freude und Zufriedenheit deutlich zusehn waren. Er machte dem König ein sehr studiertes Compliment, welches aber gerade deßwegen nur desto weniger aufrichtig war. Der Gegenstand desselben nahm er von den zwey neulich geschloßnen Traktaten her. Er bemühte sich, diesen Prinzen zu bereden, daß eine genaue Vereinigung der Könige von Frankreich und Spanien, weil sie die beyden mächtigsten Monarchen der Christenheit seyn, ein nothwendiges und unfehlbares Mittel seyn würde, alle Unternehmungen durchzusetzen, die sie einstimmig anfangen würden: hierauf erhebte er die Allianz gewaltig, welche im-

mer zwischen Frankreich und Castilien gewesen sey. Er hielt sich lange bey den Vortheilen dieser Verbindung auf, welche beyden Kronen gleiche Freunde und gleiche Feinde geben würde, und bey den Mitteln, wodurch man sie untrennbar machen könnte: diese wären, seiner Angabe nach, folgende; sie müßten unpartheyisch gegen einander seyn; sich aller Eifersucht über Macht und Rang enthalten; und ihre Ansprüche auf gewisse Bezirke und Städte in Europa gütlich erläutern und beylegen. Er vergaß nicht, Sr. Majestät auf eine geschikte Art zu melden; die Protestanten seyen Feinde, die man, nach den Foderungen einer gesunden Staatskunst, demüthigen müßte. Er beschloß seine Rede durch Vorstellung der Vortheile, die eine gedoppelte Vermählung zwischen den Kindern beyder Könige hervorbringen könnte, welche, seinem Ausdrucke nach, wegen der zusammendentreffenden Umstände bereits in dem Himmel beschlossen zu seyn scheine. Als ein guter Staatsmann versicherte er den König, er habe keinen Auftrag von seinem Herrn zu allem dem erhalten, was er ihm eben gesagt hätte. Er bat ihn, daß er geruhen möchte, ihm seine Meinung über alle diese Punkte zueröfnen, weil er, ungeachtet dies alles nur blosse Gedanken wären, dieselben nach der Hand dem König, seinem Herrn, desto ungescheuter entdecken durfte, wenn er sähe, daß sie das Glük hätten, den Beyfall seiner Majestät zu erhalten.

Ich war bey dieser Rede nicht zugegen; allein der König geruhte, ins Arsenal zu kommen, nur

um mir Nachricht davon zuertheilen. Nachdem er dieses gethan hatte, hielt er bey den Worten stille, er wünschte die Antwort zu wissen, die ich hierauf gegeben hätte, eh er mir sagte, was er selbst darauf erwiedert habe. Ich antwortete dem König in einem eben so wenig ernsthaften Tone; ich wollt' es ihm wol auf der Stelle sagen; allein ich werde bis morgen warten, um noch reiflicher darüber nachzudenken; damit er mir, wie er öfters thäte, keine Uebereilung vorwerfen könnte, wenn meine Reden das Glük hätten, ihm zu misfallen. Der König lächelte, und war es zufrieden, wobey er mir, wie er im Brauch hatte, wenn er in guter Laune war, einen kleinen Schlag auf die Bake gab.

Den folgenden Tag gieng ich nach dem Louvre, um Wort zuhalten. Ich fand den König auf der Capuzinerterrasse spazieren, und sagte ihm, wenn er sich noch eines Wortes errinnerte, welches ich von den Spaniern gesagt, und das er lustig genug gefunden hätte; Sie ziehen die **Werke** ihrem **Glauben** vor: *) so würde er nicht lange suchen müssen, was ich dem Bottschafter dieser Nation geantwortet hätte: nach allen den Treulosigkeiten und Eidbrüchen, durch die sie sich vor den Augen von ganz Europa entehrt hätte, würde mir die Rede des Connetable von Castilien nur als ein neuer Kunstgrif des Königs von Spanien vorgekommen seyn, wodurch er zwischen Sr. Majestät, den vereinigten Provinzen und allen Ihren protestantischen

*) Einer von den Lehrsätzen Calvins, den die Catholische Kirche verwirft.

Allierten Uneinigkeit zu stiften gesucht hätte, um dadurch einen noch günstigern Anlaas zubekommen, dieses Königreich anzufallen, als der war war, den sein Vater gehabt hatte. Da dieser Streich eine von den schwarzen Handlungen war, die man nicht einmal zubeschönigen unternehmen darf; so erinnerte ich den König daran, und setzte hinzu, ohne England, Holland, und die Französischen und fremden Protestanten; ohne alle seine eignen unglaublichen Arbeiten und Bemühungen, würde Spanien heutzutage vielleicht als Herr mit ihm reden: der Spanische Staatsrath, der gewohnt sey, alles, was die Religion heiliges hat, zuentweihen, misbrauche den Namen einer Vermählung, deren Band nicht fähig wäre, ihn zurükzuhalten: und jezt führte ich den König auf eine Bemerkung, welche, wie mich dünkt, wahr ist.

Es verräth eben nicht so sehr eine gesunde Staatsklugheit, als man gewöhnlich glaubt, wenn man die Prinzen des Französischen Hauses in solche Häuser sich vermählen läßt, die jenem ungefähr gleich sind, wie z. B. das Spanische. *) Neben dem, daß es keine Verbindung giebt, so enge sie auch immer seyn mag, die nicht dem Hasse weicht, den der Ehrgeitz gegen einen Nebenbuhler einflößt; so wird der Vortheil, den man bey diesen Verbindungen bezweken könnte, gerade dadurch unmöglich gemacht, weil er leicht allzubeträchtlich werden könnte.

*) Dieser Staatskunst hat Frankreich es gleichwol zudanken, daß das Haus Bourbon nach dem Tode Carls II. die Spanische Krone erhielt.

könnte. Nicht so verhält es sich mit den Verbindungen, die man mit geringern Häusern macht; wenigstens kann man mit Sicherheit auf alle Dienste zählen, die sie im Stande sind zuleisten. Die Ehre einer Verbindung mit dem vornehmsten Haus in der Welt macht, daß sie sich allzuglüklich schätzen, wenn sie etwas zu seinem Ruhm und zu seiner Grösse beytragen können. Spanien hat in diesem Mittel das Geheimniß gefunden, *) seine Macht auf eine weniger schnelle, aber auch weniger gefährliche Art, als die Waffen sind, beträchtlich zuvermehren.

Ich denke, um es bey diesem Anlaas zusagen, nicht wie der grosse Haufe, über das Salische Gesetz, welches so berühmt, und doch nirgends geschrieben ist, dessen Ursprung aber sich genugsam durch den Namen verräth, den es trägt, so wie sein Alter gerade durch die Ungewißheit dieses Ursprungs: **) man betrachtet dasselbe gewöhnlich,

---

*) Das Oestreichische Haus, sagte Guy Patin, bekam grosse „Güter per lanceam carnis. d. i. durch Verbindungen „und Heyrathen. „

**) Was das Salische Gesetz betrift, so sagt der Abbe' „du Bos in seiner histoire critique de l'établissement de „la monarchie françoise dans les Gaules. Tom. 3. Livre „6. S. 290. 291. so hat es diesen Namen wahrscheinlich „daher bekommen, weil dasselbe schon bey den Salischen „Franken gebräuchlich war, als Clovis ihrem Stamm im „Jahr 510. alle Stämme, die ihn für ihren König erkannten, mit Ausnahm des Ripuarischen Stammes ein„verleibte. Die älteste Sammlung, in welcher sich dieses „Gesetz befindet, die wir heutzutage haben, ist diejenige;

als das sicherste Fundament des Königreichs und der königlichen Würde. Allein was mich betrift,

---

„welche durch den König Clovis veranstaltet, und nach „der Hand durch Childebert und Clotar, desselben Söhne, „verbessert wurde. — Im Jahr 789. machte Carl der „Grosse eine neue Sammlung derselben, welcher er viele „Sanktionen beyfügte, u. s. w.„ Dieser Schriftsteller behauptet ferner, S. 273 Die Verordnung, welche festsezt, daß die Französische Krone nicht auf die Kunkelseite fallen solle, sey wirklich in dem zwey und sechszigsten Abschnitt der Salischen Gesetze enthalten.

Allein die entgegengesezte Meinung ward durch ein andres, eben so einsichtsvolles und gelehrtes Mitglied der Akademie, Herrn von Foncemagne in der vortreflichen Schrift über diese Materie behauptet, welche in der Sammlung der Mem. de l'Acad. royale des inscript. & belles Lettres. ann. 1727. S. 490. u. f. enthalten ist, und sie scheint auf noch stärkern Gründen zu beruhen. Der Autor beweißt in dieser Schrift, es sey in dem ganzen Salischen Gesetzbuch kein Punkt, welcher die Töchtern von der Krone ausschließt, und der sechste Paragraph des zwey und sechszigsten Abschnitts in diesem Gesetzbuch, wo es heißt, „nur die männlichen „Erben können ein Salisches Land besitzen, und die Weiber sollen keinen Theil an der Erbschaft haben;„ müsse nur von den Ländereyen und Erbschaften der Partikularen verstanden werden. Allein es sey doch eine seit undenklichen Zeiten und bereits bey den Germanen eingeführte Gewohnheit gewesen, daß die Töchtern nicht zur Krone gelangen konnten; Tacitus gedenke derselben ebenfalls, u. s. w. Herr von Foncemagne hatte bereits in einer andern Schrift (s. ebend. ann. 1727. S. 464. u. f.) gezeigt, daß die Französische Krone bey dem ersten Geschlecht unsrer Könige erblich war, aber nur für den Mannsstamm.

Die Meinung dieser beyden Schriftsteller, ungeachtet sie einander widersprechen, vereinigt sich doch gegen den im

so bin ich immer, durch alle Betrachtungen, die ich hierüber angestellt habe, auf die Gedanken geführt worden, daß bloß die Lage dieses Königreichs und die übrigen Vortheile, die es von der Natur empfangen, hinreichende Ursachen für den Vorrang sind, den es über alle andere Europäische Staaten behauptet, und daß das Salische Gesetz, statt dazu beyzutragen, diese Krone sehr oft gehindert hat, jene Vortheile mit denjenigen zuvermehren, die man vermittelst einer gesunden Staatskunst damit verbinden kann. Gesezt ein fremder Prinz werde durch die Vermählung mit der Kronerbin König in Frankreich, so kann es freylich geschehn, daß der erste König von diesem Stamm für einen Deutschen, Italiener, Spanier, oder Engländer gehalten wird. Allein da man keineswegs befürchten darf, daß er jemals in Versuchung kommen werde, den Sitz seiner Regierung in eine andre, als diejenige Stadt zuverlegen, die alle Fürsten, wenn es in ihrer Macht stände, zu ihrer Residenz

---

Text befindlichen Grundsatz: dieß ist ein Punkt, der sich durchaus nicht behaupten läßt. Neben dem, daß sie den Vorrang der Nation zerstört, würde sie dieses Reich, wegen der Ränke bey der Wahl eines Nachfolgers, in beynahe unaufhörliche fremde und einheimische Kriege; in eine Verwirrung in seinen Gesetzen, und in verschiedne andre Nachtheil stürzen, die Sülly ohne Zweifel nicht sah: und ich kann nichts anders glauben, als daß dieser Einfall bloß von den Compilatoren herrühre: man erkennt hier Süllys Grundsätze nicht. Ueber das Entstehn und den Innhalt der Salischen Gesetze kann man die von den beyden Akademikern angeführten Schriftsteller, Wendelin, Eccard, und Baluz nachschlagen.

erwählen würden; so wird dieser erste fremde König oder Fürst, bald ein naturalisierter Franzose, und seine Nachkommenschaft, bereits in der ersten Generation, ganz Französisch seyn. Das Haus Oestreich, welches den Spanischen, und das Haus Stuart, welches den Englischen Thron besitzt, sind unwidersprechliche Beyspiele hiervon. Inzwischen wird dieser erste fremde König mit unsrer Krone dasjenige, was er vorher eigenthümlich besaß, so vereinigen, daß es nicht wieder davon getrennt werden kann. Wenn das Salische Gesetz, wenn ich mich so ausdrücken darf, verbietet, daß die französische Krone nicht auf den weiblichen Stamm falle; so benihmt es ihr dadurch ein Mittel, sich zuvergrössern; ein Mittel, welches man um so viel weniger verachten darf, weil es keinen Anlaas oder Vorwand zum Krieg verschaft, da nichts Gewaltsames dabey ist.

Meine Antwort für den Connetable von Castilien gefiel dem König sehr wohl. Er versicherte mich, der gleiche Geist hab ihm die Seinige eingeflößt, er habe sie nur unter wichtige Worte und schöne Ausdrücke verstekt, um bey dem Castilianer keinen Verdacht von seinem Vorhaben zu erwecken. *)

*) Johann von Serre sagt in der Nachricht, die er von der Art mit welcher Heinrich IV. den Connetable von Castilien aufnahm, ertheilt; „Der König ließ ihn an den „Thoren von Paris durch den Herzog von Montbazon, „und eine sehr ansehnliche Menge von Edelleuten empfan„gen. — — Da der Connetable bey Zamet speisete, so „kam der König gerade dazu, als man demselben Wasser

Dasjenige, was neulich zu London zwischen England und Spanien vorgefallen war, nuzte uns freylich nichts, allein noch war nicht alle Hofnung eines glüklichen Erfolges verlohren. Sie waren noch nicht so weit gekommen, daß man im Ernst Hand ans Werk legen konnte. In politischen Angelegenheiten thut die Zeit alles, wenn man sie abwarten kann. Ich fand an dem Kardinal Bufalo, was ich schon lange an dem römischen Hof gesucht hatte. Deswegen bedachte ich mich nicht lange, ihm einen Wink von dem zugeben, was einst geschehen könnte, weil ich gewiß war, daß das Königreich Neapel, welches ich dem H. Stul zugedacht hatte, ein hinreichend starker Bewegsgrund seyn würde, ihn zur Verschwiegenheit in Absicht auf das ihm anvertraute Geheimniß, und

---

„bot, und sagte; ich will mit Ihnen speisen. Der Con„netable wollte voll Bestürzung ein Knie auf die Erde „setzen, und ihm die Serviette darreichen. Allein der „König hob ihn wieder auf, und sagte ihm: Sie sind „jezt nicht da, um aufzuwarten, sondern Ihnen aufwar„ten zu lassen, und obendrein mein Vetter. Wirklich „ist der König mit der Familie der Velasquez verwandt, „in welcher die Connetablewürde erblich ist, die die Kö„nige denjenigen ertheilen, die sie auf die nächste Stuffe „nach Ihnen erheben wollen.„ — —

Als dieser Gesandte, zwey Jahre vorher, nach Flandern reißte, hatte er bereits die Ehre gehabt, den König zubegrüßen. „Er blieb, sagt der Geschichtschreiber Matthieu, „ein wenig länger auf den Knien liegen, als er gerne „wollte, und sagte; der König habe ihn als ein König „empfangen, und ihn als einen Anverwandten geliebkoßt.„ Tom. 2. Liv. 3. S. 605. Siri ebend. S. 317.

selbst zur thätigen Hilfsleistung an der Ausführung desselben zu vermögen. Ueberdas schien mir der Kardinal mit dem Geist einer durchaus guten Staatskunst begabet zuseyn. Spanien hatte dem Pabst bey der neulichen Wegnahme der Festungen Porto Herkole, Orbitello, Talamone, Piombino, Final und Monako wider seinen Willen, die Augen geöfnet. Hätten die Römer in allen diesen gewaltthätigen Besitznehmungen nicht die Vorboten ihrer nahen Sklaverey gesehn; so hätten sie durchaus nichts fühlen müssen. Man siehet aus den Schritten, die Clemens VIII. that, deutlich, daß er dieses lebhaft befürchtete: Er war ein Pabst, gerade so, wie ihn Heinrich brauchte: und wirklich bemühte sich dieser, ihm bey jeder Gelegenheit gefällig zuseyn, und hatte ihm einen überzeugenden Beweis hiervon gegeben, indem er den Prinzen von Conde an seinen Hof nahm, um ihn in der catholischen Religion unterweisen und erziehen zulassen.

Die teutschen Fürsten nahmen nicht minder günstige Gesinnungen an. Der König befahl mir, den Gesandten des Herzogs von Würtemberg gut zu behandeln, um ihn dadurch zugewinnen, und wiewol er wegen des Herzogs von Bouillon eben nicht Ursach hatte, mit dem Churfürsten in der Pfalz zufrieden zu seyn; so machte er doch bey der Bezahlung einiger Gelder, welche man demselben schuldig war, und die seine Minister foderten, keine Schwierigkeiten. Heinrich machte keine andre Bedingung hierbey, als diese, der Churfürst sollte

seinen Prinzen von Sedan zurükberufen. In Absicht auf die vereinigten Provinzen hatte freylich England sein Versprechen nicht gehalten, aber es hatte doch wenigstens nicht die Gegenparthey ergriffen, und dadurch ward in den Angelegenheiten derselben beynahe nichts geändert, indem diese Krone sie fast nie mit irgend etwas unterstüzt hatte. Wenn die Generalstaaten sowol, als Spanien, nach den Eroberungen von Ostende und Sluis ruhig blieben; so geschah dies einzig aus Erschöpfung und Ohnmacht, und diese Ruhe konnte unmöglich lange dauern: und so war, im Fall Frankreich sich entschliessen würde, Spanien anzugreiffen, die erstere Krone noch lange sicher, daß die Macht dieser leztern, dieses Krieges wegen, getheilt werden würde.

Ich habe bereits etwas von einem Streit zwischen Spanien und den Graubündtnern gemeldet,*) der in diesem Jahr so viel Aufsehn machte, daß dadurch verschiedne Schriften über diese Sache veranlaaset wurden. Hier ist eine nähere Nachricht.

Die Schweitzer haben zu Nachbarn und Allierten die drey Bünde der Graubündtner; die dreyzehn Gemeinden von Ober- und Unter Wallis, welche aus vier und fünfzig Pfarrdörfern bestehn, deren Herr der von ihnen ernannte Bischof ist: Sant

---

*) Seht Matthieus Geschichte Tom. 2. Liv. 3. und die übrigen Geschichtschreiber, besonders Vittorio Siri, Mem. recond. Tom. 1. p. 369. u. f. welcher diese Sache sehr weitläuftig behandelt.

Gallen, Genf, Neuschatel, Baden und andre Reichs- und nicht Reichsstädte, welche sich mit Vorbehalt ihrer Freyheiten an die Schweitzer ergeben haben. Diese Städte machen neun Landvogteyen aus. *)

Die Graubündtner, von welchen hier allein die Rede ist, bewohnen die Alpengebürge, und das sogeheißne Veltlin **) welches ein Thal, oder viel-

---

*) Hier ist viel unrichtiges, das um so viel mehr befremden muß, da der erste Minister eines Hofes, der so nahe mit den Schweitzern verbunden war, es schreibt. Ober-Wallis besteht aus sieben sogeheißnen Zehnden, die, zugleich mit dem Bischof und unter dessen Vorsitz, sich selbst regieren. Unter-Wallis ist theils dieser Republik, theils dem Bischof besonders, theils dem Stift St. Moriz unterworfen. Die Abgeordneten der 7. Zehnden wählen aus 4. von dem Domcapitel vorgeschlagnen Personen eine zum Bischof, und dieser hat seine Stimme, und, wie gesagt, den Vorsitz bey den Versammlungen, wo die allgemeinen Angelegenheiten des Landes entschieden werden. Die besondern Vorfallenheiten und Geschäfte eines jeden Zehndens besorgt dieser selbst, und entscheidet die dahin gehörigen Prozesse, welche aber an den allgemeinen Landrath appelliert werden können. Die Republik Wallis ist, wie das Graubündtnerland, ein zugewandter oder verbündeter Ort der schweitzerschen Kantonen: so wie auch die Städte St. Gallen, Genf, und Müllhausen, das Fürstenthum Neufchatel und das Bisthum Basel, welches aber freye, und nicht, wie es oben heißt, den Schweitzern unterworfne, Staaten sind. — Der Autor verwechselt die Bundesgenossen und die Unterthanen der Schweitzer mit einander, zu welchen letztern freylich die Stadt und Grafschaft Baden, die Landgrafschaft Thurgäu, u. s. w. gehören. Der Uebersetzer.

**) Eigentlich stößt das Veltlin nicht, wie der Autor sagt, an die Grafschaft Tirol, und ist daher auch nicht so lang,

mehr eine Art von breitem Graben, zwischen dem Fuß der zu Italien gehörigen, und der gegenüberliegenden Alpen ist, indem seine größte Breite nicht mehr, als eine kleine französische Meile beträgt, da die Länge hingegen von der Grafschaft Tirol, bis an den Comersee sich ungefähr auf dreißig Meilen beläuft. Die ganze Tiefe dieses Thals wird von dem Addafluß bewässert, der dasselbe ganz durchströmt, und, weil er durch alle Waldwasser vergrössert wird, die er aufnimmt, bey seinem Ausfluß in den Comersee, nicht kleiner ist, als die Marne. Das Thal hat ungefähr hunderttausend Einwohner, die beynahe alle Römischkatholisch sind. Es ist sehr fruchtbar an Getreid, Wein, Baumfrüchten und Viehweiden. Seine Gränzen sind, gegen Morgen die Grafschaft Tirol, an welche es stößt: allein die Pässe sind alle gleich enge und beschwehrlich: gegen Mittag, Breszia und Bergamo, welche zum venetianischen Gebiete gehören. Die Kette von Gebirgen, welche es von dieser Republik absöndert, ist ebenfalls so steil, und und hat einen so rohen Boden, daß sie diese ganze Strecke lang unzugänglich sind, die zwey einzigen Pässe von Tirano und Morbegno ausgenommen, von welchen der erstere in das Breszianische, und der letztere in das Gebiet von Bergamo führet. Eine

---

als er angiebt: er rechnet aber die Grafschaft Bormio oder Worms dazu, welche ebenfalls den Graubündtnern unterworfen ist, und von der Adda durchströhmt wird. Der Uebersetzer.

ähnliche Kette von Alpengebirgen, welche von den Graubündtneren selbst bewohnet wird, macht die mitternächtliche Gränze. Die Lage dieser ganzen Gegend ist so beschaffen, daß man, um aus den, Italien gegen Mitternacht gelegnen, Ländern in Italien zu kommen, sich schlechterdings nur der Pässe bedienen kann, welche durch dieses Thal gehen, und welche gegen Abend durch eine Ebne, in welcher der Comersee, gerade zwischen dem Veltlin und dem Herzogthum Mayland, lieget, in dieses letztere führen.

Genau von diesem Ländchen ist hier die Rede. Sechshundert Schritte von dem Comersee hatte Spanien neulich eine Festung bauen lassen, welches das Fort Fuentes hieß, nach dem Namen dessen, dem es die Sache aufgetragen hatte. Diese Festung liegt auf einem zweyhundert Fuß hohen Felsen, und beherrscht die ganze Strecke Landes, welche das Mayländische von dem Veltlin trennt, und in welcher die Strasse durch Moräste, und sumpfigte Wiesen bereits nur allzubeschwerlich gemacht wird. An dem Ufer des Sees, welcher an dieser Stelle nur drey oder vierhundert Schritte breit ist, hatte diese Krone eine zweyte, aber weit kleinere, Festung, der ersten gegenüber, erbauen lassen. Und um diesen Paß, vollends zuversperren, hatte sie tiefe Graben in dem Zwischenraum von dem Fuß der Gebirge bis ans Ufer des Sees ziehn lassen. Die Festungswerke dieser zwey Schlösser waren gut angelegt; die Spitzen und Winkel derselben richteten sich genau nach der Gestalt des

Felsen, welcher überdas noch von keinem der umliegenden Oerter konnte bestrichen werden.

Unmöglich konnten die Graubündtner einem solchen Unternehmen geruhig zusehn: denn ungeachtet die Spanier versicherten, oder sich stellten, daß sie bey der Errichtung dieser neuen Werke nicht an sie dachten, und ungeachtet sie sogar, um zuzeigen, daß sie durchaus keine Absichten dabey auf etwas hätten, das nicht ihnen gehörte, einige allzuweit vorgerükte Graben wieder zurückziehn liessen; so war es doch nur allzusichtbar, daß ihre Absicht dahin gehe, einst, wo möglich, ihre italienischen und deutschen Staaten durch die Besitznehmung des Veltlins zuverbinden, und bis dieß geschehn könnte, den jenseits der Gebirge wohnenden Völkern den Paß nach Italien an diesem Ort zuverschliessen; den Schweitzern und Graubündtnern, und ihren Verbündeten, den Franzosen alle Gemeinschaft mit der Republik Venedig zubenehmen; und endlich die Graubündtner zu nöthigen, sich ihnen zuergeben, und sie für ihre Herrn zu erkennen.

Spanien hatte ihnen bereits Beweise für dieses letztere gegeben. Die protestantische Religion war bisher die herrschende in den drey Bünden gewesen, weil sie sich in den mächtigsten Kantonen festgesetzt hatte, und von den reichsten Partikularen war angenohmen worden. Diese hiengen sehr stark an Frankreich, und waren Todtfeinde von Spanien. Allein noch hatte der Unterscheid der Religion keine Uneinigkeit unter diesen Völkern gestiftet,

weil sie wußten, daß ihre ganze Stärke in der Eintracht bestehe. Die Spanier fanden Mittel, sie zu zerstören, indem sie ihre gewöhnlichen Emissarien, die Jesuiten und Kapuziner, in diese Gegenden sandten, welche durch Ueberredungen, durch Geld und Versprechungen ihren Endzwek, beyde Partheyen einander in die Haare zu bringen, ohne Mühe erreichten, und den Catholiken einen Widerwillen gegen die Regierungsart ihrer Landesleute beybrachten, der beynahe eben so stark war, als der Haß, den sie ihnen gegen ihre Religion eingeflößt hatten.

Die Uneinigkeit der Gemüther zeigte sich anfänglich darin, daß der Schluß der von den catholischen Kantonen zu Baden gehaltenen Tagsatzung zum ersten Mal dem Schluß der zu gleicher Zeit absönderlich zu Arau versammelten Protestanten widersprach. Die einen begehrten, man sollte diejenigen bestrafen, welche die Einkünfte der Republik verwaltet hatten, und faßten ein Urtheil gegen dieselben ab; die andern unterstützten sie öffentlich. Am Ende waren die Catholiken die Stärkern, und brachen gegen die Reformierten los, so daß sie sogar einen Versuch machten, sie aus einigen kleinen Kantonen gänzlich zuvertreiben, unter dem Vorwand, sie suchten das Land an Frankreich zu überliefern. Frankreich dachte hieran nicht, aber gleichgültig konnte ihm das doch nicht seyn, was in diesem Lande vorgieng, und dieß hatte es mit der Republik Venedig gemein. Paskal war lange Zeit unser dortige Gesandte gewesen, und die Graubündt-

ner hatten eine solche Zufriedenheit mit seinem Betragen gezeigt, daß sie einen neuen foderten, der ihm ähnlich wäre; und da sie in den Augenblicken, wo sie gut gesinnet waren, ebenfalls jemanden begehrten, der sie zugleich das Kriegshandwerk lehrte; so sandte man ihnen den Herrn von Vic, und befahl ihm und Canaye, welcher die gleiche Stelle bey der Republik Venedig bekleidete, immer nur nach dem gleichen Plane zu handeln.

Das beste und kürzeste Mittel wäre wol dieses gewesen, wenn man um die Errichtung des Forts Fuentes zu hindern, die drey Bünde mit gewaffneter Hand unterstützt, oder wenigstens sie in den Stand gesetzt hätte, eine andre Festung auf ihrem Gebiete zu bauen, die jene unnütze gemacht hätte. Man fühlte dies wohl, und es wäre eben nicht das erste Mal gewesen, daß Se. Majestät in diesem Land Geld ausgetheilet hätten: Allein die Graubündtner hatten den Eifer derjenigen, die sich ihrer annahmen, sehr erkalten gemacht. Statt dem König für alle die Jahrgelder Dank zuwissen, die er unter sie austheilte, hörte man von ihnen nichts, als Klagen über die schlechte Austheilung derselben, und daß man dieselbe nicht ihren Beamten überlasse. Die Venetianer waren, andrer Gründe wegen, von welchem Canaye dem de Vik Nachricht gab, eben so wenig mit ihnen zufrieden; und die Schweitzer unterstützten sie gleichfalls bey weitem nicht mehr mit dem gewohnten Eifer. Diese letztern hatten sich durch den Köder einer günstigen Aufnahme fangen lassen, die ihren Gesandten

zu Mayland wiederfahren war, und man zweifelte nicht, daß wenigstens die fünf Kantone Luzern, Schweiz, Zug, Uri und Unterwalden das Bündtniß mit dem mayländischen Staat erneuern würden.

Alles dessen ungeachtet, schien die Freyheit der Graubündner allen diesen intereßirten Parthеyen eine Sache, die man nicht aus der Acht lassen müßte, und die Spanier durften noch nicht so ganz zuverläßig darauf zählen, daß sie dem helvetischen Senat gänzlich würden die Augen schliessen können, so schlecht derselbe auch immer, ihrer Meinung nach, mit Einsichten in eine gesunde Staatskunst versehen seyn mochte. Eigentlich zu reden, war der auf den 12. Junius zu Chur angesetzte Bundestag dazu bestimmt, den Hauptstreich zu führen, und keine von den darinn verwickelten Partheyen, welche von dieser Zusammenkunft die Einwilligung des ganzen Streites erwarteten, versäumte es, einen vertrauten Mann dahin abzusenden. Von Seiten des Grafen von Fuentes kam Alphons Cazal. Ich ließ dem Herrn von Vic durch Montmartin Briefe von Sr. Majestät überbringen; allein sie wurden nicht bekannt gemacht, weil Canaye meldete, die Republik Venedig habe gegen die Graubündner ganz andre Gesinnungen, als Se. Majestät, und weil dieß ein Punkt war den man allen unsern Gesandten vorzüglich eingeschärfet hatte, sie sollten in allen ihren Foderungen mit einander übereinstimmen. Die französischen und venetianischen Gesandten begnügten sich also, unter der Hand nachzuwerben, und erschienen fast

nie öffentlich. Ihre Unthätigkeit mußte, wie es schien, dem Grafen von Fuentes sehr zu statten kommen. Gleichwol konnten die Ränke und Bewegungen, welche Cazal machte, nebst dieser Unthätigkeit, doch nicht hindern, daß seine Parthey unten lag. Der Schluß der Bundesversammlung lautete also: die Bünde wollten nicht eher von einer Allianz mit Spanien hören, bis das Fort Fuentes geschleift, der freye Paß und Handel wieder hergestellt, kurz, alles wieder in den ersten Stand gestellet seyn würde. Das Bündniß mit Frankreich ward ebenfalls aufs neue bestätigt. Freylich war es von diesem Schluß bis zu der Ausführung noch sehr weit, und die Spanier hatten noch viele Mittel, um die Graubündner aufzuziehn. Montmartin kam nicht eher zurück, als bis er alles, was zu dem Streit Anlas gegeben, genau besichtigt, und von dem Fort und der umliegenden Gegend auf meinen Befehl, einen Plan gemacht hatte: aus seiner mündlichen und schriftlichen Erzählung habe ich diese Nachrichten hergenommen.

Ein ziemlich ähnlicher Streit, nur daß er Se. Majestät unmittelbar betraf, erhob sich dieses Jahr wegen der Brücke zu Avignon. Diese berüchtigte Brücke zerfiel, und war im Begrif, aus Mangel an einer Ausbesserung, zusammen zu stürzen, welche man schon vor langem hätte vornehmen sollen. Diese Verzögerung rührte daher, daß die Lage von Frankreich bisher nicht erlaubt hatte, an der Entscheidung eines Streits zwischen dem franzö-

sischen Monarchen und dem Pabst zu arbeiten, ohne welche man nicht Hand an dieses Werk legen konnte. Der Pabst behauptete nämlich, er sey als Eigenthümer von Avignon, auch Eigenthümer von dieser Brücke, von dem Hafen und dem Paß über die Rhone zwischen Avignon und Villeneuve, folglich auch von allen Gerechtsamen, welche mit diesen Pässen verbunden wären *). Da die Ausbesserungen der Brücke nicht so viel Aufschub gestatteten, daß man hätte entscheiden können, welche von beyden Partheyen sie machen sollte Se. Majestät, oder der Pabst; so wollte der König, daß diese ganze Frage ein für allemal entschieden würde. Da die Sache schlechterdings zu meinem Departement gehörte; so ward sie mir überlassen: und dieß setzt mich in den Stand, dem Publikum Nachricht davon zu ertheilen.

Das in Frankreich angenommene Gesetz hat zu keiner Zeit den Besitzern der an den Ufern der Rhone gelegnen Länder, selbst nicht einmal unabhängigen Fürsten, irgend ein Recht über die dortigen Gewässer, und den Lauf der Rhone gestattet. Denn unabhängige Fürsten giebt es darunter, der Fürst Dauphin, der Herzog von Savoyen, der Graf von Provence und der Prinz von Oranien. Die Frage kommt darauf hinaus, zu entscheiden, ob der Pabst, welcher einer von den anstossenden

Für

*) Der Cardinal Oßat redet auf eine dem Pabst günstige Art davon in seinem Brief an Herrn von Villeroi, d. d. 2. Junius 1603.

Fürsten ist, das Recht besitze, sich von dieser allgemeinen Regel, vermög einer besondern Conzession, auszunehmen.

Ich ließ, um diesen Punkt zu entscheiden, die Archiven des Königreiches, die alten Dokumente der Domänen, die Register der Senechaussee von Nimes, und alle Urkunden der Provinz zurathziehen, und verständige und rechtschafne Commissarien an den Ort selbst gehen. Es blieb bey dieser ganzen Untersuchung unwiedersprechlich, einmal daß die Regel, welche den anstossenden Fürsten die Herrschaft über die Flüsse ertheilt, den König in Frankreich nicht betrift: demnach, daß er in dieser Absicht ein doppeltes Recht in Betref des Rhoneflusses genießt, nämlich, daß er, als Souverain, der einzige Herr über das Bette, den alten und neuen Canal desselben, und alle davon abhängenden Rechte ist. Unter denjenigen Provinzen, die derselbe durchströmt, ist Languedok die, in welcher dieses Recht noch am unwidersprechlichsten ist, weil sie ein altes Kronlehn ist, welches niemals davon losgerissen worden, und welches die Grafen von Toulouse immer unter diesem Titel besessen haben. Sie unterscheidet sich dadurch von Dauphine und Provence, indem dieses erworbne Länder sind. Allein ungeachtet dieses Grunds sowol, als eines andern, nämlich, daß diese zwey Provinzen, zur Abfindung jüngerer Prinzen, oder als Mitgift veräussert werden können, sind doch beyde unter dieser Regel begriffen, wie die Rhone, wegen des Rechts der Oberherrschaft, das unsre

Könige durchaus nicht verlieren können. Eine Menge von Urtheilsprüchen, die zu ihrem Vortheil gegen die an die Rhone angränzenden Fürsten gefällt wurden, bestätigen ihnen dasselbe ebenfalls; und der mit dem Herzog von Savoyen nach dem letzten Krieg geschloßne Traktat thut dieß auch förmlich. Dieß sind die Gründe, welche die Sache gegen den Pabst, in Absicht auf die Grafschaft Avignon, zweifelhaft machen konnten.

Ehmals war ein Fonds von viertausend Livres von den französischen Monarchen zur Ausbesserung dieser Brücke bestimmt gewesen. Dieser wurde nach der Hand sogeheißnen Hospitalreligiosen überlassen, welche sich, die den Hospital bey der Brücke zu Avignon bedienende Brüder nannten, weil dieser Hospital in der That an die Brücke stieß; und zu gleicher Zeit belehnte man sie auch mit allen den Einkünften, die der König davon ziehn konnte; wogegen sie sich anheischig machten, an der Unterhaltung der Brücke nie nichts mangeln zu lassen. Sie blieben sehr lange beym Genuß dieser Einkünfte und Gerechtsamen, allein ohne daß sie, als Aufseher über die Brücke, der Verpflichtung genug thaten, die sie auf sich genommen hatten. Zuletzt fand sichs, daß dieser ursprüngliche Fonds verschwendet und verlohren war, ohne daß man eigentlich wußte, wie, und in dieser Zwischenzeit machten die Beamten Sr. Heiligkeit verschiedne Versuche, um sich in Besitz der Brücke und des Zolles zu setzen. Das beste Mittel hierzu schien ihnen dieses, daß sie freywillig die daran

zu machenden Verbesserungen übernähmen. Sie wollten von Zeit zu Zeit daran arbeiten: allein ungeachtet der königliche Staatsrath bey dieser unrechtmäßigen Unternehmung bey weitem nicht alles that, was er thun sollte; so widersprach man doch denjenigen, welche die Sache betrieben, immer, und wies sie mit ihrem Gesuch ab: alles Beweise, welche das Recht Sr. Majestät deutlich zeigen.

Nun ließ ich ein Endurtheil fällen, welches diesen Streit entscheiden sollte. Durch dasselbe ward die Rhone und ihre Inseln, Hafen, Zölle, Gerechtigkeiten, und was davon abhieng, namentlich die Brücke zu Avignon, einzig dem König, als ein Regale, Domäne und Eigenthum der Krone, zugesprochen. Diesem zufolge liessen Se. Majestät die Ausbesserungen an der Brücke, und die Nachforschungen nach dem ursprünglich dazu bestimmten, oder verlornen Fonds, sogleich anheben: und so ward dieses Geschäfte beendigt, welches in Rücksicht auf den Herzog von Savoyen beynahe eben so wichtig war, als in Rücksicht auf den Pabst.

Der König kaufte um diese Zeit ebenfalls die Grafschaft St. Paul an sich, welche einen Theil des Appanage des Grafen von Soissons ausmachte. Da dieser Prinz ganz in Schulden versunken war; so entschloß er sich, diese Grafschaft zu veräussern, um seine Gläubiger, welche durchaus bezahlt seyn wollten, zu befriedigen. Er glaubte ohne Zweifel, es schicke sich nicht mehr für ihn, in der Unordnung

zu leben, seit dem ihm seine Gemahlin neulich einen Sohn geschenkt hatte. Er nahm die Glückwünsche, die ihm der König über diese Geburt machte, mit seiner gewöhnlichen ernsthaften und stoischen Miene an, und schickte hierauf einen gewissen Gillouaire an ihn, um ihm seine Grafschaft St. Paul anzubieten. Den König vermochte zu diesem Kauf erstlich sein Geschmack, und hiernächst die Unbequemlichkeit, die die Leistung des Lehneides nach sich ziehn würde, wenn die Grafschaft in die Hände irgend eines fremden Prinzen fallen sollte. Er nahm also den Antrag des Grafen geneigt auf, und streckte ihm, bis man wegen des Preises einig geworden wäre, eine beträchtliche Summe vor, um ihm vor seinen Gläubigern Ruhe zu schaffen.

Als er nach der Hand die Sache reiflicher überlegte; so schrieb er an den Grafen, er sollte mit Caumartin und mir, denen er die Beendigung dieses Geschäftes übergeben wollte, zusammentreten: und da er mir bisher noch nichts von diesem Kaufe gesagt; so gab er mir jetzt ebenfalls Nachricht davon, um meine Gedanken zu vernehmen. Ich mißbilligte diesen Kauf nicht gänzlich, welcher, wie mir Villeroi schrieb, dem König sehr nahe am Herzen lag; vielmehr diente ich dem Grafen aus allen Kräften: allein ich fand, daß man hierbey in den Formalitäten vielerley Sachen in Acht zu nehmen hätte. Da dieß Geschäfte sich so wandte, daß man eine baldige Entscheidung nicht erwarten durfte; so unternahm ich inzwischen mei-

ne Reise nach Poitou. Während derselben ließ der König, weil er nur seine Ungeduld zu Rathe zog, und überzeugt war, daß man eben nicht viel Gefahr hierbey laufen könne, das Geschäfte durch die Herren von Bellievre, Villeroi, Sillery und Maisses wieder vornehmen, welche den Kauf mit dem Grafen, durch einen Tauschkontrakt, abschlossen. Bey meiner Rückkehr meldete mir der König dies, und sah meine nicht geringe Bestürzung über diese Schnelligkeit. Er wollte die Ursache derselben wissen, und machte mir sogar eine Art von Vorwurf darüber, daß ich mich gegen den Ankauf einer schönen Herrschaft setze, welche aus den Händen meiner Ahnen an die Vorfahren des Grafen gekommen war. Gerade deswen war mir die Sache bekannter, als sonst irgend jemanden, und hier ist die Antwort, die ich Sr. Majestät gab.

Zu der Zeit, da diese Grafschaft noch von den davon benannten Grafen besessen ward, hatte man einen heftigen Streit darüber geführt, ob dieselbe der Grafschaft Boulogne oder Artois, d. i. Frankreich oder Spanien, lehnspflichtig sey. Da diese Frage eben nicht leicht zu entscheiden war, so kam man in den letzten Traktaten, welche Franz I. und Heinrich II. mit den Königen von Spanien machten, darinn überein, es sollte den Grafen von St. Paul freystehn, bis der Streit auf eine andre Weise entschieden würde, nach Belieben einer von diesen beyden Kronen den Lehnseid zu leisten. Die folgenden Grafen wollten ihre Vasallen-

pflicht lieber der Grafschaft Artois erstatten, und gaben durch diesen Vorzug Spanien ein gewisses Recht, welches fähig war, einen neuen Krieg zu entzünden, sobald der König von Frankreich, als Besitzer dieses Lehns, sich erklären würde, er wolle in Zukunft wegen desselben nur das Lehnsrecht des Grafen von Boulogne anerkennen, welches er selbst war; und anderst konnte er nicht handeln, ohne gewissermassen seine Ehre selbst zu beeinträchtigen. Traurig war' es, einen neuen Krieg wegen einer solchen Kleinigkeit entstehn zu sehn, und der Ehre des Königs nachtheilig, ihn dadurch zu vermeiden, daß er sichs gefallen liesse, einer Krone den Lehnseid zu leisten, welche ihm denselben selbst schuldig war. Der König gestand, daß ich Recht habe, und man wußte kein andres Mittel, als den ersten Traktat aufzuheben, einen neuen im Namen einer dritten Person zu schliessen, und eine Erklärung über den streitigen Punkt bis auf die Zeit zu verschieben, da man es ohne Gefahr thun könnte.

Die Entscheidung dieses Geschäftes gieng zu Fontainebleau vor, wo Heinrich sich dieß Jahr lange aufhielt. Er ließ den Dauphin und seine übrigen Kinder von St. Germain dahin kommen. Erst wollte er den Dauphin auf dieser Reise nicht durch Paris gehn lassen: allein ich bewegte ihn, seinen Entschluß zu ändern. Die Prinzen übernachteten zu St. Cloud, giengen mit der Frau von Montglat, ihrer Gouvernantin, durch Paris, und kamen über Savigny nach Fontainebleau.

Se. Majestät liessen um diese Zeit denjenigen von Ihren natürlichen Prinzen in den Maltheserorden aufnehmen, welchen man Alexander Monsieur hieß *). Ferner ertheilte der König, von Fontainebleau aus, Befehle in Absicht auf seine Gebäude. Man verwandte in diesem Jahr die gleichen Summen darauf, wie in den vorigen, und noch grössere, weil die zu den neuen Manufakturen bestimmten Gebäude dazu kamen. Ich mußte gehorchen; allein ich that es ungerne, und ohne ein Wort zu reden. Nur erinnre ich mich, daß ich, da sich zu gleicher Zeit, auf Veranstaltung des Pabstes, ebenfalls eine Menge von Mönchsorden in Frankreich niederliessen, dem König in Absicht auf den einten Punkt Carl den Grossen, und in Absicht auf den zweyten die Römer anführte.

Da Mahomet III. an der Pest gestorben war; so entfernte sein Sohn und Nachfolger Achmet, welcher nur neunzehn Jahre hatte, seine Großmutter, um die Unzufriedenheit über die schlechte Regierung zu stillen, woran sie Schuld war. Sinan Bacha, der der Rathgeb dieser Prinzeßin war, wurde vor den Divan gefodert, um von seiner Aufführung

---

*) Diese Ceremonie geschah in der Kirche dû Temple, in Gegenwart des Nunzius und der fremden Gesandten. Da der kleine Prinz sein Gelübde nicht selbst thun konnte; so stieg Heinrich mit einer grossen Lebhaftigkeit von seinem Thron herab, und leistete sie an seiner Stelle in die Hände des Großpriors: er versprach alsdann, dieselben durch den jungen Prinzen bestätigen zu lassen, wenn er das Alter von 16. Jahren erreicht hätte.

Rechenschaft zu geben: allein, statt zu gehorchen, ergrif er die Flucht. Persien, welches eben mit der Pforte in einem Krieg war, benutzte diese Verwirrung, und bemächtigte sich einiger Städte. Unser Bottschafter bey der Pforte war der Herr von Salignac.

Zwanzigstes Buch.

1605.

Der von dem Parlament fortgesezte Prozeß gegen die Grafen von Auvergne, und d'Entragues, und gegen die Marquisin von Verneuil endigte sich mit einem im Anfang dieses Jahres gefällten Urtheil, vermöge dessen die beyden Grafen den Kopf verlieren, und die Marquisin für ihr übriges Leben in ein Kloster eingesperrt werden sollte. Die erste Nachricht davon erhielt ich aus des Königs Munde, welcher mich kommen ließ, um es mir zu melden. Hierauf gieng er mit mir gegen den Balkon der ersten Galerie im Louvre, und fragte mich, was für einen Eindruk diese Behandlung bey seiner Maitresse, meiner Meinung nach, machen würde. Ich fragte ihn hinwiederum, ob er bey Vorlegung dieser Frage, begehre, daß ich ihm meine Gedanken frey heraus sagen solle: „Ja, ja, erwiederte

„Heinrich: fürchten Sie nicht, daß ich böse darüber „werde: ich bin Ihrer Freymüthigkeit nicht erst „seit heute gewohnt.„ Ich versezte ihm, er selbst könne seine Frage besser, als irgend jemand beantworten; weil die Marquisin, wenn er ihr Anlaas gegeben hätte, zuglauben, er sey von seiner Leidenschaft geheilt, und von gerechtem Zorn entflammt, ihre Zuflucht zur Unterwerfung, zu Bitten und Thränen nehmen würde, um ihn zu erweichen: wenn sie aber im Gegentheil vermuthen könnte, er habe sich nur durch den Unwillen, den eine blosse verliebte Zänkerey erwekt, zu diesen Schritten verleiten lassen; so würde sie von ihren alten Uebermuth nichts nachlassen.

Hierauf gestand ich dem König frey heraus; ich sey überzeugt, welchen von diesen zween Entschlüssen die Marquisin auch immer faßte: so würde doch die Sache in der That auf das gleiche herauskommen; und dieß aus verschiednen Gründen, unter welchen mir seine natürliche Neigung zum Vergeben, und die Rücksicht auf die Kinder, die er mit ihr gezeugt hätte, nicht die geringsten zuseyn schienen. „Ich wünschte wol, sagte Heinrich, daß Sie „sie besuchten, um zuhören, was sie Ihnen sagen, „und ob sie Sie nicht bitten wird, bey mir eine „Fürbitte für sie einzulegen.„ Ich bat auf das inständigste und ernstlichste, er sollte mich mit dem Besuche und der Vorbitte verschonen. Ich war in der That müde, so oft eine immer unnütze Rolle zuspielen, und wollte mich nicht vollends bey der Königin verhaßt machen, bey welcher man mich,

ungeachtet ich sie immer gegen ihre Nebenbuhlerin vertheidigte, dennoch als einen schlauen Betrieger, als einen schmeichlerischen und feilen Spion des Königs angeschwärzt hatte. Ich hatte Beweise dafür, daß man seit einem Monat der Königin dergleichen Zeug ins Ohr gesagt hatte. Ich sagte es dem König, nannte ihm drey Personen, die dieses gethan hätten, und machte ihm begreiflich, daß es nur noch einen einzigen solchen Schritt brauchte, wie der wäre, den er von mir foderte, um mich in der Folge ganz ausser Stand zusetzen, ihm bey Gelegenheiten, welche, wie er selbst wisse, nur allzuofte vorkämen, bey dieser Prinzeßin zudienen. Wir stritten mit einander: allein zulezt bekam ich die Oberhand, und überließ es einem andern, sich durch ein unfehlbares Mittel, welches mir aber immer von Herzen zuwider war, bey dem König einzuschmeicheln. Uebrigens nahm ich an diesem Geschäfte nur noch in sofern Antheil, um zuhindern, daß die Beendigung desselben der Ehre des Königs nicht so nachtheilig ausfallen möchte, als es ohne dies, wie ich voraus sah, geschehn würde.

Es fehlte diesem Prinzen nicht an Höflingen, die ihm nach seinem Geschmak dienten. Die Hofkünste zeigten sich in ihrer ganzen Stärke. Sobald man bemerkte, daß Heinrich sich weder von seiner Mätresse losmachen, noch der Königin befehlen konnte; so bequemte sich dieser Haufe von freywilligen Sklaven aller Einfälle und Leidenschaften des Königs, seine Schritte, seine Reden und selbst

die Gesichtszüge nach diesen Umständen einzurichten. Niemand wagte es weder der Königin, noch der Marquisin zuwidersprechen. Man verbarg seine Gesinnungen gegen die eine oder die andre bey dem König, je nachdem die Aufträge beschaffen waren, die man von ihm erhalten hatte. Man diente seinem Unwillen blos zur Hälfte, um auf beyden Seiten immer ein Mittel, sich zurechtfertigen, in Bereitschaft zuhaben. Sigogne war von Sr. Majestät an mich abgeschikt worden, um mir einen sehr strengen, und in sehr starken Ausdrücken abgefaßten Befehl, der die Marquisin von Verneuil betraf, zuüberbringen. Er machte sich kein Bedenken, mir die Hälfte davon zuverschweigen: und das sonderbarste dabey ist, daß Heinrich es wußte, mir es selbst sagte, und nichts destoweniger sich der nehmlichen Personen bediente. Wenn auf seiner Seite die Schwachheit weit getrieben ward; so trieben die Höflinge die Schmeicheley noch weiter. Noch niemals sah man so deutlich, wie erfinderisch, und zugleich wie kriechend, niederträchtig und elend diese ist.

Niemand ließ sich durch die Strenge, mit welcher Heinrich die Marquisin von Verneuil behandelte, hinter das Licht führen: allein man verwunderte sich doch darüber, daß in ihre Begnadigung sogar die zween Verbrecher eingeschlossen wurden, welche durch die Stimme des Volkes bereits zu der gleichen Strafe verdammt worden waren, die man dem Marschall von Biron angethan hatte. Die Strafe des Grafen von Auvergne ward in

eine lebenslängliche Einsperrung in die Bastille verwandelt, *) wo er freylich dießmal länger aushalten mußte. **) Die Strafe des Vaters der Maitresse änderte sich in eine Verbannung auf seine Güter, und was sie betrift, so ward sie vollkommen begnadigt, ***) ja sie schrieb die Bedingungen selbst vor.

---

*) „Der König verwandelte diese Strafe, sagt Bassompierre, in eine immerwährende Gefangenschaft, theils „aus Achtung für die Frau von Angouleme, welche ihn „aufs dringendste bat, aber noch weit mehr aus einem „andern Grund, den er uns sagte; nehmlich weil der „König Heinrich III. sein Vorfahr bey seinem Tod ihm „nur den Grafen von Auvergne und Herrn le Grand empfohlen hätte, und weil er sichs nicht gerne nachreden „ließe, er habe einen Mann ums Leben gebracht, den „ihm sein Vorfahr so nachdrüklich empfohlen hätte „ Tom. I. S. 165. Allein weder Sülly, noch Heinrich IV. in seiner Unterredung hierüber mit seinem Minister, gedenken dieses Beweggrundes mit einem einzigen Wort.

**) Er verließ dieselbe unter der folgenden Regierung. A. 1644. In seinem 71sten Jahr, vermählte er sich zum zweyten Mal mit der Fräulein von Margonne, und da diese Dame erst im Jahr 1713. die Welt verließ in einem Alter von 92 Jahren; so sah man eine Art von Paradox darinn, daß eine Schwiegertochter beynahe hundert und vierzig Jahre nach ihrem Schwiegervater starb.

***) „Der König, sagt Perefixe, erlaubte der Marquisin, „sich nach Verneuil zubegeben, und da sieben Monate „verflossen waren, ohne daß der Generalprokureur einen „Beweis gegen sie gefunden hatte; so ließ er sie für ganz „unschuldig an dem Verbrechen, dessen sie beschuldigt worden war, erklären.„ Er sprach sie, sagte der Mercure François, davon los, daß sie nicht vor dem Parlament erscheinen müssen, um ihren Begnadigungsbrief

Dieser Prozeß gegen die Maitresse des Königs konnte unmöglich, ohne neue Uneinigkeit zwischen Heinrich und seiner Gemahlin beendigt werden, welcher leztern diese abermalige Nachsicht des Königs ein neuen Stof zum Zorn und zu heftigen Klagen gab. Alle andern Verdrießlichkeiten waren, in Vergleichung mit dieser, eine blosse Kleinigkeit. Alle Augenblicke gab es wiederum Worte zurechtfertigen, Schritte auszulegen, neue Interessen zu vereinigen: Bald bediente man sich der Nacht eben so gut dazu, als des Tages. War die Ruhe wieder hergestellt: so folgte auf der Stelle ein neuer Lerm, welcher alles in den alten Stand zurüksetzte. Ich fand bey meiner Rückkehr aus Limosin, am Ende des vorigen Jahres, mehr Uneinigkeit zu Fontainebleau, als noch nie gewesen war. Was konnte ich bey einem unheilbaren Uebel anders thun, als es beweinen, und schweigen? Dieß that ich auch. Ich verschloß sogar alle Briefe, die mir der König über diese Sache geschrieben hatte, und ließ keinen derselben in den Händen meiner Sekretairen, welche ich auch weiter nichts von allem dem wissen ließ, was mir der König über diese Zeit im Vertrauen sagte, so dringend sie mich auch darum baten. Einen von diesen Briefen, und zwar von den wichtigsten, riß ich einem derselben aus den Händen, da ich ihn eben darüber ertappte, daß

„ protokollieren zulassen, welcher den 6. September gerichtlich bestätigt wurde. „ Siehe die umständliche Nachricht von diesem ganzen Prozeß bey de Thou. Jahr 1605. Siri ebend. S. 299. und andern Geschichtschreibern.

er ihn in meinem kleinen grünen Cabinet zulesen anfieng, wohin ich ihn geschikt hatte, um mir einige Schriften zu holen. Die gleiche Absicht hab ich auch jetzt, da ich mich enthalte, dem Publikum Nachricht von allen diesen Zänkereyen zugeben. Und was würde man am Ende darinn finden, als eine unnütze Wiederholung von Berichterstattungen, Eifersucht, und gewaltsamen Entschliessungen? Lauter Sachen, welcher, wie ich glaube, der Leser nach gerade sehr müde seyn muß.

So wie man die Gemüthsart des Grafen von Auvergne kennt, wird man leicht glauben, daß ihm der Aufenthalt in der Bastille nicht sonderlich gefiel, so wenig als dem d'Entragues die Ruhe die er, wider seinen Willen, zugeniessen gezwungen war. Man entdekte ein halbes Jahr nachher, daß der Graf von Auvergne mit seinem Stiefvater, welcher vermuthlich Mittel gefunden hatte, sich einen Weg zu ihm selbst ins Gefängniß zu bahnen, einen Plan verabredet habe, wie er aus der Bastille entfliehen könnte. Die Nachricht ward von demjenigen, der sie gab, welches ein gewisser le Cordier war, so klar bewiesen, daß der Grandprevot, auf seine Nachricht, in dem Wald bey Malesherbes wirklich die Stricke, Kloben und die übrigen Werkzeuge fand, deren man zu dieser Entwischung bedurfte, weswegen er den d'Entragues von neuem festnehmen, und in seiner Wohnung verhören ließ. Dieser behauptete, er sey nicht verbunden, dem Grandprevot zu antworten, und man müßte ihn durch eine besondre Commißion

dazu nöthigen, die der König, der sich eben tief in den Provinzen befand, von dortaus abschikte.

In dieser Zwischenzeit setzte d'Entragues eine Art von Faktum auf, welches er eigenhändig unterzeichnete und besiegelte, um sein Betragen zurechtfertigen, und glaubte, damit loszukommen. Dieser Aufsatz war seines Urhebers durchaus würdig, wegen der listigen und scheinbaren Wendung, mit welcher er sein Betragen bemäntelte; ungeachtet er freylich mit aller seiner List dennoch in dem Hauptpunkte nicht zurechte kam, welcher darin bestand, daß er über die in dem Walde bey Malesherbes verborgne Stricke und Werkzeuge Erläuterung geben sollte. Noch schlechter vertheidigte er sich, als er, ungeachtet dieser Schrift, doch genöthigt wurde, sich einem gerichtlichen Verhöre zu unterwerfen. Er behauptete hartnäckig, man könne ihm nicht beweisen, daß er bey diesen Stricken und Kloben eine böse Absicht gehabt hätte. Der Grandprevot erfüllte die Pflichten seines Amtes vollkommen gut; er sorgte dafür, daß die Bedienten des d'Entragues, noch ehe sie etwas, entweder unter sich, oder mit ihrem Herrn verabreden konnten, gleich anfangs getrennt würden. Allein ungeachtet des Zorns, den Heinrich öffentlich zeigte, bemerkte man doch bey diesem ganzen Verfahren, eine Art von Gunst, welche dem Verbrecher nothwendig wieder Muth einflössen mußte. Ungeachtet le Cordier alle nothwendigen Erläuterungen gab, und einen gewissen Giez neben andern scharf beklagte; so wollte man doch lieber diesem Beklagten

auf sein blosses Wort glauben, daß er nichts von dieser Sache wisse, und er ward nicht einmal festgesetzt. Ich sandte aus meinem Gouvernement, wo ich mich damals befand, an den Untergouverneur der Bastille Befehl, er sollte den Grafen von Auvergne enger einschliessen, und so endigte sich die ganze Sache.

Ich will sogleich von der Beendigung eines andern Geschäftes reden, welches im vorigen Jahr angefangen und vollendet worden war, und dieses ist die gänzliche Begnadigung der Jesuiten. Diese glaubten, es mangle immer noch etwas hieran, wenn sie gleich die stärksten Zeugnisse von dem Wohlwollen Sr. Majestät bekamen, so lange die Pyramide stehn bliebe, welche auf der Stelle der Wohnung des Chatel war errichtet worden. *)

Der

---

*) Diese Pyramide oder Pfeiler, welcher ungefähr 20 Fuß hoch, und ziemlich gut gearbeitet war, stand dem Pallast gegen über, und nur die Gasse lag zwischen beyden. Auf allen vier Seiten des Fußgestelles waren schwarze marmorne Platten, auf welchen der Parlamentsschluß, dessen ich oben, bey Anlaaß des Prozesses des Johann Chatel, gedacht, mit Inschriften eingegraben war, welche in den aller beschimpfendsten Ausdrücken für die Jesuiten abgefaßt waren. Wir haben nicht Lust, diese Innschriften anzuführen, welche sich in den Mem. de la Ligue, Tom. 6. bey D'Aubignè Tom. 3. Liv. 4. Chap. 4. in den Handschriften der königlichen Bibliothek, vol. cottè 9033. und in einigen andern Schriften erhalten haben; in den Handschriften der königlichen Bibliothek findet man auch die französische Uebersetzung, welche man um diese Zeit davon gemacht hatte.

Herr von Thou und der französische Merkur, welche man

Der König, den man dieser Sache wegen nöthigte, bat, und verfolgte, willigte endlich darein, sie sollte in dem Conseil zur Berathschlagung vorge-

---

über die Wegschaffung der Pyramide ebenfalls zu Rathe ziehn kann, gestehen mit dem Autor, es sey eine Art von Gerechtigkeit gewesen, diese Innschriften, bey Wiederaufnahme der Jesuiten, auszulöschen, weil sonst beyde Parlamentsschlüsse einander widersprochen hätten. Aber sie bemerken ebenfalls, daß sich über die Wegschaffung des Pfeilers ein gewaltiges Geschrey erhob, welcher im Maymonat durch den Civillieutenannt Miron, den Se. Majestät dazu abgeschikt hatte, am hellen Tag umgeworfen ward. An seine Stelle sezte man einen Brunnen. „Die „schriftlichen Befehle hierüber, sagt Matthieu. Tom. 2. „Liv. 3. S. 683. waren an den Herzog von Sülly, als „Oberaufseher der Strassen, gerichtet. Die vornehmsten „Bildsäulen wurden nach den Grotten zu St. Germain „gebracht.„

Die Feinde der Jesuiten rächten sich dadurch, daß sie eine unendliche Menge von kleinen Schriften, in Prosa und Versen, welche äusserst beleidigend waren, über alles, was bey dieser Gelegenheit vorgieng, in die Welt ausstreuten; die man aber eben so wenig, hier zu sehn, erwarten wird. Sie machten boshafte Anmerkungen darüber, daß man bey Wegschaffung der vier auf den Ecken der Pyramide über den Aufschriften stehenden Bildsäulen, welche die vier Tugenden vorstellten, bey der Bildsäule der Gerechtigkeit angefangen habe: da doch dieses ein blosser Zufall war, oder vielleicht gar eine Lüge ist. Die Abbildung dieser Pyramide in Kupfer ward nach der Hand nur noch begieriger aufgekauft, welche bey Johann le Clerc mit königlicher Freyheit bisher war ausgegeben worden: allein Heinrich ließ die Platte, nur drey Monate vor seiner Ermordung wegnehmen. Der größte Theil der Aufschriften, mit denen die Pyramide geziert war, und deren Zerstörung die Herrn von Thou, von Serres, Mezerai

tragen werden. Ich glaubte, und viele andre dachten, wie ich, man würde eben nicht sagen können, daß die Gesellschaft als eine Feindin des Staats behandelt werde, wenn man den Schluß faßte, man sollte nur die Aufschrift auslöschen, die auf der Pyramide stand: allein sie hatte sich des größern Theils der Mitglieder des Staatsraths so ganz zubemächtigen gewußt, daß sie einen Schluß erhielt, wie sie ihn verlangte.

Was ich bey dieser Gelegenheit that, verdiente doch, wie ich glaube, nicht das ganze Gewicht des Unwillens der Jesuiten. Gleichwol schien mein Untergang von dieser Zeit an denselben, und besonders den drey Jesuiten, welche die Hauptrolle an dem Hof spielten, für die Religion, für das gemeine Wesen, und ihr besonders Interesse so wichtig, daß man sich entschloß, man wolle mit dem größten Eifer daran arbeiten. Den drey Jesuiten ward eine gleiche Zahl von den vornehmsten Herrn am Hofe beygesellet, die ich aber eben so wenig, als jene, nennen werde. Man durfte nur in ihrem Gemüthe die alten liguistischen Grundsätze wieder aufweken, deren Name zwar wirklich an dem Hof vertilget war, aber nicht der Geist und die Politik, die sie einflössen. Auch fiel es ihnen nicht schwer, ihre Parthey in kurzem dadurch be-

und einige andere Geschichtschreiber bedauern, hatte den Joseph Scaliger zum Verfasser, der ein allzueifriger Protestante war, als daß er nicht die Jesuiten von ganzem Herzen gehasset hätte. M. Chron. & dogm. Tom. 1. pag. 30.

trächtlich zuverstärken, daß sie alle Wollüstlinge unter den Hofbedienten in dieselbe aufnahmen, deren weichliches und weibisches Leben ich, wie man gestand, mit mehr Unvorsichtigkeit, als Ungerechtigkeit bestrafte. Da die Jesuiten also ihren Verbündeten sich nüzlich machten, so bedienten sie sich derselben hinwiederum so gut zu ihrem Vortheil, daß sie in sehr kurzer Zeit eine Menge von Collegien in den vornehmsten Städten des Königreichs stifteten und beträchtliche Einkünfte damit verbanden.

Gleichwol fanden sie nicht durchgehends die gleiche Leichtigkeit, ihren Zwek zu erreichen. Die Einwohner von Troyes, Rheims und Langres zum Beyspiel nahmen es nicht günstig auf, daß die Gesellschaft ihnen ihre Diensten anbieten ließ. Sie mußte zu schriftlichen Empfehlungen Sr. Majestät die Zuflucht nehmen. Die P. P. Cotton und Gauthier bekamen den Auftrag, dergleichen von dem König zubegehren, dem freylich so viele Bittschriften, Schlag auf Schlag, bisweilen ein wenig nachzudenken gaben. Er erwiederte ihnen, er wünsche nichts so sehr, als ihnen alle mögliche Gnade zuerweisen; allein er befürchtete, sie möchten zulezt das königliche Ansehn in Gefahr setzen. Er führte ihnen Poitiers zum Beyspiel an, *) wo sie, un-

*) Was der Autor hier von den Schwierigkeiten sagt, die den Jesuiten bey ihrer Aufnahme zu Poitiers fanden, sezt mich um so viel mehr in Erstaunen da die Chron. sept. diese Stadt ausdrüklich unter diejenigen zählt, welche die Jesuiten begehrten. Fol. 438. Matthieu nennt

geachtet der Befehle, die sie von ihm erhalten hätten, doch seit beynahe zwey Jahren, während welchen sie ihre Aufnahme in diese Stadt zubewirken gesucht hätten, noch gar nichts haben ausrichten können, da doch die Stadt zu gleicher Zeit um die Einrichtung eines königlichen Collegiums gebeten hätte. Der P. Cotton versetzte; was zu Poitiers vorgefallen sey, beweise nichts in Absicht auf andre Städte, weil sie nicht das Unglück haben würden, allenthalben so mächtige, in den Provinzen so an-

---

zwanzig dergleichen Städte, und darunter gleichfalls Poitiers „weil, wie er sich ausdrükt, ihre Collegien und „Schüler besser waren, als der andern ihre „ Tom. 2. Liv. 3. S. 606. und 686. Wenn der Autor nicht den Bischof und die Oberschatzmeister nennte; so würde ich glauben, er begreife unter dem, was er die Stadt, oder den größten Theil der Bürgerschaft nennt, nur die Calvinisten, welche vielleicht in der That den größten Theil derselben ausmachten. Der Bischof dieser Stadt, welcher, wie man aus seinen und des Ministers Briefen sieht, in besondern Verbindungen mit demselben stand, mochte freylich sich aus Politik der Aufnahme der Jesuiten widersetzen, so wie ein grosser Theil der vornehmsten Einwohner der Stadt, und sogar Catholiken, weil sie überzeugt waren, daß sie sich dadurch dem Gouverneur der Provinz empfehlen würden, ungeachtet er dieß eben nicht geradezu begehrte. Man handelt gewiß nur allzuoft aus dergleichen Bewegründen: und richtet sein Betragen zur Schande und auf Kosten der Religion, die man bekennt, darnach ein. Dieser Verdacht, welcher nicht ganz grundlos ist, kann ebenfalls dazu dienen, den P. Cotton zuvertheidigen, oder ihn wenigstens in dem Streit zwischen Sülly und ihm zuentschuldigen, von welchem der Autor Nachricht zu geben anfängt. Man kann ihn ebenfalls bey den Klagen gebrauchen, die unsre Memoiren in der Folge den Ein-

gesehene, und von Sr. Majestät selbst so begünstigte Personen auf ihrem Weg anzutreffen, wie sie bey ihrer Aufnahme in dieser Stadt angetroffen hätten.

Der König brauchte dießmal nicht die ganze durchdringende Einsicht, vermitelst welcher er bisweilen, wie er sich rühmte, aus den blossen Geberden und Mienen derjenigen, welche mit ihm redeten, alle ihre Gedanken sehen konnte. *) Er erwiederte dem P. Cotton; er verstehe zwar vollkommen, was er sagen wolle: allein er sey versichert, dieß sey eine blosse Verläumdung, die sich bey ihm auf Nachrichten gründe, die er bekommen hätte; denn da er selbst mit mir hierüber geredet, so habe es ihm nicht geschienen, als ob ich so gesinnet wäre, wie er voraussetze; sondern ich habe ihn vielmehr versichert, ich wollte diesem Unternehmen nicht im Wege seyn, und es sogar unterstützen. „Ey! ey! Sire, versetzte der „Jesuite, davor behüte mich Gott, daß ich diejenigen beleidige, erzörne, oder verläumde, die

---

wohnern von Poitiers in den Mund legen, daß das Collegium dieser Stadt, da man die Jesuiten zulezt in dieselbe aufgenohmen hätte, sogleich sehr schlecht geworden sey, obgleich dasselbe ehmals gut war, und daß diese Väter weiter nichts gethan hätten, als zwischen beyden Religionspartheyen Uneinigkeit stiften. Diese zween oder drey Artikel stehn in einer natürlichen Verbindung mit einander, und man kann denselben noch die Widersezlichkeit der Einwohner von Mez gegen die Aufnahme der Jesuiten beyfügen, deren ebenfalls Meldung geschehen wird.

*) Matthieu meldet von Heinrich IV. das gleiche. „Er „beurtheilte die Handlungen und die Worte aus der Miene „und aus den Augen.„ Tom. 2. Liv. 4. S. 807.

„ Ihnen lieb sind, und von denen sie so treulich „ bedient zuwerden glauben: ich werde nie aufhö„ren, ihnen selbst Ehrfurcht zuerweisen, und zu„ dienen: allein wenn Ew. Majestät geruhen woll„ te, mir zuerlauben, daß ich Ihnen die Wahr„ heit durch gute Beweise darthäte; so würde „ nichts leichter seyn, als Ihnen klärlich zubewei„ sen, daß bey allem dem, was ich Ew. Majestät „ zusagen die Ehre gehabt habe, nichts blos an„ genohmenes und vorgebliches sich befinde. „ Der König fragte ihn nochmals mit mehrerem Ernste, ob er ganz sicherlich alles das beweisen könnte, was er eben behauptet hätte, und der Pater bestätigte es von neuem. „ Nun dann, sagte der „ König beym Weggehn zu ihm, ich werde schauen, „ und ließ mich auf der Stelle kommen.

Da ich nach den Tuilerien gekommen war, faßte Heinrich mich bey der Hand, und führte mich in die Orangerie, wo er im Herumspatzieren mich, gleichsam ohne Absicht, fragte, wie es um die Einrichtung des Jesuiterkollegiums zu Poitiers stehe. Ich erwiederte, ich wisse es nicht, weil ich mich, wegen der Gründe, die ich ihm einst gesagt, nicht in diese Sache gemischt hätte. „ Sehn „ Sie wol zu, was Sie sagen, versezte der König; „ denn man hat mich überreden wollen, Sie allein „ stehn dieser Einrichtung im Wege. „ Ich versicherte ihn mit einem Eide, daß ich mich weder geradezu, noch unter der Hand im geringsten dawider gesezt, daß ich nicht einmal den geringsten Widerwillen dagegen gezeiget hätte. „ Schon gut,

„ sagte Heinrich; weil dem so ist, so lassen Sie „ sich nur nichts merken, und sagen sie niemandem „ nichts davon.„ Da er wieder ins Louvre kam, so nahm er den P. Cotton ebenfalls bey Seite und sprach zu ihm: „ Sagen Sie mir doch, Herr „ Pater, wer hat Ihnen denn die Märchen, den „ Herrn von Rosny betreffend, erzählt? Denn „ Mährchen sind dieß zuverläßig, wie ich immer „ vermuthet habe.„ Sire, erwiderte der P. Cot„ ton, das sind keine Märchen;„ und um dem König keinen Zweifel wegen seiner Worte übrig zu lassen, berufte er sich sogleich auf Briefe, die ich an den Bischof von Poitiers, *) die Oberschatzmeister dieser Stadt, den Herrn von Ste. Marthe und andre, über die ich, seinem Vorgeben nach, alles vermochte, geschrieben, und welchen ich ausdrücklich befohlen hätte, sie sollten sich der Aufnahme der Gesellschaft wiedersetzen: er habe diese Briefe mit seinen eignen Augen in den Händen eines durchaus rechtschaffenen und redlichen Mannes gesehn, der ihn dieselben hätte lesen lassen. „ Wollten Sie mir wol diese Briefe zeigen, sagte „ der König? „ Ja, Sire, erwiederte Cotton, wenn es Ew. Majestät beliebt.„ Nunmehr konnte sich Heinrich, der noch immer zweifelhaft gewesen war, nicht enthalten, die Sache zu meinem Nachtheil für wahr zuhalten. „ Ich will Sie morgen „ wieder sprechen, sagte er dem Pater, und Ihnen „ die nothwendigen Befehle geben.„

---

*) Geoffroi von St. Belin.

Den folgenden Morgen gieng ich um acht Uhr wieder nach den Tüilerien, weil der König mich sehr frühe dahin hatte kommen heissen. Er redete mit mir von den gewöhnlichen Depeschen, und den zu behandelnden Geschäften, hierauf führte er mich, wie gestern, in die Orangerie, wo ich, bloß aus seiner Miene, schon einen Theil von dem sah, was er mir sagen wollte. „Sie wissen, sprach er, „wie lieb Sie mir sind: aber Sie wissen auch, „wie sehr ich die Wahrheit liebe, und die Verstel-„lung hasse. Sie haben sich gegen mich verstellt: „und wenn ich Ihnen gleich keines meiner Geheim-„nisse verberge, so haben Sie mir doch in Absicht „auf das, was ich Sie von den Jesuiten fragte, „die Wahrheit verborgen. Nicht daß mich die „Sache an sich selbst beleidigt hätte: da sie eben „nicht die gröste Freundschaft gegen Sie zeigen, „so wundre ich mich nicht, daß Sie nicht ihr Vor-„bitter in ihren Angelegenheiten sind: aber dar-„über bin ich böse, daß Sie nicht rein heraus die „Wahrheit gesagt haben, ein Mann, der sich da-„für ausgiebt, er sey wahrhaft und aufrichtig.„

Ich hörte den König an, ohne ein Wort zure-den, so bestürzt war ich. „Sire, sagte ich zuletzt, „dieß ist die größte Betriegerey von der Welt. „Ich begehre keine andre Gnade von Ihnen, als „daß Sie fortfahren, die Sache bis auf den Grund „zuuntersuchen. Wenn die Anklage der Jesuiten „sich wahr findet; so strafen Sie mich, so hart „Sie wollen, ich will mich nicht beklagen: Aber „wenn sie falsch ist, dann erlauben Sie mir, Sire,

„ ich bitte unterthänig, daß ich mir selbst die streng-
„ ste Gerechtigkeit verschaffe, um in der Folge je-
„ des andre ähnliche Projekt zu verhüten: denn
„ wenn ich mich immer nur damit abgeben müß-
„ te, mein Betragen zu rechtfertigen; so würde es
„ mir nicht mehr möglich seyn, allen den Staats-
„ geschäften abzuwarten, deren Anzahl und Wich-
„ tigkeit bereits meine Kräfte übersteigen. „ Was,
„ unterbrach mich der König, Sie haben nichts
„ gegen die Jesuiten und ihr Collegium an niemau-
„ den, weder nahe, noch ferne, geschrieben? Den-
„ ken Sie doch noch einmal nach, setzte er hinzu,
„ damit Sie sich nicht etwas zu behaupten unter-
„ nehmen, dessen Gegentheil man beweisen könn-
„ te.„ – Nein, Sire, erwiederte ich; ich schwör'
„ es Ihnen bey Gott, und bey meiner Seligkeit.„
„ Wie? versetzte der König mit einem sichtbaren Un-
„ willen; das sind Schurken, die nicht müde wer-
„ den, die Tugend zu verfolgen, und denjenigen
„ zu schaden, welche mir treulich dienen. Lassen
„ Sie mich machen, ich will diese Ränke aufheitern,
„ und die Quellen und Urheber derselben ans Ta-
„ geslicht bringen.

Er verließ mich hierauf, und gieng zu den Capuzinern in die Messe, wo er den P. Cotton, wie er wußte, antreffen wurde. Er rufte ihn, und da er ihm nochmals die gestrigen Fragen vorgelegt hatte, so foderte er nunmehr die Briefe, die jener gesehen haben wollte. „ Sire, antwortete
„ Cotton, sie sind in den Händen eines Mannes
„ von Ehre, und ich stehe für die Wahrheit dessen,

„ was dieser mir gesagt, so wie für die Wahrheit „ dessen, was er mir gezeiget hat. Genug, ver„ setzte der König: aber bringen Sie mir doch die„ se Briefe her, daß ich Sie auch sehn kann. Ich „ kenne seine Schrift und sein Pitschaft, wie mein „ eignes, weil ich mehr, als zweytausend Briefe „ in meinem Leben von ihm empfangen habe.„ Der Pater wurde über einen Befehl bestürzt, der so ganz zur Unzeit an ihn gelangte. Er suchte der Vollstreckung desselben dadurch auszuweichen, daß er sich wegen seiner Wahrhaftigkeit, und seines Hasses gegen die Lügen, auf Se. Majestät selbst berufte. „ Ich will Ihnen gerne glauben, sagte der „ König: aber ich will auch andre, durch Vorwei„ sung der Briefe, davon überzeugen: also, fuhr „ er in einem entscheidenden Tone fort, bringen „ Sie mir dieselben unfehlbar: denn noch einmal, „ ich will sie sehn, um diejenigen der Bosheit und „ des Betrugs zu überweisen, welche es verdie„ nen werden. Gehn Sie, und kommen Sie gleich „ wieder. „

Hierauf ließ sich nichts antworten. Der Pater bückte sich vor Sr. Majestät, und gieng weg. Allein Heinrich erwartete ihn den ganzen übrigen Tag umsonst, welches Cotton den folgenden Morgen mit der Abwesenheit der Person entschuldigte, die die Briefe bey Handen habe: allein es mußte noch eine andre Entschuldigung, welche dem Pater weit mehr kostete, dafür gefunden werden, daß er zurückkam, ohne sie mitzubringen. Er sagte dem König, das Unglück habe gewollt, daß der Kam-

merdiener dieses Herrn die Briefe, mit andern Papieren ins Feuer geworfen hätte. Statt der Briefe brachte er tausend neue Versicherungen: allein der König hatte keine Lust mehr, sich mit dieser Münze bezahlen zu lassen. „Wie! sagte er, indem „er ihn zornig unterbrach; man hat diese Briefe „verbrannt? Das kann ich nicht glauben.„ Und da er sah, daß der P. Cotton, welcher wol fühlte, daß die Sache nun nicht mehr hierbey stehn bleiben konnte, in seinen Antworten nur Ausflüchte suchte, und zu bitten schien, daß man von der ganzen Sache nicht mehr reden sollte; so verließ er ihn plötzlich. „Sie wissens noch nicht, „Rosny, sprach er, indem er sich mir näherte, „und mich bey Seite nahm: Ihre Briefe sind verbrannt worden.„

Ich kam hierauf noch einmal zu dem König, um ihm von meiner Seite ein Mittel vorzuschlagen, welches ich für tauglich hielt, meinem Ankläger den Mund zu schliessen. Der König sollte nämlich an den Bischof von Poitiers und die Beamten dieser Stadt schreiben, daß sie ihm alle die Briefe vorweisen sollten, die sie von mir bekommen hätten, und ich sollte dieß ebenfalls auf die möglichst unverdächtige Art thun. Ich brachte die Originale aller dieser Briefe mit mir, an welchen Heinrich nichts nöthig fand, zu ändern. Er ließ diejenigen, welche in seinem Namen abgehn sollten, sogleich schreiben, schloß sie mit den meinigen in ein Paket, übergab dasselbe dem Läufer Constant. Der Bischof und die Beamten schickten hierauf den

Herrn von la Parisiere an den König, um ihm über alles, was er zu wissen begehrte, Auskunft zu geben. La Parisiere bezeugte meinetwegen, im Namen aller seiner Mitbürger, sie haben die Briefe, die ich an sie geschrieben hätte, so angesehn, daß sie voll günstiger Gesinnungen gegen die Jesuiten seyen, und überreichte dem König alle diejenigen, welche man hatte zusammenraffen können.

Unter einer ziemlich starken Anzahl von Briefen, in welchen nur von den Angelegenheiten der Provinz die Rede war, fanden sich vier, in welchen der Jesuiten gedacht wurde. Drey derselben, die an den Unterstatthalter Ste. Marthe, und seinen Bruder, auch an das Finanzbüreau besonders gerichtet waren, waren alle von einander kopiert, und hier ist, was nach einer andern Angelegenheit, über jene darinn steht. „Was das Jesuiterkollegium betrift; so weiß ich nicht, warum Ihr so viele Schwierigkeiten degegen machen, und warum Ihr eure Bitten um das königliche Collegium so oft wiederholt, von welchem Ihr mir geschrieben habet, da Ihr doch, wie ich euch schon mehrmals durch den Herrn von la Parisiere habe melden lassen, wisset, daß Ihr die nöthige Unterstützung zur Errichtung des letztern nie von dem König erhalten werdet, und daß er jenes durchaus haben will. Es ist also Eure Pflicht, klug zu seyn, und dasjenige freywillig, und so, daß man Euch Dank darum wisse, zu thun, was Ihr zuletzt, Eurer Projekte ungeachtet, thun müßt. „Denket nur darauf, bey Aufnahme derselben sol-

„che Verordnungen zu machen, daß sie die Ruhe „der Stadt und der Provinz nicht stören, oder „die Einigkeit und das gute Verständniß nicht un„terbrechen können, welches zwischen den beyden „Religionspartheyen herrscht, damit der König „von Euch allen gleich gut bedienet werde.„

Der vierte, an den Bischof von Poitiers gerichtete, Brief enthält noch stärkere Ausdrücke. Nach einigen Geschäften und Complimenten, die den Anfang ausmachen, las der König folgende Worte: „Was die Jesuiten betrift, so hab ich freylich „immer vermuthet, daß sie nicht so viele wirklich „gutgesinnte und wohlthätige Herzen antreffen „würden, als die blossen Worte versprachen. Mei„nerseits werde ich sie, woferne die Provinz sie „verlangt, und sie entschlossen sind, stille darinn „zu leben, ohne die Gemüther zu erbittern, und „das gute Verständnis zwischen beyden Religions„partheyen zu stören, gerne in mein Gouverne„ment aufnehmen, und sie, worinn ich immer „kann, begünstigen. Allein wenn sie Uneinigkeit „stiften sollten, oder Unruhe und Mißtrauen, so „wär es mir freylich viel lieber, wenn sie anderst„wohin gehn würden.„

Der Courier Sr. Majestät hinterließ mir bey seiner Durchreise durch Paris, wo er den König nicht mehr fand, weil derselbe eben nach Fontainebleau abgegangen war, die besondre Antwort des Bischofs von Poitiers auf den Brief, den ich an ihn geschrieben hatte. Hier ist der Innhalt desselben. Der Pater Moußy, ein Jesuit, habe ihm

einen Brief von dem P. Cotton überbracht, in welchem derselbe ihn vor gewissen Briefen zu warnen sucht, die ich an ihn, den Bischof, gegen die Aufnahme und die Ehre der Gesellschaft geschrieben haben soll, und ihm Nachricht von den Klagen giebt, die er, weil er jene Briefe für ächt halte, bey Sr. Majestät über mich geführt hätte. Beym Lesen dieses Briefs habe er den P. Moußy zu dem Geständnis genöthigt, sein Mitbruder habe sehr unrecht gehandelt, daß er eine Sache von solchem Belang so leicht geglaubt, und noch unrechter, daß er darüber geschrieben, und sie vor des Königs Ohren gebracht hätte: der P. Moußy habe alle Briefe gesehn, die ich an ihn, den Bischof, geschrieben, und er habe nichts dergleichen darinn gefunden: dieser habe es auf sich genommen, dem P. Cotton dadurch die Augen zu öfnen, daß er ihm Nachricht von demjenigen gäbe, was er gesehn hätte.

Der Bischof von Poitiers, welcher das Daseyn jenes angeblichen Anklagebriefes gegen mich, der, nach des P. Cottons Bericht, ihm von Poitiers zugekommen seyn sollte, ganz treuherzig glaubt, und wahrscheinlich überzeugt ist, daß er dadurch mir sowol, als ihm einen Dienst leiste, wenn er den Urheber desselben zu entdecken suche, meldet mir, er wolle sich alle Mühe darum geben, und man habe ihm bereits den vorigen Tag gesagt, er sey Guilleaume unterzeichnet; allein dieß könne niemand besser wissen, als der P. Cotton selbst, weil derselbe, wenn ihm gleich Moußy überdas

sage, Cotton selbst sey es, der diesen Brief ins Feuer geworfen habe, doch gewiß nicht könne vergessen haben, wie derselbe unterzeichnet gewesen sey. Dieser Brief ist datiert vom 23. März 1605. Ich zeigte ihn dem Herrn von Sillery, welcher nach Panfou reiste, und von da nach Fontainebleau gieng, damit er dem König Nachricht davon geben könnte. Allein dieser befahl, ich sollte ihm denselben mit den Abschriften derer, welche man mir von Poitiers zurückgeschickt hatte, nach Fontainebleau bringen. Ich bemerkte, daß der neue Beweis meiner Aufrichtigkeit, den er bey diesem Geschäft erhielt, seine Zuneigung zu mir noch verstärkt hatte.

Den folgenden Tag ließ er Richelieu und Pontcourlay kommen, und fragte sie, ob sie nicht wüßten, wer dem P. Cotton die Klagen an die Hand gegeben, die er gegen mich vorgebracht, und ob sie nicht selbst einigen Antheil daran gehabt hätten. Sie sagten ihm, sie seyen so weit entfernt gewesen, dieses zu begehn, daß sie vielmehr dem P. Cotton ernstlich gerathen hätten, er sollte niemals von diesen Briefen mit dem König reden, seyen sie nun blos angeblich, oder von einem Betrüger geschmiedet, und mit einem verstellten Namen unterzeichnet gewesen; denn da Er dem Glauben zustelle, was ich ihm über solche Sachen sage, in welchen mich meine Religion bey ihm verdächtig machen könnte, so würde er mir noch weit leichter und mit mehrerem Recht in Absicht auf solche Klätschereyen glauben. Heinrich erwiederte, sie

müßten mich, wo möglich, auf die gleichen gemäßigten Gesinnungen zu bringen suchen, die sie dem P. Cotton angerathen hätten, und in Zukunft, setzte er hinzu, nur dieß zu verhüten trachten, daß kein neues Mißverständniß zwischen meinen getreuen Dienern, sowol in dem Staat, als in der Kirche, entstehe. Er erlaubte ihnen, woferne sie eine Aussöhnung zwischen uns nicht anderst zu Stande bringen könnten, einen Theil der Schuld auf ihn zu werfen.

Allein ich verstand mich freywillig zu einer Wiederaussöhnung. Nachdem die zween Unterhändler mich versichert hatten, der P. Cotton habe mich nicht beleidigen wollen, so baten sie mich, ihm zu erlauben, daß er selbst zu mir käme, um mich dessen zu versichern, und mir die Hände zu küssen. Ich willigte auch in dieß, und sie führten ihn den folgenden Tag zu mir her. Der Pater sagte mir; er habe sich freylich beklagt, daß er bey dem Geschäfte des Collegiums zu Poitiers einen geheimen Feind habe: allein er sey weit entfernt gewesen, zu denken, daß ich es sey: dessen ungeachtet hätte der König die Sache so gefaßt, und mit mir ebenfalls so darüber geredet. Folglich sey ein blosses Mißverständniß hierinn gewesen: er sey aber nichts desto weniger voll Verzweiflung darüber, und wünsche deswegen nur noch eifriger solche Anläse, wo er mir seine unterthänigsten Dienste leisten könnte. So endigte sich diese Sache, welche auf beyden Seiten viele Schritte veranlaset hatte.

Vielleicht war es eine Folge dieser Aussöhnung, daß der P. Richeome von Bourdeaux mir am Ende des Jahres, durch den P. Cotton selbst, ein Buch, das er geschrieben hatte, mit einer überaus schmeichelhaften Zuschrift überreichen ließ. Er sagte darinn, ungeachtet dieses Buch meinen Glaubensgenossen nicht sehr gefalle; (es handelte von der Walfarth nach Loretto) so habe er sich doch, wegen meiner Ergebenheit gegen den König, welcher in den prächtigsten Ausdrücken darinn erhoben ward, nicht das geringste Bedenken gemacht, es mir zu überreichen, auch nicht an einer günstigen Aufnahme desselben gezweifelt. Zu jenem Grund setzte er noch einen zweyten, der aber ganz von seiner Erfindung war, nehmlich, man habe ihn versichert, ich verspüre einige Neigung, die Römischkatholische Religion zu ergreifen, welche täglich mehr zunehme. Er erinnerte mich an ein andres kleines Geschenk, das diesem ganz ähnlich war, welches er mir im vorigen Jahr gemacht, da er mir seine apologetischen Beschwerden der Jesuiten an den König überschickt hatte. Ich sagte ihm in meiner Antwort: da ich mich stark genug fühle, selbst meine Feinde zu lieben; so könne die Gesellschaft desto leichter begreifen, was ich gegen sie fühle, da sie sich für meine Freundinn ausgebe. Ich erwiederte Complimente mit Complimenten, Wünsche mit Wünschen, und selbst Bücher mit Büchern: denn ich sandte ihm die Reise nach Jerusalem für die nach Loretto.

Wenn jemand allenfalls an der Aufrichtigkeit

dieser freundschaftlichen Gesinnungen der Jesuiten gegen mich zweifelt; so bitte ich ihn einen Augenblick zu warten, bis ich ihm zeigen kann, was er hiervon glauben dürfe. Ich will nichts von den Umständen desjenigen Geschäftes weglassen, welches ich jezt erzählen werde, weil ich glaube, sie werden dem Leser eben nicht unwillkommen seyn, da sie zwey Personen betreffen, die an dem Hofe sehr bekannt waren; nehmlich den Herzog von Epernon, und den Mestre de Camp bey dem Gardereqiment, von Grillon. *)

*) Ludwig Berton von Crillon, oder Grillon, ein Edelmann aus Avignon, der eben so sehr wegen seines sonderbaren Characters, als wegen seiner Unerschrockenheit bekannt ist, die ihm den Namen des Mannes ohne Furcht erwarb. Der Biograph des Herzogs von Epernon erzählt eine Geschichte von ihm, die eine Stelle neben dem verdient; was Sülly von ihm sagt. „Der Herzog „von Guise, an welchen er nach der Unterwerfung von „Marseille war abgeschickt worden, wollte ihn auf die „Probe setzen, und redete mit einigen Edelleuten ab, sie „sollten plötzlich vor Grillons Wohnung Lerm schlagen „lassen, als wenn die Feinde sich der Stadt bemächtigt „hätten. Zu gleicher Zeit ließ er zwey Pferde vor die „Thüre des Hauses führen, und gieng zu Grillon auf „sein Zimmer, sagte ihm, es sey alles verlohren, die „Feinde seyen Meister vom Hafen und von der Stadt, „sie haben die Wache überwältigt, und alles, was sich „ihnen widersetzt, auseinander gejagt, und zu Boden „geworfen: es sey unmöglich, ihnen zu widerstehn, und „deswegen habe er gedacht, es sey besser, sich durch die „Flucht zu retten, als ihren Sieg durch ihren Untergang „zu vergrössern: er sey zu ihm gekommen, damit „sie mit einander fliehn könnten, und habe zwey Pferde

Dieser letztere hatte anfänglich gegen mich die gleichen Gesinnungen gefaßt, wie beynahe alle Hofbedienten. Allein er fieng an, mich noch stärker zu lieben, als er mich gehasset hatte, nach einem kleinen Abentheuer, welches uns beyden, während des Savoyischen Krieges in der Belagerung von Charbonniere vorfiel. Grillon hatte sein Quartier zu Aiguebelle, einer kleinen Stadt unter der Festung bekommen, wo er unser Fußvolk kommandierte, und das Artilleriequatier, bey

„ mit hergebracht, die auf der Strasse ihrer warteten: „ er bitte ihn, zu eilen, damit sie nicht von der Zeit „ und den Feinden überrascht werden. Grillon schlief „ noch, als der Lerm entstand, und war kaum aufgewacht, da der Herzog von Guise diese Rede an ihn „ hielt. Ohne über den plötzlichen Lerm in Verwirrung „ zu gerathen, foderte er seine Kleider und Waffen, und „ sagte: man müsse nicht blindlings alles glauben, was „ man von den Feinden sage: aber wenn auch die Nachricht wahr wäre, so wolle er lieber mit den Waffen „ in der Hand sterben, als den Verlust dieser Stadt „ überleben. Da der Herzog ihn nicht von diesem Entschluß abbringen konnte, gieng er mit ihm aus dem „ Zimmer: allein mitten auf der Treppe konnte er sich „ des Lachens nicht mehr anhalten, und nun merkte „ Grillon, daß es Spaß war. Er nahm eine weit ernsthaftere Miene an, als da er zum Schlagen gehn wollte, faßte den Herzog beym Arm, und sagte ihm mit „ Verwünschungen: (denn alle seine Reden fieng er mit „ schrecklichen Flüchen an) Junger Mensch, treibe „ nie dein Spiel damit, das Herz eines rechtschaffenen Mannes zu erforschen. Bey Gott! wenn du „ mich schwach gefunden hättest, so würd ich dir „ den Dolch ins Herz stossen: Hierauf entfernte er „ sich, ohne weiter ein Wort zu sagen. S. 176.

welchem ich mich befand, öfters besuchte. Eines Tages war er auf einer Wiese bey mir, wo ich ein Bollwerk der Festung besichtigte, und wo ich und meine Gefährten dem Feuer einer Batterie ausgesetzt waren, welches so lebhaft und so häufig zu werden anfieng, daß ich, um das Leben so vieler Leute nicht auf das Spiel zu setzen, das übrige, was noch zu thun war, auf eine nicht so helle Tageszeit verschieben wollte. "Wie! zum „Henker! Herr General, sagte Grillon mit der „Miene und dem Ton, den jeder kennt, zu mir: „fürchten sie in Grillons Gegenwart die Kugeln? „Sackerlot: Sie dürfen uns nicht nahe kommen, „weil ich hier bin. Fort, fort, bis zu jenen Bäu„men, welche etwa zweyhundert Schritte von „uns weg sind: wir werden dort besser recog„noszieren können. Nun dann! so gehn Sie „her: erwiederte ich ihm lachend: wir wetteifern, „wer der größre Narr seyn kann: doch Sie sind „älter, ich will also zeigen, daß Sie auch klüger „sind.„ Vielleicht hätt' ich besser gethan, wenn ich seine Worte nicht geachtet hätte. Ich faßte ihn bey der Hand, und führte ihn noch so weit über jene Bäume hinaus, die er gezeiget hatte, daß uns die Kugeln gar seltsam um die Ohren zu pfeifen anfiengen. „Der Teufel! sagte Grillon, „diese Schurkrn haben keine Achtung für den „Feldzeugmeisterstab, noch für den H. Geistorden, „und wären im Stand, uns einen Schenkel weg„zuschiessen. Wir wollen zu jener Reihe von Bäu„men und Hecken hineilen, wo wir ein wenig

„ sicherer seyn werden: denn, mein Seel! ich se„ he wol, daß Sie ein guter Gesellschafter sind, „ und die Generalfeldzeugmeisterstelle verdienen. „ Ich will lebenslang Ihr Diener seyn, und wir „ wollen eine unverletzliche Freundschaft machen. „ Versprechen Sie mir dies?„ Ich legte meine Hand in die Seinige, die er mir zum Zeichen unsrer Verbindung darbot, und er blieb seinem Versprechen bis auf diese Stunde so getreu, daß er niemandem, selbst nicht einmal dem König, wie er sagte, so getreu gewesen war: auch konnte er die Begebenheit, die unsre Freundschaft veranlaaset hatte, nicht verschweigen.

Man weiß ebenfalls, wie ich die Freundschaft des Herzogs von Epernon wieder erlangt hatte. Er bat mich im Anfang dieses Jahrs, ich sollte ihm seine Besoldung und Pension, die er als Obrister des Garderegiments bekam, in baarem Gelde bezahlen lassen. Ich wollte ihm begreiflich machen, er werde für alles, was er fodern könnte, in der gewöhnlichen Besoldung dieses Regiments bezahlt: was er darüber hinaus fodre, sey ein blosser Besitz, ohne Recht, oder vielmehr ein Misbrauch, den er während seiner Gunst bey Heinrich III. zur Gewohnheit gemacht hätte, (ich hatte dieß erst neulich entdeckt) und ich sey entschlossen, ihm diese Summen nicht weiter zu bezahlen, ausgenohmen er bringe mir einen Befehl von dem König, daß er ihm diesen Zuschuß, als ein ausserordentliches Geschenk bewillige. D'Epernon verdroß diese Rede, und er beklagte sich darüber bey dem

König, den er wollte glauben machen, ich sey sein Feind geworden. Um ihm diesen Wahn zu benehmen, erinnerte ihn Heinrich an jenen zu Blois gehaltenen Staatsrath, in welchem ich mich der Meinung des Grafen von Soissons widersetzt hatte, welcher behauptete, man müsse ihn eben so wol, als den Marschall von Biron beym Kopf nehmen. Dieser Umstand, den D'Epernon niemals gewußt hatte, that eine grosse Wirkung bey ihm. „Wollen mich Ew. Majestät versichern, „sprach er zum König, daß Herr von Rosny „mir diesen Freundschaftsdienst geleistet hat? Ja, „erwiederte dieser, ich versichre Sie dessen, und „Sie dürfen mir glauben, denn ich bin kein Lüg„ner, am wenigsten in Sachen von Belang.„

D'Epernon gieng noch den gleichen Tag in einer Postkutsche von Fontainebleau ab, um nach Paris zu kommen: zu Essonne sollte er seine eigne Carosse finden, die er dahin vorausgeschickt hatte. Ich hatte das gleiche gethan, in der Absicht von Paris nach Fontainebleau zugehn, wohin mich Se. Majestät beordert hatten. Wir stiessen bey einer Kapelle jenseits Essonne zusammen. D'Epernon befahl seinem Kutscher, er sollte stille halten, und rief mir zu, er möchte mir gerne ein Wort sagen. Wir stiegen ab. „Ich „bin Ihnen schon allzulange eine sehr grosse Ver„bindlichkeit schuldig, sagte er, ohne daß ich „Ihnen den schuldigen Dank dafür bezeuget ha„be.„ Hierauf gab er mir Nachricht von dem, was er eben aus des Königs Munde vernohmen

hatte, und gab mir im Taumel seiner Erkenntlichkeit, die grösten Lobsprüche, und Freundschaftsversicherungen. Ich antwortere ihm, wie ich dachte: der Umstand, von welchem er rede, lege ihm keine Verbindlichkeit gegen mich auf, weil ein rechtschaffner Mann der Unschuld seine Stimme schuldig sey, ohne Rücksicht auf irgend etwas: er würde in der Folge noch deutlicher sehen, daß alle meine Absichten in demjenigen, was ihn betreffe, redlich, und gewiß besser seyen, als er zuweilen geglaubt hätte. Diese Begebenheit söhnte uns wiederum so vollkommen mit einander aus, daß der Herzog mich, da er acht Tage nachher im Begrif war, nach Guyenne abzureisen, besuchte, um von mir eine Gefälligkeit zu erbitten, die man sich ein Vergnügen macht, seinen Freunden zu erweisen.

Er hatte nehmlich gehört, daß Grillon von Leuten, die ihm nicht gut waren, sehr dringend war gebeten worden, zu Gunsten andrer Personen, die er eben so wenig Ursache hatte, zu lieben, seine Stelle eines Mestre de Camp niederzulegen; und da er wol wuste, daß Grillon mir alles zu gefallen that, so begehrte er von mir, ich sollte denselben hindern, zu resignieren, wenigstens bis er aus Guyenne zurückgekommen wäre, und ich verhieß es ihm. Während dieser Reise des Herzogs nach Guyenne sagte man dem König gewisse Sachen zu seinem Nachtheil, die Se. Majestät auf den Entschluß brachten, die Stelle eines Mestre de Camp jemandem zu ertheilen, welcher

dem Herzog von Epernon nicht so ergeben war, als Grillon. Allein der König stellte die Sache dem letztern nicht so vor. Doch, da er wirklich seine Pflicht eben nicht mit der grösten Genauigkeit erfüllte, und sogleich eine Reise nach Provence machen, und sich daselbst eine geraume Zeit aufhalten mußte, so sagte man ihm, Se. Majestät wünschten, daß er eine Summe Geld für diese Bedienung annähme, und versprach ihm, daß sie ihm gut bezahlt werden sollte.

Grillon, der ein so seltsamer und eigensinniger Mann, wie man wenige findet, und bereits ein wenig verrückt war, schüttelte nur den Kopf, ohne etwas zu antworten, da man ihm zum dritten Mal des Königs Wunsch entdeckte. In der Folge kam er auf den Einfall, ich sey es vielleicht selbst, den Se. Majestät zum Nachfolger in seiner Bedienung ernennen wollten: er befragte mich hierüber, und bot mir seine Dienste bey einem Abscheidsbesuch, den er mir machte, mit vielem Eifer an. Ich hatte nicht wenig Mühe, ihm diesen Einfall aus dem Kopf zu bringen, und mußte ihm sogar sagen, ich würde die Stelle nicht annehmen, wenn man mir sie umsonst gäbe. "Wie!
„ erwiederte er sogleich, sie halten Grillons Be-
„ dienung Ihrer unwürdig? Zum Teufel! Herr
„ Feldzeugmeister, Sie sind ein hochmüthiger
„ Mann. Da sie durch meine Hände gegangen
„ ist, so ist sie für den gepudertsten unter allen
„ Hofschranzen nicht zuschlecht. Ich weiß gar
„ wol, versetzte ich, daß ein Grillon tausend Ros-

„ny aufwiegt: aber andre Gründe hindern mich, „hieran zu denken. Nun gut, sagte er, dieß ist „genug.„ Er faßte von selbst den Entschluß, die Stelle nicht niederzulegen, bis ich es ihm rathen würde, und sie nur in solche Hände zu geben, die mir angenehm wären: und nun that er nichts anders, als über alle die Vorschläge spotten, die man dieser Sache wegen im Voraus machte.

Der König war also genöthigt, selbst mit ihm zu reden. Er ließ ihn kommen, und wiederholte nur die gleichen Gründe, daß seine Bedienung sich mit der langen Zeit, die er in seinem Vaterland zubringen wollte, nicht bestehn könne, ausgenommen, daß er noch tausend verbindliche und höfliche Sachen über seine Tapferkeit und seine nützliche Dienste hinzusetzte. „Wie ich sehe, Sire, antwortete Grillon, so wollen Sie, daß ich ihre „Dienste verlasse, und ganz päbstlich werde: denn „wie Sie wissen, ich bin ein gebohrner Unterthan „des Pabsts. Nein, versetzte der König, dies ist „gewiß meine Absicht nicht,„ und nun kam er wieder auf neue Gründe, die von der Beschaffenheit seiner Bedienung hergenommen waren. „Sie „wollen also, erwiederte Grillon, mit gutem Vorbedacht, Sire, daß ich meine Stelle niederlege: „und ich, hol mich — will es gerade deswegen „nicht, weil Sie es wollen, wenigstens thu ichs „keinem andern zugefallen, als dem, mit welchem „ich darüber geredet habe.„

Diese Worte waren eben nicht sehr klug. Grillon entfernte sich ganz zornig. Der König, der seine

Gemüthsart kannte, lachte nur dazu, und entschloß sich sogar, kein Wort mehr hierüber mit ihm zu reden, so verhaßt war ihm alles, was den Schein von Gewaltthätigkeit gegen diejenigen haben konnte, welche ihm nützlich gedient hatten. Allein da er Grillons hitzige Antwort in Gegenwart der Herrn von Roquelaure, Zamet, Piles, Fortia, und einiger andrer Hauptleute von dem Garderegiment erzählte; so sagte einer von denselben, es seyen nur zwey Mittel, ihn geschmeidig zu machen; wenn Epernon dazu gebraucht würde, und wenn man ihm sagte, man begehre die Niederlegung seiner Stelle für mich, und in meinem Namen. Der König erwiederte, er würde diese Stelle niemals auf Empfehlung des Herzogs von Epernon vergeben, und eben so wenig würde ich ihm die Gefälligkeit erweisen, sie anzunehmen: allein er glaube, ich würde es ihm nicht abschlagen, Grillon zu bitten, daß er sie demjenigen abträte, den er im Aug habe. Er nannte ihn nicht, nur setzte er hinzu, er sey derselben sowol wegen seiner Fähigkeit würdig, als er wegen seines Reichthums im Stande sey, Grillon einen guten Ersatz dafür zugeben, und d'Epernon die Spitze zu bieten. Hierauf wandte sich Heinrich an Piles, Fortia und Zamet, und sagte ihnen, sie sollten zu mir gehn, und mir dieß eröfnen, als etwas, das ihm sehr angenehm wäre, und ohne mir zusagen, daß sie von ihm Befehl hätten, mit mir darüber zu reden.

Ich antwortete diesen Herrn anfänglich nichts anders, als daß ich meine Gründe hätte, mich

in dieses Geschäfte nicht zu mischen; und da sie dieselben durchaus wissen wollten, so meldete ich ihnen mit meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit das Ehrenwort, welches mich an den Herzog von Epernon band, und welches, so zusagen, das Pfand unsrer Wiederaussöhnung war. Als man dem König diese Worte hinterbrachte, fühlte er, wie er mir nachher gestand, eine so heftige Aufwallung von Zorn, daß er sich, nach seinem Ausdruk, nicht erinnern konnte, mir jemals so viel Böses gewünscht zu haben. Ohne Zweifel würde man die Veranlaasung sehr unbedeutend finden, wenn ich nicht zugleich sagte, meine Feinde haben gerade in diesem Jahr, und genau um diese Zeit, den heftigsten Streich gegen mich geführt, den sie mir jemals versetzt hatten, und der mich wirklich an den Rand des Verderbens, oder wenigstens der Ungnade führte: dieß ists, was ich gleich anfangs erzählen wollte. Libelle, Briefe, Nachrichten, vergiftete Reden, schändliche Verläumdungen, alles, was der Haß ehrrühriges und schwarzes nur erdenken kann, war neulich angewandt worden, und wurde noch alle Tage gegen mich angewandt. Ich werde dieß alles sogleich umständlich erzählen: dießmal begnüge ich mich zu sagen, das Gift sey so geschikt und so fein zubereitet gewesen, daß der König, ungeachtet er die Bosheit meiner Neider schon seit langem her kannte, sich doch nicht enthalten konnte, diesen Nachrichten das Ohr zu leihen, von wo es zulezt bis in sein Herz drang.

Ich will mich hier nicht des gewöhnlichen Stils

derer bedienen, welche durch ähnliche Prüfungen gehn mußten. Wann sie mit so vieler Heftigkeit über die Ungerechtigkeit und Undankbarkeit der Fürsten gegen sie schrieen, so fand ich immer, daß diese Deklamation an ihnen viel Eitelkeit, oder sehr wenig Kenntniß des menschlichen Herzens verräth. Man ist sicher, daß keiner von den Streichen, die man Abwesenden versetzen will, verlohren sey, wenn man das Mittel gefunden hat, das Herz dem Mißtrauen zu öfnen, und dieses Mißtrauen, durch wie viel Gründe wird es nicht in dem Gemüthe derjenigen gerechtfertigt, welche gerade deswegen, weil sie die ganze Staatsmaschine leiten, zugleich auch alles voraus sehn und befürchten müssen; durch wie viel, von aussen so schön glänzenden, Anschein von Treue, daß die Tugend, so zu reden, beynahe keine Kleidung mehr hat, in welcher sie sich, besonders vor den Königen, zeigen kann, denen sie sich, möchte ich wol sagen, gerne unkenntlich macht? Aber auch neben dem, wie viele wirklich treue Minister gab es nicht, welche Verräther wurden? Zu allen diesen Betrachtungen kam noch bey Heinrich eine allzu neugierige und lebhafte Aufsicht auf alles, was sowol gegenwärtig, als in der Zukunft, dem Staat einigermassen schädlich seyn konnte: und bey mir, wenig Begierde, diesen Verdacht zu mindern, welches freylich nicht so fast Gleichgültigkeit, als das Zeugniß eines reinen und von allen Vorwürfen freyen Gewissens war. Und nun wird man sich nicht länger so sehr wundern, daß die Kunstgriffe

meiner Feinde einen so tiefen Eindruk auf des Königs Gemüth machten. Aber nunmehr will ich hinwiederum auch gestehn, ja es sogar als einen Grundsatz hieher setzen, daß jeder Fürst, welcher sich überreden würde, ein solches Betragen helfe sein Ansehn und Interesse unterstützen, beyde geradezu untergräbt, indem er selbst die Achtung vermindert, die er seine Unterthanen anhalten soll, für diejenigen zu haben, denen er beyde anvertrauet hat.

Als die drey Herrn, welche er Grillons wegen an mich abgeschikt hatte, ihm jene Nachricht von mir hinterbrachten, welche ihn so in Zorn setzte; so traf er, zur gelegensten Zeit, um sich dieser schweren Bürde zuentledigen, Villeroi, Sillery, la Varenne und den P. Cotton an. Dieser Zufall war wiederum keine Folge meines glüklichen Gestirnes. Er benachrichtigte sie, sowol von meiner Antwort, als von seinen eignen Gedanken, und zwar mit allen Zeichen des heftigsten Unwillens. „Ey nun, „was ist dies! Sie sagen kein Wort, sprach er „zu ihnen, da er sah, daß sie nichts antworte„ten. Aber bey Gott! fuhr er fort, dies ist, ich „will drauf schwören, keine rechte Sache: denn „da Feuer und Wasser sich mit einander vertragen „gelernt haben, (er meinte d'Epernon und mich) „so müssen wol weit höhere Absichten dahinter ste„ken, wenigstens auf der einen Seite, als ich „in meinem Leben nicht gedacht hätte: allein dem „will ich schon abhelfen.„ Es hieng nur von den vier Zuhörern ab, die Einbildungskraft des Königs zu hindern, daß sie nicht so weit gehn

konnte. Vielleicht wäre ein Wort hinreichend gewesen: allein sie hüteten sich sehr, dasselbe zu sagen. Im Gegentheil, da der König der nützlichen Dienste, die ich ihm, so lange ich meiner Pflicht getreu verblieben wäre, geleistet hätte, und des Verdrusses gedachte, den er sich nicht enthalten könnte, bey meinem Verluste zu empfinden; so fiengen sie, um das Feuer durch eine heuchlerische Aufmerksamkeit auf die Beruhigung Sr. Majestät, noch stärker anzufachen, in die Wette an, meine Einsicht in den Geschäften, den thätigen Charakter und die unermüdliche Geschäftigkeit meines Geistes zu erheben: dann kamen sie darauf, wie unentbehrlich ich allen Mitgliedern der Regierung geworden sey; wie sehr alle, dieser Unentbehrlichkeit wegen, von mir abhängen: sie führten den Kredit an, den ich mir bey allen Fremden erworben hätte, und die Geschiklichkeit, mit welcher ich alles, ohne mein Cabinet zu verlassen, in Bewegung setze: Lobsprüche, die ich weder in dem guten, noch in dem schlimmen Verstand verdiente. Es muß wol dem Neide nichts zu schwer seyn, weil er sich sogar zwingen kann, zu loben. Nicht nur lobt er diejenigen, die er im Herzen verabscheut, sondern er könnte hierinn sogar der Schmeicheley Unterricht geben.

Die vier Vertrauten mußten sich vermuthlich viel mit dem letzten Streich wissen, den sie für mich aufbehalten hatten, da sie sahn, daß sie den aufwallenden Zorn des Königs nur dadurch ein wenig gemindert hatten, daß sie Unruhe, Eifersucht und

Furcht darunter mischten. Dieses sahn sie daraus, da sie ihn sagen hörten; wenn ich mich dem Ehrgeiz überliesse, der Anführer einer Parthey zu seyn; so habe ich so viele Leute auf meiner Seite, daß ich im Stand wäre, dem Staat mehr Schaden zu thun, als ihm der Admiral von Coligni gethan hätte. Sie glaubten, man dürfe diese schwarzen Gedanken nur fortgähren lassen, und nahmen von dem König Abscheid, nachdem sie ihm auf diese Art den Dolch tief ins Herz gedrückt hatten. In dieser Lage war Heinrich weder der Verschwiegenheit noch einiger Mäßigung fähig: er redete öffentlich von mir, als einem Rebellen, und der ganze Hof war sogleich mit dem Gerüchte von meiner Ungnade und meinem nahen Verderben angefüllt.

Ich hatte ebenfalls meine Anhänger und Freunde an demselben, welche mich, lange vorher, ehe die Sachen so weit gekommen waren, von allem dem benachrichtigten, was unter meinen Feinden gegen mich angesponnen ward, und was der König sagte. Ich wußte nicht, ob es nicht das Beßte seyn würde, so zu handeln, wie ich bisher, bey tausend kleinen Vorfällen dieser Art gehandelt hatte, in welchen Heinrich, von seinem Verdacht auf seine natürliche Denkensart gegen mich von selbst zurückkam. Es ist ein trauriges Geschäfte für die Unschuld, wenn sie sich immer hervordrängen und lobpreisen soll. Ein Mann, welcher glaubt, er habe seine Erhebung allein der Tugend zu verdanken, schämt sich, wenn er genöthigt wird, mit ihr jedes andre, derselben unwürdige, Mittel

zu verbinden. Dessen ungeachtet, erfährt er bey tausend Anläsen, daß die Tugend, wenn nicht Zufall und Fleiß ihr die Hand bieten, ganz allein nicht Stärke genug hat, ihn vor dem Hasse, und sogar vor der öffentlichen Verachtung zu sichern. Ich entschloß mich zuletzt, auf so viele wiederholte Nachrichten hin, dem König einen Brief zu schreiben. Heinrich hatte sich noch nicht durch einen beträchtlich langen Aufenthalt bestimmt, in welchem von seinen Lustschlössern er bleiben wollte; den Januar und Februar hatte er mit Reisen und kurzem Aufenthalt zu St. Germain, wo er seine Kinder besuchte, und zu Monceaux zugebracht, und gegenwärtig, d. i. den dreyzehnten März, an welchem mein Brief datiert war, befand er sich zu Chantilly. Ich will diesen Brief nicht hiehersetzen, weil ich keinen Vorwurf eines Verbrechens auszutilgen habe, und weil er, da ich nicht einmal irgend eine besondre Handlung rechtfertigen mußte, weiter nichts, als allgemeine Versicherungen meiner Unschuld, und ganz einfache Gründe enthielt, welche aber gerade deswegen nur desto überzeugender waren.

Ich führte den König auf die Bemerkung, da ich in zwey und zwanzig Jahren, von drey und dreyßigen, die ich in seinen Diensten zugebracht, beynahe nichts von ihm bekommen hätte, ungeachtet ich ziemlich grosse Unkosten gehabt, und mich doch niemals von ihm trennen wollen, als die Erschöpfung, worein ich mich selbst versetzt, und der Grund eines ehrlichen Auskommens bey einem

nem andern Herrn, diese Trennung wenigstens hätten rechtfertigen können, so sey es nicht gläublich, daß ich dieß jetzt thun wollte, da er mich so großmüthig belohnt habe: meine Glücksumstände können nunmehr nur zunehmen: es sey also, noch einmal, nicht gläublich, daß ich mich bey so vielen Wohlthaten, die ich alle Jahre, ganz freywillig von meinem Herrn bekomme, und die mich eben so stark an seine Person bänden, als meine Aemter und Bedienungen, der Gefahr aussetzen würde, einige von allen diesen Vortheilen, durch die gleiche Hand, welche mich damit überhäuft hätte, und die übrigen durch Unfälle zu verlieren: ich fodre alle meine Feinde auf, irgend einen Klagepunkt gegen mich anzuführen, den ich nicht mit einem einzigen Worte widerlegen könnte, sobald mir der König denselben zu eröfnen geruhete: alles komme auf blosse Möglichkeiten hinaus, und er sey allzu einsichtsvoll, als daß er dieserwegen jemanden verurtheilen sollte, unter was für Farben von Erdichtung, Wahrscheinlichkeit, Zulage, Verläumdung und selbst von Lob man sie ihm auch vorstellen möchte: dieses alles beyseite gesetzt, bitte ich ihn, er solle sich nur durch die Beweise, die man ihm vorlegen würde, überzeugen lassen: ich erwarte meine Feinde hier ganz geruhig, und unterwerfe mich freywillig der ganzen Strenge der Gesetze, und allen Folgen seines Zornes, wenn sie mich durch dieses Mittel nur des geringsten Fehltrittes überweisen könnten; in der standhaften Ueberzeugung, daß, wenn sich auch in der

grossen Anzahl von Bedienungen, die ich bekleidete, ein einzelner Vorwurf fände, den man mir mit einigem Recht machen könnte; so wäre dieß sicherlich in keiner Sache, die meiner Ehre und Treue beträfe, sondern höchstens in Sachen, die man auf Rechnung der Schwachheit und des Mangels an Einsichten schreiben müßte: in Absicht auf den letztern Punkt dürfen Se. Majestät, ohne ein förmliches Urtheil zu fällen, mir nur ein einziges Wort sagen; so würde ich alle meine Bedienungen niederlegen, weil ich die Dunkelheit des Privatlebens mit Beybehaltung Ihrer Gnade, dem Glanz der gesuchtesten Würden vorziehe; wenn das Unglück, ihm verhaßt zu werden, damit verbunden wäre.

Ich konnte aus der Antwort, die mir der König auf diesen Brief schrieb, leicht sehn, daß man mir keine falschen Nachrichten gegeben hatte. Statt des Ausdruckes, mein Freund, nannte er mich nun Vetter. Er hatte den Brief nicht selbst geschrieben, ob er gleich kurz war, und es herrschte ein abgemessener und zurückhaltender Ton darinn, der ihm nicht gewöhnlich war: er enthielt kein einziges tröstliches Wort. Der König begnügte sich, mir in demselben auf eine abgebrochne und kalte Art zu melden, ich sollte nur die Leute reden lassen, und fortfahren, ihm treulich zu dienen. Gleichwol stellte ich mich, als ob ich damit zufrieden wäre, und meine Unschuld sagte mir, daß ich mich, nachdem ich das gethan hatte, was meine Pflicht war, nicht allzu ängstlich betragen sollte. Ich

wartete, bis Se. Majestät geruhen würden, mit mir darüber zu reden, und fuhr fort, wie gewöhnlich zu handeln.

Nach Verfluß von sechs bis sieben Tagen verließ der König Chantilly, weil seine Gegenwart zu Paris nothwendig war. Er fieng an, an diesem Lustschloß Geschmack zu finden, und hatte mir überdas noch von dort aus gemeldet, er befinde sich überaus wohl, wie ich es an seinem Gesichte sehen würde; er esse und schlafe gut, und stehe nicht vor sieben Uhr auf, ungeachtet er sich um zehn oder eilf Uhr schlafen lege. Ich erwartete, daß er wenigstens bey seiner Ankunft zu Paris mit mir von meinem Brief reden würde: allein er gedachte dessen mit keiner Sylbe, ungeachtet er acht ganze Tage hier blieb, und ich ihn, in diesen acht Tagen, vier ganze Morgen nach einander, im Herumgehn in den Tuilerien, von allerley Geschäften unterhielt, wobey freylich Villeroi und Sillery zugegen waren. Er gab uns Nachrichten und Befehle über alles, was man ihm vortrug, und nahm hierauf wieder den Weg nach Fontainebleau, wo er das gleiche Betragen in allen Briefen annahm, die er mir in dem Rest des Märzmonats, über die allgemeinen und besondern Angelegenheiten, schrieb.

Hier ergänzte man, wie ich diesen Augenblick bemerkt habe, das, was den Gesinnungen des Königs, mein Verderben zu beschliessen, noch fehlte: und da er den ganzen April und May daselbst zubrachte, so hatte man alle Zeit, die hierzu nöthig

war, und die Sachen kamen so weit, wie man eben gesehn hat. Lange konnten sie hier nicht stehn bleiben, ohne sich entweder zu meinem, oder meiner Gegner Unglücke zu endigen. Die Verläumdung ist gleich einem Feuer, welches desto geschwinder erlischt, je heftiger es war, und es ist nicht so leicht, als man denkt, eine Verläumdung lange im Credit zu erhalten, insonderheit bey Fürsten, welche nach Grundsätzen handeln. Sind diese von einer lebhaften und aufbrausenden Gemüthsart, wie Heinrich; so drängt sie ihre aufgebrachte Einbildungskraft anfänglich sehr weit von dem Ziel weg, aber nie so weit, daß die Vernunft sie nicht zurückzuführen vermag: und wenn man von dergleichen Fürsten die heftigsten Aufwallungen ertragen muß, so hat man dagegen von ihnen auch weder hartnäckiges Vorurtheil, noch unvollkommne Aussöhnungen, noch betrügliche Ruhe zu befürchten. Dieß machte, daß ich den Ausgang eines so verwirrten Geschäftes geruhiger erwartete, als ich sonst gethan hätte, und ohne etwas, sowol in der Art zu ändern, wie ich mich zu Paris, als auf den kurzen Reisen betrug, die ich von Zeit zu Zeit, wie vorher, nach Fontainebleau machte. Allen meinen Freunden war diese Ruhe unbegreiflich, und sie waren derselben selbst nicht fähig, ungeachtet sie mein angebliches Verbrechen so wenig beunruhigte, daß sie gerne für mich Bürge gewesen wären. Sie schienen über das Verfahren Sr. Majestät gegen mich bestürzt: sie konnten bey Hofe nicht dazu schweigen, und vielleicht beschuldigten sie den König

in Geheim der Ungerechtigkeit. Bey dieser Gelegenheit erwies mir das Lothringische Haus alle nützlichen Dienste wahrer Freunde, und liebevoller Anverwandten.

Endlich begegnete das, was ich immer gehoffet hatte; da der König nehmlich sah, daß von allem dem, was man gegen mich auf die Bahn gebracht hatte, nichts bewiesen ward, so fieng er an zubefürchten, er sey ein wenig zu schnell gewesen. Er dachte an meine ehmaligen Dienste, an mein jetziges Betragen und an meinen Brief. Dies alles rührte ihn, und erregte in seinem Herzen den Wunsch, das wieder zu erlangen, was ihm entwischt war, weil er nichts billiger fand, als meine Bitte, er sollte wenigstens die Sache vorher untersuchen, eh er mich verurtheilte. Eines Tags, da ich zu Fontainebleau war, schikte er, unter dem Vorwand einiger Geschäfte, la Varenne, d'Eskures und Beringhen an mich, weil er glaubte, ich würde ihnen ganz zutraulich all mein Leid klagen. Die Geschäfte ausgenohmen, die sie hergebracht hatten, redete ich kein Wort mit ihnen. Nachher kamen Villeroi und Sillery ebenfalls auf des Königs Befehl und in der gleichen Absicht zu mir. Ich schloß es hieraus, daß sie mit mir über ein so unbedeutendes Geschäfte zu reden hatten, daß es sich der Mühe nicht lohnte, die sie sich gaben: es war eine Depesche von Ancel, *) welcher die Angelegenheiten unsers Hofes zu Venedig besorgte. Ich be-

*) Wilhelm Ancel, Haushofmeister des Königs, Resident zu Venedig.

handelte sie, wie die vorhergehenden. Sie hatten Befehl, mir entgegen zugehn, und von mir, was es auch kosten möchte, das Geständniß meiner Gesinnungen über die Art zu entlocken, wie Se. Majestät sich gegen mich betrügen. Man mag urtheilen, ob sie den erhaltenen Auftrag als rechtschaffne Männer und wahre Friedensstifter erfüllten. Sie liessen die Geschäfte weg, und führten die Unterredung darauf, wie schwer es sey, es den Fürsten in ihren Diensten zu Dank zumachen; auf die widrigen Sachen, denen man von Zeit zu Zeit ausgesezt sey; und auf den Verdruß, den eine Verläumdung einem Mann von Ehre verursachte. Hierauf gaben sie noch deutlicher zuverstehn, ein Minister sey unter der jetzigen Regierung vor allem diesem nicht sicher.

Ich sah wol, daß diese beyden Herrn, da sie so redeten, zwar den Befehl erfüllten, den sie erhalten hatten, aber mit einem Zusatz von ihrer Seite, welcher bey ihnen eine sehr starke Begierde voraussezte, einen Anlaas zu finden, wo sie mein angebliches Verbrechen zu einem wirklichen machen könnten, wenn sie Sr. Majestät von unsrer Unterredung Nachricht gäben. Reden, wie sie, wäre eine Unverschämtheit, und Schweigen ein strafbarer Stolz gewesen. Ich antwortete also ganz sachte; ich zweifle nicht daran, daß es dergleichen Fürsten gebe, wie sie sagen: allein der König sey allzugut und allzugerecht, als daß er Diener, welche immer, wie z. B. ich von mir glaube, untadelhaft gelebt hätten, so behandeln würde: ich sey hier-

von so überzeugt, daß ich, wenn ich es auch aus seinem eignen Munde gehört hätte, glauben würde, seine Zunge habe sein Herz hintergangen. Es war in diesen Worten etwas, das diese übelgesinnten Abgeordneten aus ihrer Fassung bringen konnte. Sie nahmen also ihre Zuflucht zu andern Künsten, um, wo möglich, mir irgend ein bittres und verächtliches Wort zuentlocken; und da sie sahn, daß es ihnen nicht gelang, so kehrten sie wieder um, und hinterbrachten Sr. Majestät, nicht, was ich gesagt hatte, sondern ich habe gar nichts gesagt, und sey so gut auf meiner Hut gewesen, daß ich, was sie auch anfangen mochten, gegen meine Gewohnheit, sie nicht gewürdigt hätte, ein Wort zureden. Man schliesse hieraus, was diese zween Herrn gesagt und gethan haben würden, wenn ich ihnen den geringsten Anlaas gegeben hätte, mir Händel zu machen. Den ganzen übrigen Tag sah ich nichts, als dergleichen Abgesandte: allein ich war fest entschlossen, nicht einmal mit dem König selbst darüber zureden, wenn er nicht zuerst davon anfangen würde. Und damit er in meinem Betragen keine Aenderung bemerken möchte: so machte ich Anstalten, morgen wieder nach Paris zu gehn, wie ich ihm bereits gestern gesagt hatte.

Ich machte, nach Gewohnheit, dem König meine Aufwart, um seine Befehle zu vernehmen. Ich fand ihn mitten unter den Hofbedienten, welche bey seinem Aufstehn zugegen waren. Er ließ sich gerade in seinem Cabinet die Stiefeln anziehn, um auf die Jagd zugehn. Sobald er mich hereintret-

ten sah, erhob er sich halb von seinem Sitze, weil er nur den einen Stiefel an hatte, zog den Hut vor mir ab, sagte: guten Tag, und nannte mich, Mein Herr: alles zweydeutige Merkmale entweder eines aufgebrachten, oder verwirrten Gemüths: seine gewöhnlichen Ausdrücke waren; Mein Freund Rosny, oder Herr Feldzeugmeister: allein die Zerstreuung, mit welcher ich ihn seine zwey kleinen elfenbeinernen Walzen gegen einander schlagen sah, ließ mich in keinen Irrthum fallen, da ich schloß, es sey in seinem Betragen kein Zorn. Ich machte ihm hinwiederum eine weit tiefere Verbeugung, als gewöhnlich, welches ihn, wie er mir seither gestand, so sehr rührte, daß er beynahe in eben diesem Augenblick aufgestanden wäre, und sich mir an den Hals geworfen hätte. Er blieb einige Augenblicke in dem gleichen Nachdenken, hierauf sagte er zu Beringhen, das Wetter sey nicht schön genug, um auf die Jagd zugehn, er sollte ihm die Stiefeln wiederauszziehn. Da Beringhen, über eine so plözliche Sinnesänderung betroffen, ihm ein wenig unklug erwiederte, das Wetter sey sehr schön, versezte Heinrich mit einiger Ungeduld: „Nicht „doch, es ist nicht schön Wetter, und ich will „nicht ausreiten; zieht mir die Stiefeln aus.„ Nachdem dieses geschehn war, fieng er an zu reden, indem er sich bald an den, bald an diesen wandte, als wenn er mir Anlaas geben wollte, ebenfalls zureden. Da er sah, daß ich es nicht that, faßte er Bellegarde bey der Hand, und sagte zu ihm: „Kommen Sie, Herr le Grand, wir wollen spa-

„ tzierengehn, damit sie heute schon nach Bour„ gogne abgehn können. „ Sie hatten ebenfalls einen kleinen Zwist mit einander gehabt, ich weiß nicht worüber, bey welchem viel Weibergeschwätz und Klätschereien mitunterlaufen waren. "

Da er bey der Thüre an der kleinen Treppe war, welche in den Garten der Königin führt, rufte er dem l'Oserai, und sagte ihm, wie ich von l'Oserai selbst weiß, er sollte Achtung geben, ob ich ihm nachkomme, und wenn ich auf eine andre Seite gienge, so sollte er es ihm unfehlbar melden. Ich blieb immer an dem gleichen Orte, so lange die Unterredung mit dem Grosstallmeister dauerte, auf dem Weg, welcher in den Garten des Schloßaufsehers führt; aber ich sah wol, daß der König von Zeit zu Zeit nach mir hinblikte. Nachdem Bellegarde von dem König Abschied genohmen hatte; so näherte ich mich, und fragte ihn; ob Se. Majestät mir nichts zubefehlen hätten. „ Und wo gehn „ Sie denn hin, sagte der König? Nach Paris, „ Sire, erwiederte ich, wegen der Geschäfte, von „ denen Ew. Majestät vor ein Paar Tagen mit „ mir redeten. Nun dann, so gehn Sie, versezte „ er, es ist gut: ich empfehle ihnen meine Ange„ legenheiten, und daß Sie mich herzlich lieben. „ Ich machte eine Verbeugung; er umarmte mich, wie gewöhnlich, und ich nahm den Weg nach meiner Wohnung. Kaum war ich ein paar hundert Schritte weit entfernet, so hörte ich mich rufen, und als ich umkehrte, erblikte ich den la Varenne, der mir nachlief, und schrie: „ Mein Herr,

„ der König will Sie sprechen. „ Da Heinrich mich zurükkommen sah, so wandte er sich auf den Weg, der nach dem Hundestall führt, und rufte mir, eh ich ganz nahe war: „ Kommen Sie, sagte er, „ haben Sie mir denn gar nichts zusagen? Nein, „ Sire, dießmal nicht, erwiederte ich, Oh! so „ hab ich Ihnen zusagen „, versezte er schnell, faßte mich, indem er dieß sagte, bey der Hand, und führte mich in die weisse Maulbeeralee, wo er beym Anfang der Canäle, welche diese Alleen einschliessen, zween Schweitzer zustellen befahl, welche kein Französisch verstånden.

Er machte den Anfang damit, daß er mich zweymal feurig umarmte, welches von den Höflingen leicht gesehn werden konnte, die auf alle unsre Bewegungen aufmerksam waren, da wir uns an einer sehr in die Augen fallenden Stelle befanden: er nannte mich Freund, nahm die vorige Vertraulichkeit wieder an, und sagte mir in einem Tone, der mein Innerstes rührte; die Kälte und Zurükhaltung, die seit einigen Wochen zwischen uns herrsche, müsse zwoen Personen, welche seit drey und zwanzig Jahren gewohnt wåren, einander alles zu entdecken, allzuwehe thun, als daß wir sie noch länger fortsetzen sollten: es sey Zeit, denjenigen, welche Schuld daran wåren, den Stof zum Froloken zubenehmen, das ihrem Hasse gegen mich, und dem Widerwillen, mit welchem sie den Flor seines Reiches und sein Glück betrachteten, allzusehr schmeichle. Da das Herz dieses gütigen Prinzen sich im Reden je länger je weiter öfnete,

so sagte er ferner; er wolle nicht, daß einer von uns beyden sich dessen in Zukunft erinnern könne; er finde deßwegen nöthig, mir schlechterdings von allem, was auf seiner Seite vorgegangen wäre, von dem, was man ihm gegen mich hinterbracht, von der Wirkung, die dieses in seinem Gemüth erwekt, und endlich von den Worten und Handlungen Nachricht zu ertheilen, durch die er diese Wirkung vor den Augen der Welt kenntlich gemachet hätte. Er bat mich, empfahl mir, ließ mich versprechen, daß ich dem Beyspiel folgen wollte, das er mir gebe; ich sollte ihm ebenfalls alle die verschiednen Empfindungen entdecken, welche sowol wegen der Art, wie er mich behandelt, als wegen der Sache selbst, in mir entstanden wären, ohne ihm irgend etwas zuverheelen oder zurükzuhalten, so wie ich sehen würde, daß er dieß auch gegen mich nicht thäte. „Ich will, sagte er, daß „wir beyde diesen Ort mit einem von allem Verdacht freyen Herzen, und völlig mit einander zufrieden, verlassen: aber, ich wiederhole es, so „wie ich Ihnen mein Herz ganz offen zeigen will, „so bitt' ich Sie, mir von allem, was in dem „Ihrigen ist, nichts zuverbergen.

Ich gab ihm mein Ehrenwort dafür; worauf er ungebetten mir alle diejenigen zu nennen anfieng, welche mir bey dieser Gelegenheit, sowol in Worten, als in Thaten, schlimme Dienste bey ihm geleistet hatten. Es waren von jedem Stand und Alter welche darunter: Ja einige, die Sr. Majestät eben so lange gedienet hätten, als ich.

Ich denke, man kann sie hier unter sieben besondre Klassen bringen. In die erste setze ich die Prinzen und die Kronbeamten: In die zwote, die Maitressen des Königs, mit ihren Kindern, und denen, welche dem Eigennutz und den Leidenschaften derselben wegen Anverwandschaft oder andern Verbindungen dienten; unter diesen waren Coeuvres, Fresnes, Forget, Puget, Placin, Vallon u. a.: und an ihrer Spitze befand sich die Marquisinn von Verneuil. Der Verdruß über die weggenohmenen Gnadengehalte war es, der den Haß dieser beyden Klassen gegen mich entzündet hatte. Die dritte bestand aus den Anhängern Spaniens und den Ueberbleibseln der ehmaligen Ligue, welche sich deswegen zu meinen Gegnern geschlagen hatten, weil ihre Staats- und Regierungsgrundsätze den Maximen des Königs sowol, als den Meinigen entgegengesetzt waren. Es gehörten zu diesen verschiedne Mitglieder des Staatsraths, Villeroi, Sillery, Fresnes, Forget u. a. welche mit den Jesuiten unter einer Decke spielten. Ich zähle zur vierten Klasse alle Stutzer, Hofgünstlinge, und müßige Leute, welche man mit Recht unnütze Erdenlasten heissen kann: Diese waren sowol deswegen meine Feinde, weil ich den König hinderte, ihnen Gnadengeschenke zu machen, als auch, weil ihr Leben und Betragen gegen dem Meinigen gewaltig abstach. Ihre Anzahl ist zu groß, und sie sind zu verächtlich, als daß ich das Papier mit ihren Namen beflecken sollte. Die fünfte Klasse begreift alle Unruhigen und Uebelge-

sinnten, welche wegen des blühenden Zustandes, in dem sich dieses Reich befand, wegen der weisen Sparsamkeit Heinrichs, und der Zurüstung, die ihnen denselben furchtbar machten, sich zu meinem Untergange verschworen hatten. Zur sechsten gehören die Finanzbedienten, uud alle andern Geschäftsleute, und die von der Feder Profeßion machten: diesen kann man es verzeihen, daß sie mir alles Unglück wünschten.

Zu der siebenten Klasse zähle ich eine andre Art von Hofschranzen, welche geringer sind, als jene; Zeitungsträger, welche sich des Königs Gnade dadurch zu erwerben suchten, daß sie ihm unaufhörlich neue Mittel, Geld zu bekommen, entdeckten; Leute, welche ehmals gröstentheils in Bedienung gestanden hatten, und denen von ihrem vorigen glänzenden Zustand nichts weiter übrig geblieben war, als die unselige Kunst, dem Volk das Blut auszusaugen, in welcher sie den König theils wegen ihres Vortheils, und theils wegen ihrer langen Gewohnheit zu schaden, zu unterrichten suchten. Da sie sahn, daß ihnen dieß Handwerk nichts mehr eintrug, seitdem der König die Verwaltung aller seiner Einkünfte mir allein übergeben hatte, so machten sie von einer andern Eigenschaft ihres Kopfes Gebrauch, welche ungefähr die gleichen Neigungen verräth, nehmlich Verläumdungen zu erdenken, diese Lügen zu würzen, und denen als feile Werkzeuge zu dienen, welche in den satyrischen Schriften, mit denen der Hof überschwemmt war, sich nicht zeigen wollten zu lassen.

ten, oder nicht zeigen durften. Sie waren es, die diese elenden Schmierereyen aufsetzten, verbreiteten, oder empfahlen. Das gefährliche Talent, Einfälle zu sagen und zu spaßen verschaffte ihnen Zutritt in Gesellschaften, und erwarb ihnen die Vertraulichkeit des Königs, dem ein lebhafter und aufgeweckter Umgang nicht misfiel. Einige von denen, die er anfänglich verachtet und abgewiesen hatte, fanden Mittel, sich bey ihm Gehör zu verschaffen. Man würde in diesem Verzeichniß nur so unbekannte Namen finden, daß sie nicht verdienen, aus dem Staube hervorgezogen zu werden, z. B. ein Juvigny, Parasis, le Maine, Beaufort, Bersot, Longuet, Chalange, Versenai, Santeni, u. s. w. wenn nicht Sancy, welcher noch einmal an die Spitze dieser ehrenvollen Gesellschaft gestellt zu werden verdient, sich nicht vollends durch dieses niederträchtige Handwerk entehrt hätte, welches ihm seinen Untergang verzögern half, nachdem seine Verschwendung, und seine Thorheit ihn aller andern Hilfsmittel beraubt hatten. Es war so weit mit ihm gekommen, daß er seine Edelsteine verkaufen mußte: er bot sie dem König an, der mir befahl, sie zu kaufen, damit sie nicht aus dem Lande kämen.

Nach dem Namen der Urheber gab mir der König nunmehr von ihren Kunstgriffen Nachricht. Alles, was der, durch die Begierde zu schaden aufgeweckte, Neid erdenken kann, hatten sie gegen mich angewandt. Allenthalben, wo der König hin-

kam, erblickte er nichts, als Nachrichten, Briefe, Libelle, Billiete, und andres dergleichen Zeug, ohne der politischen Aufsätze zu gedenken, die man ihm, unter dem Schein der Liebe zum Vaterland, und zu seiner Person überreichte. Er fand sie unter seinem Tische, hinter der Tapete seines Zimmers, unter seinem Hauptküssen: man ließ ihm andre durch unbekannte Leute übergeben, steckte ihm dieselben, als Bittschriften, in die Hand: man stopfte seine Aermel und Taschen damit aus. Ich wurde darinn mit allen nur erdenklichen schlimmen Farben abgemahlt, und man hatte die verhaßtesten Beynamen gegen mich nicht gespart, ausgenohmen wenn man, wie ich oben erzählt, nach der feinsten Kunst, meine Arbeitsamkeit, meine Fähigkeit, meine Einsichten, und mein nunmehr schmeichelhaftes Betragen gegen jedermann, welches vorher trotzig und unhöflich gewesen wäre, bey Sr. Majestät mit verrätherischen Lobsprüchen überhäufte. Heinrich gestand mir mit der grösten Aufrichtigkeit, er habe sich durch alle diese Streiche so sehr blenden lassen, daß er beynahe die gute Meinung, die er vorher von mir gehabt, gänzlich verloren hätte, und diese Elenden haben eine so heftige Begierde, alle ihre Erfindungen zu wissen, in ihm entzündet, daß er selbst zu der Zeit, da er dieser ungeheuern Menge von Libellen und Nachrichten so müde zu seyn schien, daß er sie, ohne sie anzusehn, wegwarf, doch der Begierde nicht wiederstehen konnte, sie nach der Hand wieder zusammen zu raffen, und sich dieselben vorlesen zu lassen.

Der König mußte wol entsetzlich eingenohmen seyn, daß er nicht sah, diese Schriften seyen für ihn eben so ehrrührig, als für mich; wenn er z. B. lesen mußte; ich verleite ihn zum Geitz und zur Ungerechtigkeit gegen seine treuen Diener, denen er die wol verdiente Belohnungen unter dem erdichteten Vorwand der Bezahlung alter Schulden vorenthalte. Ueberdas schrieb man es einer niedrigen Furchtsamkeit zu, daß er mir alle diese Sachen schriebe, die ihm sicherlich wenig Ehre mache, man möge es nun als ein Mittel, seinen Geitz zu bemänteln, oder als ein Zeichen meiner unumschränkten Herrschaft ansehn. Mit dergleichen Sachen suchte man ihm anfänglich beyzukommen: und so lange man nicht weiter gieng, so ward der König, der hieraus nur dieses sah, daß er Ursache habe, mit meiner Verwaltung zufrieden zu seyn, mir deswegen nicht abgeneigt: Nur nahm er, um den Tadlern das Maul zu stopfen, Verzeichnisse von den Staatsschulden, die ich bezahlt hatte, und zeigte ihnen dieselben; und ich selbst bestrafte bey jeder Gelegenheit diese allzuunbescheidnen Tadler ernstlich darüber, daß ihr Verdruß, unter dem falschen Vorwand, man habe ihnen nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sie zu unbesonnenen Reden verleite, worüber der König sich beleidigt finden könnte. Allein bald ließ man dergleichen unbedeutende Klagpunkten fahren, um den Verstand und das Herz des Königs im Innersten anzugreifen.

Um seine Leichtgläubigkeit gegen so viele Ver-

läumdungen einigermassen zurechtfertigen, wollte mich Heinrich selbst über die Libelle ertheilen lassen, in welchen sie unthalten waren. Es wäre eine allzuverdrießliche Arbeit gewesen, alle diese Wische zu durchlesen: der König hielt also nur bey demjenigen Aufsatze still, den Juvigny ihm vor zwölf Tagen gezeiget und bekannt gemacht hatte, *) weil in der That alle die verschiednen Lügen, welche einzeln in einigen andern ähnlichen Libellen zerstreut waren, sich hier beysammen fanden, welches diese Schrift so vollständig machte, als eine von dieser Art es seyn kann: sie war wirklich deswegen ein wenig in Unordnung, allein übrigens mit ziemlicher Stärke und Methode im Ausdruck geschrieben, so daß der König daraus schloß, sie rühre von einer andern Hand her, als von Juvignys seiner, ungeachtet sie desselben Namen trug. Der König sagte zu mir, als er sie aus der Tasche zog; wenn ich sie läse, so würde dieß vielleicht dazu dienen, den Urheber derselben zu entdecken, dessen Namen er sehr gewünscht hätte zu wissen. Ich nahm das Papeir dem König aus der Hand, und fieng an, dasselbe von Anfang bis zum Ende

---

*) Dieses Buch führte den Titul: *Abhandlung, welche Sr. Majestät zeigen soll, worin Sie schlecht bedient werden.* " Es gieng in der Stille zu Paris, saat „ l'Etoile, ein ziemlich freyes und für diese Zeit, die „ nicht alle Wahrheiten ertragen kann, kühngeschriebnes „ Buch herum, worinn jedoch nichts gegen den König „ und den Staat enthalten war, aber wol gegen den „ Herrn von Rosny."

in seiner Gegenwart laut vorzulesen. Der Leser mag meinetwegen sich wol ein wenig dabey aufhalten, wenn er's gut findet: Mein Vortheil ist's nicht, irgend etwas zu verbergen.

Der Autor, wer er auch seyn mochte, fieng damit an, (und wirklich bedurfte niemals eine Schrift dieser Vorsicht mehr) daß er sich bemühte, allen Verdacht des Hasses und der Mißgunst von sich abzulehnen. Die grossen Eigenschaften Heinrichs, das Glück dieses Reichs unter seiner Regierung, und der vortheilhafte Zustand seiner Angelegenheiten, machten eine zweyte Vorrede aus, welche geschickt war, die Gunst des Königs zu fesseln, und noch geschickter, zu der Anklage auf eine ungezwungene Art einzulenken, die man gegen mich vorbrachte, daß ich mich auf eine übermüthige Art rühme, diese glücklichen Umstände seyen einzig mein Werk. Daraus floß denn ferner die sehr schickliche Bemerkung, es sey diesen so erfahrnen Ministern, diesen so mächtigen Günstlingen nur allzugewöhnlich, solche Anschläge zu fassen, die dem Monarchen und dem Staat verderblich wären. Ein Haufen Beyspiele mit vieler Beredsamkeit ausgekramt, machte das Ende dieser Schilderung aus.

Nunmehr kam der Autor, nicht auf die Untersuchung meiner Handlungen, welches der einzige gültige Beweis seines Vorgebens gewesen wäre, sondern auf die Critick meiner Manieren, und fand in dem gütigen Bezeigen, welches ich mit einmal gegen diejenigen angenohmen hatte, die mich be-

suchten, einen unwidersprechlichen Beweis jener so verderblichen Anschläge: wirklich sey, hieß es, die Menge derer, die ich durch dieses studierte Betragen, von den Prinzen vom Geblüte bis zum Pöbel herab, auf meine Seite gebracht hätte, unzählbar. Man versuchte es, eine Liste derselben zu machen, die in der That nicht anderst, als sehr beträchtlich seyn konnte, weil die blosse äusserliche Höflichkeit, die man in Frankreich gegen jedermann beobachtet, daß einzige war, womit man dieses angebliche Verbrechen bewies. Der Prinz von Conti und der Herzog von Montpensier standen an der Spitze des Verzeichnisses; hierauf folgte das Haus Lothringen, dann die übrigen Französischen Grossen — Der Herzog von Epernon, dessen Aussöhnung mit mir, auf welche eine so warme Freundschaft erfolget wäre, unter dem Namen einer durch den unbändigsten Ehrgeiz erzeugten Verbindung durchgezogen wurde — die Herrn von Montbazon, Ventadour, Fervaques, Ornano, St. Geran, Praslin, Grammont, Aubetterre, Montigny, Schomberg u. a. die ich durch die Achtung, welche ich ihnen bezeugte, durch die Dienste, die ich ihnen leiste, und dadurch daß ich einen Theil der Schätze Sr. Majestät unter sie austheile, mit denen ich gegen andre so karg wäre, ganz auf meine Seite gebracht hätte.

Da dieß alles noch nicht hinreichend war, um die Absichten zu beweisen, die mir der Autor beymaß; so führte er noch die Verständnisse an, die ich ausserhalb des Königreiches hätte. Er miß-

brauchte ein Wort, das der König von England, aber nur als ein Compliment, gesagt haben möchte: Er schätze den König von Frankreich glücklich, daß er mich habe; um daraus sogleich den Schluß zuziehn, ich habe die Treue verletzt, die ich meinem König schuldig sey. Nicht nur der König von England, sondern auch die Generalstaaten, die Herzoge von Würtemberg und Zweybrücken, der Landgraf von Hessen, der Fürst von Anhalt, die Markgrafen von Anspach, Durlach und Baden seyen bereit, ganz öffentlich und blindlings meine Vertheidigung zu übernehmen. Der kleinste Dienst, den ich diesen Prinzen geleistet hatte, ward ohne Nachsicht zur Verrätherey gemacht. Und eben so wäre die ganze Parthey der Französischen und auswärtigen Protestanten mir gänzlich ergeben, wie auch die Schweitzerkantonen, die ich durch meine regelmäßige Bezahlung, und durch meine Freygebigkeit gewonnen hätte.

Nachdem der Autor auf diese Weise mit Sachen, die doch wenigstens noch einen Schein von Wahrscheinlichkeit hatten, wenn ich so sagen darf, einen Versuch gemacht hatte; so ward er kühner, und wagte es nunmehr mit frecher Stirne ganz falsche und erdichtete Punkten vorzubringen. Seinem Vorgeben nach hatte ich nun keine blossen Verständnisse mehr in fremden Ländern. Er behauptete, ich lege, unter dem Vorwand, das Geld Sr. Majestät nach England, Holland, Deutschland und der Schweitz zu versenden, in diesen Ländern für mich selbst unermeßliche Capitalien

an, damit ich mich einst dahin begeben, und daselbst bey gegebnem Anlaas zu Gunsten der reformierten Religion ansehnliche Werbungen von Schweitzern, Reutern und Landsknechten veranstalten könnte, denen ich, nach des Admirals von Coligny Beyspiel, Frankreich zur Beute überlassen würde: Und dieses erzählte der Autor, der ohne Zweifel auch schon sagen gehört hatte, die Umständlichkeit sey das gewöhnliche Kennzeichen der Wahrheit und Glaubwürdigkeit, so umständlich, als wenn er selbst mit dabey gewesen wäre. Ferner habe ich, wie er sagte, beym Ankauf der Waffen, des Eisens, Kupfers, und Bleyes, der Kugeln, und andrer Kriegsbedürfnisse, die ich für die Magazine Sr. Majestät angeschaft hatte, meine eignen Magazine in den besten protestantischen Festungen errichtet, wo ich einen Theil von allen diesen Sachen in meinem Namen, und um mich derselben einst zu bedienen, niedergelegt hätte. Ich glaube, es wäre allen diesen Leuten eine herzliche Freude gewesen, wenn sie den König durch dieses Kniffchen hätten bewegen können, seine Kriegsrüstungen einzustellen. Diese bewundernswürdige Schrift endigte sich mit einem Rathe, den man dem König gab: nehmlich, er sollte die Verwaltung aller seiner Einkünfte, den Gebrauch seiner ganzen Gewalt, und die Behandlung aller seiner Geschäfte nicht länger in den Händen eines einzigen Mannes lassen, sondern mir wenigstens einige Personen beygesellen, welche meine Handlungen genau beobachten könnten.

Während dem ich las, beobachtete mich Heinrich genau. Da er sah, daß ich den ganzen Aufsatz hergelesen hatte, ungefähr so, wie man eine sehr gleichgültige Schrift lesen würde, ohne ein Wort zusagen, ohne eine innere Bewegung zu zeigen, und sogar ohne die Farbe zuverändern; so sagte er: „Nun denn, was dünkt Ihnen hierüber? Aber Sie selbst, Sire, erwiederte ich, „was für eine Meinung haben Sie hiervon, Sie, „der sie es zu wiederholten Malen gelesen, und „so lange in Händen hatten? Denn was mich „betrift, so wundre ich mich über alle diese Schriften, welche in der That nichts anders sind, als „ein läppisches Geschmier dummer und boshafter „Leute, nicht so sehr, als darüber, daß ein so „grosser König, der so viel Beurtheilungskraft, „Muth und Gütigkeit besizt, und der mich so ganz „kennt, die Geduld haben konnte, dasselbe zu lesen, so lange zubehalten, mich es der Länge „nach, und in seiner Gegenwart lesen zu lassen, „und alles, was darin enthalten ist, so oft sagen „zu hören, ohne daß er wenigstens, durch seinen „Unwillen, gezeiget hätte, wie viel Gewalt er „sich anthun müßte, um dieß Zeug anzuhören, „und ohne daß er die Urheber hätte aufsuchen lassen, um sie ernstlich zubestrafen.„

Als ich dem König dieß gesagt hatte, so fiel mir ein, daß ich weit gewisser meinen Endzwek erreichen würde, ihm seine Ruhe, und seine ganze vormalige Gesinnung gegen mich wieder zu geben, wenn ich geradezu und umständlich jeden Vorwurf

meiner Feinde beantwortete, und daß ich ihm hierüber mein Wort gegeben hätte. Ich nahm also jeden Artickel eben dieses Libells von Jůvigny, das ich noch in der Hand hatte, wieder vor. Alle diese Verläumder, welche einen nicht geradezu angreiffen dürfen, damit man ihnen die Beweise nicht abfodern könne, verdienen nichts, als Verachtung: Dieses ließ ich Se. Majestät gleich anfangs bemerken. Den stolzen und dem König nachtheiligen Reden, die man mir in Absicht auf die Regierung des Staats angedichtet hatte, sezte ich die Worte, die ich so oft im Munde führte, entgegen, in welchen ich ihm grosse Fürsten und gute Könige zu Mustern empfahl. Die Beyspiele von untreuen Ministern und undankbaren Günstlingen beweisen nichts gegen die Treue eines Mannes, welcher in dieser Stelle, wie ich glaube, von mir sagen zu können, auf nichts anders bedacht war, als die glüklichen Anlagen, die eine nicht dunkle Geburt ihm ertheilt hatte, zuvervollkommnen. Ich foderte die Welt auf, mir ein einziges Beyspiel zu zeigen, daß ich irgend jemandem, sey es ein Freund oder ein Anverwandter gewesen, ohne einen rechtmäßigen Grund, und noch mehr, ohne einen ausdrüklichen Befehl Sr. Majestät, irgend etwas geschenkt hätte. In Absicht auf die so ganz fälschlich mir angedichtete Absicht, innere Unruhen und einheimische Kriege anzuzetteln, berufte ich mich auf die Kenntniß, die der König von meiner Vaterlandsliebe, von meiner Anhänglichkeit an seine Person, von der Sorgfalt für meine Ehre und für meinen

guten Namen hatte, und darauf, daß ich mich bey jeder Gelegenheit den schändlichen Projekten der Protestanten so eifrig entgegengesetzt, daß ich mir dadurch ihren ganzen Haß zugezogen hatte.

Und überdas, was für einen Vortheil hätte ich aus allen diesen schimärischen Projekten gezogen, den ich nicht wirklich in der wichtigsten und ehrenvollesten unter allen Bedienungen fand, nach welcher ein Unterthan emporstreben kann? Was hätt' ich für einen Zwek haben können? Mir die Krone aufzusetzen? Man beschuldigte mich nicht, daß ich so ganz vernunftlos sey: — Sie auf eine andre Familie zu bringen? Gesetzt auch, es wäre in meiner Gewalt gewesen, die Krone wegzuschenken, auf wen hätte meine Wahl fallen können, als auf eben diejenige Person, der ich alle meine Arbeit und meine Kräfte geweihet, und seit dreyßig Jahren mein Blut, und mein Leben aufgeopfert hatte? Warum, wenn ich ein Verräther war, warum beschäftigte ich mich denn noch immerhin mit nichts anderm, als mit der Sorge für seinen Ruhm, in jenen edeln Entwürfen, von welchen ich, wo nicht der Urheber, doch wenigstens der einzige Theilnehmer, und der einzige Beförderer war? Hätte ich nicht, da ich ihm alle diese Verbindungen mit England und den übrigen europäischen Höfen verschafte, geradezu gegen mich selbst gehandelt, wenn ich Entwürfe gegen seine Krone und gegen seine Person im Kopf gehabt hätte? Wie haben ehrgeitzige Leute es angefangen, um den Staat zu ruinieren; wie brachten sie die Staats-

veränderungen zu Stande? Nicht wahr, dadurch daß sie in der Seele ihres Herrn den Hang zur Weichlichkeit, zu den Vergnügungen, zur Verschwendung nährten, daß sie ihn vermochten, alle Gesetze mit Füssen zu tretten, alle Ordnung zu verachten, und alle Theile des Staates in Verwirrung zusetzen? Da ich den König hingegen immer von der Lage seiner Geschäfte unterhielt; ihm den Nutzen und die Bestimmung aller Sachen zeigte; ihn die Ordnung und Sparsamkeit aufs äusserste zutreiben vermochte und ihm die kleinste unnütze Ausgabe vorwarf; ihm Schätze zusammenrafte; seine Magazine und Arsenale anfüllte, und ihm zeigte, wie sehr ihn dieß alles in ganz Europa furchtbar machen würde. Fängt man es so an, wenn man, wie rebellische Unterthanen thun, alle Grundlagen der Macht eines Monarchen heimlich untergraben will? Das Betragen der Minister ist immer in einigen Stücken zweydeutig: aber ich kann sagen, daß ich bey der genausten Prüfung des meinigen nur gewinnen konnte.

Es war eben nicht schwer zu sehn, daß der König die ganze Stärke dessen fühlte, was ich ihm eben gesagt hatte. Ich endigte damit, daß ich ihn auf das dringendste zu glauben bat, ich habe ihm von allen Gesinnungen meines Herzens nichts verborgen oder verheelt: ich bestätigte dieses mit jenen schreklichen Eidschwüren, die ich, wie er wol wußte, nie fälschlich geschworen hatte, und mit jenen Benennungen, mit welchen ich immer die Treue und Ergebenheit gegen ihn, die in meinem

Herzen glühten, ausgedrükt hatte. Ich wollte seine Knie umfassen, aber er gestattete es nicht, damit diejenigen, welche diese Stellung in der Entfernung gesehn hätten, nicht etwa glauben möchten, ich thue dieß, um für ein wirkliches Verbrechen Vergebung zu erbitten. Er sagte mir, ich sey in seinem Herzen vollkommen gerechtfertigt; er bereue es aufrichtig, so leichtgläubig gewesen zu seyn, und er würde sich des Geschehenen nur darum erinnern, um seine Verpflichtung, mich deswegen noch mehr zu lieben, noch stärker zu fühlen. So endigte sich eine Unterredung, welche für die Erleichterung beyder so nöthig war.

Diejenigen, welche mit dem Hofe bekannt sind, werden alle die Bewegungen, die das Herz der Höflinge während einer Unterredung beunruhigten, welche mehr, als vier Stunden lang dauerte, leicht errathen, und sich vorstellen können, mit welcher Aufmerksamkeit unsre Handlungen und Geberden beobachtet wurden. Denn ungeachtet sie unsre Worte nicht hören konnten; so war es ihnen doch leicht, den Gegenstand derselben zu entdecken. Die Art, wie mich Heinrich diesen Morgen aufgenommen, und bey meiner Entfernung zurükgerufen; die Vorsicht, die er beym Anfange seiner Unterredung mit mir gebraucht; die Papeire, die er hervorgezogen hatte; der Ausdruk von Lebhaftigkeit und Feuer, welcher sich in unserm Gang, und in allen unsern Stellungen zeigte, gaben ihnen von allem übrigen hinlängliche Nachricht. Jeder erwartete, je nachdem Furcht, oder Hof-

nung in seinem Herzen war, was der Ausgang einer so wichtigen Erklärung seyn würde.

Heinrich wollte ihnen dieß selbst melden. Nachdem er seine Papeire mit dem festen Entschluß, sie in's Feuer zuwerfen, wieder zu sich gestekt hatte, so verließ er, meine Hand in der Seinigen haltend, die Allee der Maulbeerbäume, und fragte, die Herumstehenden alle, welche Uhr es sey. Man antwortete ihm, es sey beynahe ein Uhr Nachmittag, und es habe sehr lange gedauert. „Ich sehe „wol, was dieß heißt, erwiederte der König in „einem Tone, der viele Gesichter erblassen machte; „es giebt Leute hier, denen die Weile länger ge„worden seyn mag, als mir. Um sie zu trösten, „will ich euch allen sagen, daß ich Rosny mehr, „als jemals liebe, und daß wir beyde auf Leben „und Tod vereinigt sind. Und Sie, mein Freund, „fuhr er fort, gehn Sie zum Mittagessen, und „lieben Sie mich, und dienen Sie mir, wie Sie „immer gethan haben; denn ich bin damit zufrie„den. „ Mancher andre würde an meiner Stelle nun auf nichts anders gedacht haben, als sich an allen denjenigen zu rächen, die ich aus des Königs Nachricht als Feinde kennen gelernt hatte. Ich danke Gott, daß ich mir nicht einmal vorwerfen darf, daran gedacht zu haben. *) Ich habe ihre Namen

*) Der Herr von Juvigny, oder Divigny, ein französischer Edelmann, der Urheber der Schrift, von welcher eben die Rede war, bezahlte die Zeche für alle. „Er ward als „ein Beleidiger der Majestät auf Leben und Güter verfolgt, „sagen die Mem. de l'Etoile, und zu Paris im Bildniß „gehangen, weil man das Original nicht bekommen konnte.“

meinen Sekretarien sorgfältig verborgen, und man wird sie hier nicht sehn. Eben so behalte ich einen Theil von dem zurük, was zwischen dem König und mir geredet ward, weil es ihnen wenig Ehre machen würde. Das Beyspiel, das sie mir vom Gegentheil gegeben, wird mich nicht bewegen, meine Meinung zu ändern, daß diese Art von Rache unter der Würde eines edeln Herzens ist.

Um dem König alle Unruhe über den Vorfall zu benehmen, welcher mir Anlaas gab, mich in die umständliche Erzählung dieses Zwistes unter uns einzulassen, lenkte ich Grillons Gemüth dahin, daß er zulezt einwilligte, von Crequy, welchem der König aus Achtung für Lesdiguieres seine Genehmigung ertheilet hatte, für seine Bedienung dreyßigtausend Thaler anzunehmen, *) welches mir von dem Schwiegervater und Eidam Danksagungen zuzog. Crequy stattete mir dieselben persönlich ab, und begleitete sie mit tausend Versicherungen seiner Erkenntlichkeit und seines Eifers. Lesdiguieres schrieb mir von Grenoble zu, und bediente sich

*) Ungeachtet Heinrich IV. mit dem Herzog von Epernon sehr unzufrieden war, welcher nach Angouleme reißte, und sich über die angebliche Ungerechtigkeit gewaltig beschwerte, die ihm der König bey diesem Anlaas erwiese, so befahl er dem Herrn von Crequy dennoch, er sollte zu ihm, als seinem Obristen gehn, den Eid in seine Hände ablegen, seine Vollmacht für seine Besoldung, und seine Befehle zu seiner Installation empfangen. Der Herzog von Epernon ließ ihn einige Tage in seinem Gefolge warten, und ihn sogar einen ganzen Tag vor der Thüre seines Zimmers stehn. Hist. du Duc d'Epernon. S. 212.

noch stärkerer Ausdrücke, als Crequy. Wenn man die Blutsfreundschaft, in welcher wir miteinander standen, noch hinzufügt, so wird niemand etwas anders erwarten, als daß wir in der Folge die innigsten Freunde gewesen seyn: gleichwol hat mich nach Heinrichs Tode niemand leichter verlassen, und mir mehr schlimme Dienste geleistet, als diese zween Herrn. Erkenntlichkeit ist keine Hoftugend.

Da das Herz des Königs einmal verlezt werden konnte; so war es nichts unmögliches, diese Wunde wieder zuöfnen: dieß war das einzige, was meine Feinde in der Verzweiflung noch unterstüzte, die die Geschichte von Fontainebleau bey ihnen verursachte. Sie säumten nicht, wieder umzukehren, und es fehlte (kaum darf ichs sagen) sehr wenig, so verfiel der König in den Zustand, aus welchem ich ihn eben herausgerissen hatte. *) Allein dießmal

*) „Der König, sagt le Grain im 7. Buch, beförderte „zwar den Herzog von Sülly, aber doch so, daß er im„mer eine grosse Gewalt über ihn behielt; und wer weiß, „ob dieß nicht ein Zug von der Klugheit des Königs war, „ihn so dem Hasse mehrerer Personen bloßzustellen, ge„gen die er ihn wol vertheidigen konnte, um ihn die „Folgen fürchten zumachen, wenn er etwa seine Pflicht „vergässe.„ Die obige Stelle der Denkwürdigkeiten scheint zwar anfänglich diese Vermuthung zubegünstigen: allein ich finde die Meinung derer der Wahrheit gemässer, welche den Verdacht nicht für erdichtet halten, den er gegen Sülly zeigte. Sey er indessen wahr oder erdichtet, so finde ich ebenfalls mit vielen einsichtsvollen Männern, daß man denselben unter die Fehler dieses Prinzen zählen muß. Nihmt man das erstere an, so ist sein Betragen nichts anders, als eine List, die eines grossen Königs unwürdig

ward die Sache bey weitem nicht so ruchtbar, wie das erste Mal, weil wir uns ziemlich bald gegeneinander erklärten. Es wäre weiter nichts, als eine unnütze Wiederholung, wenn ich die Umstände erzählen wollte, und deßwegen will ich mich nicht dabey aufhalten. Wenn meine Feinde gleich bisweilen das Vergnügen schmekten, sich schmeicheln zukönnen, daß ich ihren Bemühungen unterliegen werde; so wurden sie doch bald, zu ihrer Beschämung und mit Wuth, vom Gegentheil überführt; und wenn ich auf meiner Seite mich über dergleichen Siege zu freuen im Stande gewesen wäre; so hätt ich bey diesem leztern, der nicht weniger vollständig war, als der erstere, eben so viele Ursache dazu gehabt. An dem folgenden Morgen, nachdem ich denselben erfochten hatte (der Schauplatz war abermals zu Fontainebleau) ließ mich der König sehr frühe zu sich kommen, faßte mich, beym Eintritt in sein Zimmer, bey der Hand, zog mich in das Fenster, welches nach dem Garten der Königin sieht, weil er mit mir allein reden

---

ist: und im leztern Fall ist es eine Ungerechtigkeit, welche man nicht mit der Hitze einer plötzlichen Aufwallung entschuldigen kann, weil es zwischen dem König und dem Minister gleichsam verabredet war, daß der erstere dem leztern wegen seiner durch so viele entscheidende Proben bewiesnen Treue, alles verzeihen wollte, was die Folge seines entschloßnen, unerbittlichen, des Nachgebens oder Schmeichelns unfähigen Charakters wäre; und dieß beweißt, daß die gewissenhafteste Erfüllung der wesentlichsten Pflichten auch bey den besten Fürsten nicht von der Nachgiebigkeit, oder Gefälligkeit losspricht.

wollte, und sagte in Gegenwart des ganzen Hofes, der sich in dem gleichen Zimmer befand, sehr laut zu mir: „Sie können nicht glauben, mein Freund, „wie ruhig ich diese ganze Nacht hindurch geschla„fen habe, da ich mich gegen Sie erklärt, und „mein Herz bey Ihnen entladen habe.„ Er fragte mich, ob ich nicht die gleiche Ruhe in meinem Innern verspüre. Ich versicherte ihn hiervon, und gelobte ihm auf immer die gleiche Treue.

Was mir mitten in meiner so unterbrochnen Gnade zeigte, daß Heinrichs Herz immer auf meiner Seite war, ist dieses, daß er, welche Gesinnungen man ihm auch gegen mich beygebracht hatte, deswegen doch den Lauf der Wohlthaten niemals unterbrach, die er auf mich und die Meinigen zu ergiessen im Brauch hatte. Proben davon erhielt ich in Absicht auf meine älteste Tochter selbst mitten in der stürmischen Zeit, von der ich oben geredet habe. *) Ich war eben mit den Fervaques

*) Margaretha von Bethüne: die nehmliche, welche, um sich an ihrer einzigen Tochter zu rächen, die sich wider ihren Willen an Heinrich von Chabot vermählt hatte, im Jahr 1645. einen Jüngling von fünfzehn Jahren als einen ächten Sohn von ihr und dem vor sieben Jahren verstorbnen Herzog von Rohan vorführte. „Verschiedne „glaubwürdige Personen, sagt Amelot, die diesen Tan„cred, (so hieß der angebliche Erbe des Hauses Rohan) „während des Prozesses zu Paris gesehn hatten, versicher„ten mich, dieser junge Mensch habe das Toupet der Ro„hans, d. i. ein kleines Büschlein Haare an dem Vor„derhaupt, und merkwürdige Züge in seinem Angesicht von „seinem vermeinten Vater.„ Mit dieser Anekdote hängt eine andre zusammen, nach welcher man behauptet, der

in Betref des jungen Laval in Unterhandlungen, den ich auf des Königs Befehl, wie ich oben gemeldet, dem Herzog von Rohan vorgezogen hatte, und die Sache war ihrem Schluß sehr nahe. Da ich einst mit Heinrich auf der Terrasse der Capuziner im Anfang dieses Jahres spazierte; so führte er mich wieder auf diese Materie. Er meldete mir, der Grund, weswegen er den Herzog von Rohan anfänglich ausgeschlossen hätte, wäre dieser, weil die Sache ohne sein Vorwissen von seiner Prinzeßin Schwester der Herzogin von Rohan vorgeschlagen und von meiner Gemahlin wäre angenohmen worden, und weil überdas Herr und Frau von Fervaques zu Gunsten des jungen Laval so sehr in ihn gedrungen, daß sie ihn überredet hätten, mir denselben lieber zum Eidam zugeben, als den Herzog von Rohan, welcher zwar bey weitem nicht so begütert war, wie jener, der aber die Ehre hatte, sein so naher Anverwandter zu seyn, daß, wenn er ohne Kinder stürbe, wie dieses seiner Prinzeßin Schwester bereits begegnet sey, der Herzog von Rohan in dem Königreich Navarra, und den übrigen Gütern der Häuser Albret, Foix und Armagnak

---

Herzog von Rohan habe von dem Türkischen Kaiser das Königreich Cypern kaufen, und es diesem Sohne geben wollen. Ferner sagte man, sein Vater und seine Mutter haben ihn nur deßwegen verborgen gehalten, um ihre Tochter mit dem Grafen von Soissons, und nach der Hand mit dem Herzog von Weimar zuvermählen. Man sehe diese seltsamen Fabeln bey Amelot de la Houßaye, article Béthune u. s. w. u. art. Chypre.

magnak sein Erbe gewesen wäre. Hierauf sagte er, er habe wegen andrer Ursachen, die er mir eröfnen würde, seinen Entschluß noch einmal geändert; seine Absicht gehe dahin, daß ich auf eine ehrenvolle Art mit den Fervaques brechen sollte: er habe sie bereits darauf vorbereitet, und ich müßte die Eheversprechung und die Artikel, die wir verabredet hätten, zurücknehmen, so daß es vor der Welt den Anschein bekäme, ich sey die Parthey, welche die Sache abgebrochen, und sie nicht Ursache hätten, zusagen, sie haben die Verbindung mit mir ausgeschlagen: er wolle den Herzog von Rohan mit seiner Mutter selbst zu mir bringen, um sich mir zu empfehlen, ich sollte ihn als einen Mann empfangen, der in drey Tagen mein Schwiegersohn seyn würde, indem er selbst deswegen alles Nöthige veranstaltet hätte: er würde die Ehestiftung in seiner Gegenwart schliessen lassen, und ihn als Anverwandter beyder Partheyen unterzeichnen.

Ich dankte dem König für den Antheil, den er an dem Glück meiner Familie zunehmen geruhe, und für die Ehre, die er mir erweise. Die Sache ward so vollführt, wie ich eben gesagt, und der König gab dem Vermählten für die Kleider und die Hochzeit zehntausend Thaler, und meiner Tochter eben so viel. Im verwichnen Jahr hatte ich die Fräulein du Marais, die Tochter meiner Gemahlin aus der ersten Ehe, an den Herrn von la Boulaye, den Sohn dessen, den Heinrich so sehr geliebet hatte, vermählt. Diese durfte na-

türlicher Weise kein andres Geschenke von Sr. Majestät erwarten, als dasjenige, welches gewöhnlich allen Hoffräulein der Königin unter dem Namen der Hochzeitkleider gegeben wird, und welches auf zweytausend Thaler gesezt worden war. Heinrich erhöhte es für meine Stieftochter auf fünftausend, und damit dieses keine Folgen in Absicht auf die übrigen nach sich zöge, so schrieb er mir von St. Germain en Laye, ich sollte sie in eine besondre Rechnung bringen.

Es begegnete ziemlich oft, daß der König, wann er die Rechnungen für die Festungswerke und seine Gebäude bestätigt hatte, in Gegenwart der mit diesen Sachen beschäftigten Beamten, die man zusammenkommen ließ, um ihnen zusagen, was in dem Laufe des folgenden Jahres zuthun wäre, zu mir sagte: „Nun gut, jzt ist die Rechnung für „meine Festungswerke und Gebäude geschlossen, „und Sie, was machen Sie an ihren Häusern?„ Wann ich, wie ich selten ermangelte, hierauf erwiederte, ich mache wegen Mangel an Geld nichts daran; so sagte er zu mir; „Wolan! lassen Sie „uns ihre Plane sehn, und sagen Sie uns, was „Sie Lust hätten zu machen, wenn sie Geld hätten.„ Er untersuchte sie dann, und nachdem er mir gesagt, was er daran zuändern, oder beyzufügen fände; so schenkte er mir etwa zwanzigtausend Livres, damit ich das könnte machen lassen, was er mir gesagt hatte.

Nicht zwar, daß ich nicht oft von ihm abschlägige Antwort bekommen habe: ich bin nicht so ei-

kel, dieß verbergen zu wollen. Er verweigerte mir die Stelle des Saron von Lüx, um die ich ihn für meinen Bruder oder für la Cüre'e bat. Er sagte mir, er gedenke dem erstern eine Stelle in Bretagne zu geben, die schicklicher für ihn wäre; und in Absicht auf den letztern finde er, daß sich diese Bedienung nicht mit der Lieutenantstelle bey seiner Compagnie Chevaux Legers und mit der Gouverneurstelle von Chinon, die er bereits besaß, vertrage. Er wollte dieselbe in der That lieber an Ragny vergeben, der ihm in der Provinz nützlichere Dienste leisten konnte. Ein andermal bat ich ihn in dem gleichen Brief um zwey andre Gnaden: die eine für meinen Neffen von Melün, und die andre für den gleichen la Boulaye. Er verweigerte mir die letztere, weil la Boulaye dieselbe durch seine Dienste noch nicht verdienet hätte, und bewilligte mir die erstere; es war die Abtey Moreilles in Poitou, welche eben erledigt worden war. Ein andermal erhielt ich in Absicht auf Herzog von Rohan, meinen Schwiegersohn, eine abschlägige Antwort, wenn man es so nennen kann: die Sache verhielt sich also.

Der Herzog von Rohan war Gouverneur von St. Jean d'Angely, und sein Statthalter war des Ageaux *). Diese letztere Stelle hieng nicht, wie es dem Gebrauche nach seyn sollte, von der Ernennung des Gouverneurs ab, sondern unmittelbar von dem König, dem die verschiednen Zeit-

*) Franz von Alloue des Ageaux oder des Ageols.

umstände den Gedanken beygebracht hatten, es würde für das allgemeine Beste zuträglich seyn, dem Gouverneur diese Freyheit zu nehmen, damit sein Stellvertretter, welcher in schwierigen Zeiten bisher immer eine wichtige Rolle gespielt hatte, gewissermassen von dem Gouverneur unabhängig würde, und sogar im Stand wäre, die Gewalt desselben unnütze zu machen, wenn er sie nicht zur Zufriedenheit des Königs und zum Wohl des Staates anwendete. Dieses machte, daß der Untergouverneur in der That das Wesentliche dieser Stelle besaß, und dem eigentlichen Gouverneur nichts, als den Titel und den Schein überließ. Der Herzog von Rohan wünschte sehr, dieses Vorrecht wieder zu erlangen, und bat mich, ich sollte ihm dazu verhelfen. Die Umstände begünstigten diesen Wunsch: man meldete ihm des Ageaux sey so krank, daß er nicht wieder aufkommen würde. So sehr ich zwar geneigt war, meinem Schwiegersohn diesen Dienst zu leisten; so wagte ich es doch nicht, dem König die Sache geradezu zu entdecken, weil dieses bey ihm jene Verläumdung hätte wahrscheinlich machen können, daß ich alle protestantische Städte von mir abhängig zu machen suche *). Mehr hätte er nicht bedörfen, um den

---

*) Man liest in der Hist. de la mere & du Fils. Tom. I. S. 15. daß Heinrich IV. dem Herzog von Süliy die Gouverneurstelle von St. Maixant verweigerte, um welche ihn derselbe durch die Königin für sich hatte bitten lassen, weil es, wie Heinrich sagte, wider die Klugheit wäre, einen Calvinisten, so klein auch der Ort wäre, zum Mei-

alten Verdacht wieder aufzuwecken. Ich wollte daher nur erst ein wenig sondieren, und dieses konnte ich mit guter Art so thun, daß ich von des Ageaux Krankheit Anlas nahm, den König vorläuftig zu befragen, was seine Gesinnungen über diese Stelle wäre. Dieses that ich in einem Briefe. Allein ich hütete mich sehr, weiter zu gehn, als ich die Antwort des Königs erhielt: sie enthielt die Nachricht, daß er dem Rechte, den Untergouverneur von St. Jean d'Angely zu ernennen, nicht entsagen würde, weil weder der Herzog von Rohan, wie er sich ausdrückte, noch mein Schwiegersohn immer Gouverneur dieser Stadt seyn würde. Ich redete mit ihm von dem dasigen Maire, Namens Pousou, den er, auf mein Zeugniß hin, in seiner Stelle bestätigte. Uebrigens starb des Ageaux an seiner Krankheit nicht.

Ehe ich diesen Artickel von Heyrathen und Verwandtschaft verlasse, muß ich noch erzählen, was ich in Betref der Fräulein von Melün, meiner Nichte, die man um diese Zeit auch vermählen wollte, bey Hofe vorgieng. Da sie eine sehr reiche und beträchtliche Parthey war, weil die Marquisin von Roubais, meine Tante, sie zu ihrer Universalerbin eingesetzt hatte; so warf die ganze Familie d'Etre'es die Augen auf sie, um sie mit

---

ster darüber zu machen. Allein die Wahrheit dieser Nachricht wird, neben dem Stilleschweigen des Herzogs, auch durch die Bereitwilligkeit zweifelhaft gemacht, mit welcher der König demselben die Gouverneurstelle über die Provinz selbst ertheilte, in welcher St. Maixant liegt.

Marquis von Coeuvres zu vermählen *). Sie zählten auf die Unterstützung Sr. Majestät, oder vielmehr, sie waren derselben ganz gewiß. Coeuvres war bey dem König sehr beliebt, und wegen seiner Blutsfreundschaft mit den Kindern der verstorbnen Herzogin von Beaufort, genau mit ihm verbunden. Sie liessen dem König die Sache durch den Herrn von Vendome selbst vortragen, und Heinrich gab ihm sein Wort, daß er noch vor seiner Abreise nach Chantilly mit mir darüber reden wollte. Er erinnerte sich dessen nicht eher, als da er zu Louvre en Parisis zu Mittag speisete; von diesem Ort schrieb er mir einen Brief, aus welchem ich sah, daß er eifrig wünschte, diese Verbindung zu Stande zu bringen.

Ich schrieb an die Anverwandten der Fräulein, die alle Niederländer waren: allein da die Antwort, die sie mir gaben, so beschaffen war, daß man sie einem König nicht hätte zeigen können oder sollen; so sagte ich ihm nichts davon, und da er mich einst um die Ursache meines Stillschweigens befragte, so begnügte ich mich, ihm zu melden, die Anverwandten dieser Fräulein billigen diese Verbindung durchaus nicht. Der König bildete sich ein, ich lasse sie dieses sagen, und vielleicht habe ich ihnen nicht einmal geschrieben. Ich war also genöthigt, ihm die Briefe der Marquisin von Roubais, des Prinzen und der Prinzeßin von Ligne,

*) Franz Annibal von Etre'es, nachher Herzog, Pair, und Marschall von Frankreich.

der Prinzeßin von Epinoy, der Gräfin von Barlaymont, der Grafen von Fontenay und Buquoi, welche alle mir über diese Sache geschrieben hatten, zu weisen, und Heinrich sah nunmehr, was ich ihm nicht hatte sagen wollen, wie weit sie, ungeachtet der Ehre, die er dem Hause d'Etre'es erwiesen hatte, dasselbe unter ihrem Stande hielten *). „Ich sehe wohl, sagte der König mit „einigem Zorne, daß man nicht mehr daran den„ken muß, weil man mit allen diesen hochtraben„den flamändischen Thoren zu thun hat, die Sie „mir nannten.„ Wirklich gieng die Sache nicht weiter, indem Se. Majestät sich nicht mehr darein mischen wollten.

Ein und zwanzigstes Buch.

1605.

Alle diese verdrießlichen Zufälle kosteten mich einen Theil der Zeit, die ich im Brauch hatte, ganz auf die Verwaltung der Finanzen zu verwenden. Allein sie schwächten doch meinen Eifer, alle Pflichten dieses Amtes auszuüben, nicht. Ich arbeitete

---

*) Gleichwol ist das Haus Etre'es unwidersprechlich von dem ältesten Adel in der Pikardie. Man sehe die Genealogisten.

dieß Jahr daran, die Veräusserungen und den unrechtmäßigen Besitz der Domänen Sr. Majestät klar zu machen, die auf der Gütersteuer, der Salzsteuer, dem Zehnten von den Pfründen, der Tranksteuer, und andern Abgaben haftenden Schulden, so wie auch alle andern Capitalien, die sowol der König, als gewisse Städte, Provinzen und Gemeinheiten aufgenommen hatten, genau zu wissen. Ich fand in der Rechnung, daß alle diese Veräusserungen, Zinsen und Schulden seit ihrer Entstehung bis auf dieses Jahr, das Königreich mehr, als hundert und fünf Millionen kosteten *). Noch seltsamer ist dieses, daß alle diese Einkünften, welche so mit Schulden überladen waren, ohne daß man sehn konnte, daß das Land einigen Nutzen davon gehabt hätte, größtentheils von denjenigen, welche den Auftrag erhalten hatten, den Ertrag dieser Einkünfte ins Reine zu bringen, entweder unrechtmäßiger Weise besessen wurden, oder von ihnen selbst an andre waren vertheilt, verkauft oder veräussert worden. Der König konn-

---

*) „Es brauchte nichts geringers, als den entschloßnen „Muth des Herzogs von Sülly, um die Finanzen, durch „Einziehung von Domänen, welche jährlich eine Million „abwerfen, durch Bezahlung der rechtmäßigen, und „Vernichtung der übrigen Schulden, u. s. w. wieder her„zustellen. Er unterstützte seinen König immer in dem „großmüthigen Vorhaben, die Last seines Volkes zu er„leichtern.„ Essai politique sur le Commerce, chap. 19. Claudius de l'Isen redet in seinem Abrégé de l'histoire universelle in den gleichen Ausdrücken davon, und ertheilt ihm die größten Lobsprüche. Tom. 5. S. 501.

te dieß nicht glauben, allein ich bewies es ihm augenscheinlich durch zwey Aufsätze, die mir neulich in die Hände gekommen waren. Der eine ist ein Verzeichniß derjenigen Personen, welche an der Salzsteuer Antheil hatten, so lange sich diese Pachtung in den Händen Champigny's und Noels von Here befand. Es waren ihrer zwanzig, von Paris, vom Hof, und sogar Mitglieder des Staatsrathes, und sie waren von fünfzigtausend Livres bis auf fünfzigtausend Thaler dabey interessiert: die ganze Summe belief sich auf sieben Millionen, siebenhundert und acht und dreyßigtausend Livres. Der zweyte Aufsatz, datiert vom 27. Oktober 1585. ist ein Verbindungstraktat des Sürintendant von O mit den Salzpächtern für einen Fünftheil. Er verbürget sich in demselben, in Absicht auf diesen Fünftheil, für den Notarius Anton Faschon, der ihm seinen Namen leiht, gegen die zween oben genannten Pächter.

Eine ähnliche Betriegerey machte, daß der König ebenfalls von der Trankſteuer, und den sogeheißnen zufälligen Einkünften beynahe nichts bekam. Gondy, der mit d'Inkarville und den übrigen Mitgliedern des Staatsrathes im Verständniß war, und den Profit mit ihnen theilte, hatte sich auf dieselben zur Bezahlung gewisser Summen, die der König, dem Vorgeben nach, ihm schuldig seyn sollte, anweisen lassen. So schwer es war, diese ersten falschen Angaben und Vergünstigungen zu entdecken; so waren doch meine Nachforschungen so sorgfältig, daß ich deren bereits

für drey Millionen entdeckt hatte, die der königliche Schatz mehr bekam. Da ich keine andre Absicht, als die Last des Volkes zu erleichtern, hierbey hatte, wenn ich von Zeit zu Zeit einige der rechtmäßigen Besitzer dieser Güter, die ihnen nicht zugehörten, beraubte; so erließ ich, im Namen Sr. Majestät, beträchtliche Summen an der Gütersteuer, welche die vornehmste Quelle von Mißbräuchen und Plackereyen aller Art in ihrer Vertheilung und Einziehung ist. Zu wünschen ists wol, aber nicht sehr zu hoffen, daß man einst diesem Theil der königlichen Einkünfte eine ganz andre Gestalt gebe *).

---

*) Diese Mißbräuche sind so handgreiflich, und die Plackereyen so schreyend ungerecht, daß unsre Könige und ihre Minister oft den Versuch machten, denselben durch eine gänzliche Umschaffung dieses Theils der Finanzen abzuhelfen. Sie fanden aber genau alle die Hindernisse, die diese Versuche vereitelten, von welchen der Autor redet. Man machte einen neuen Versuch in unsern Tagen, welcher, dem Scheine nach, glücklicher seyn sollte, der aber, dessen ungeachtet, keine grossen Fortschritte macht. Es sey mir erlaubt, die Gründe davon hier anzuführen.

Es herrscht in diesem Königreich, und ich glaube in allen monarchischen Staaten, ein unseliges Vorurtheil, an dessen Zerstörung man nicht eifrig genug arbeiten kann, weil dasselbe, da es die Gemüther der Unterthanen bewegt, immer gegen alles, was von dem Monarchen herrührt, auf ihrer Hut zu seyn, durch das blosse Mißtrauen einen Theil der schlimmen Folgen hervorbringt, die ein förmlicher Ungehorsam hervorbringen würde; es ist dieses: daß man niemals für das Wohl des Volkes sorge, und daß man an seinen Umständen nie etwas ändre, als um es noch unglücklicher zu machen.

Ich setze die Salzsteuer mit der Gütersteuer in die gleiche Classe. Nie hat mir etwas abentheurlicher tyrannisch geschienen, als daß man einen

---

Es ist unmöglich, daß eine so grosse Veränderung, als diejenige ist, welche man mit der Gütersteuer zu machen gedenkt, nicht wegen der Natur der Sache selbst grossen Schwierigkeiten unterworfen sey. Nun glaube ich, es sey nicht genug, daß diese Schwierigkeiten in der kleinen Anzahl von Köpfen gehoben sey, welche diesen Entwurf gemacht und zur Vollkommenheit gebracht haben, sondern es sey eben so nothwendig, sie für diejenigen zu heben, welche man durchaus zur Ausführung desselben braucht. Denn es verhält sich mit diesem Werke nicht wie einem Gebäude, welches nach der Idee des Baumeisters bloß durch die ganz mechanische Mitwirkung der Maurer aufgeführt wird. Jenes kann nicht anderst fortgeführt und vollendet werden, als wenn sich die gleiche Einsicht bey dem Urheber und den zur Ausführung bestimmten Personen befindet. Diesem widersetzen sich zwo Sachen, die man durch Unterricht und Bestrafungen bestreiten sollte; ich meyne der Mangel an Einsichten und die Trägheit bey den Unterbeamten. Die leztre macht, daß sie die Befehle ihrer Obern vernachläßigen, und jene, daß sie mit dem besten Willen dieselben ganz verkehrt vollstrecken.

Dieser Grund wäre allein schon hinreichend, um jedermann zu überführen, daß die Einführung der verhältnißmäßigen Vertheilung dieser Abgabe in den grossen Finanzbezirken nicht den Unterbeamten der Intendanten anvertrauet werden darf. Ich wage es nicht einmal zu sagen, dem Intendanten selbst, oder den unter seinem Befehl stehnden Taglöhnern, die er auf gut Glück in Polizey und Finanzgeschäften annihmt. Weil diese Leute nebenher ihre bestimmten Berufsarbeiten haben, so können sie jenen Geschäften nicht die ganze dazu nothwendige Zeit wiedmen. Allein so wie man aus der Hauptstadt Hand-

Partikularen nöthigt, mehr Salz zu kaufen, als er will, und verbrauchen kann, und ihm noch obendrein verbietet, das, was er zu viel hat,

---

werker kommen läßt, um die Aufsicht bey Arbeiten zu führen, welche die Kenntnisse gemeiner Handwerker übersteigen; eben so sollte der Staatsrath in die grossen Finanzbezirke rechtschaffne, verständige, mit hinlänglicher Gewalt und vollkommner Sachkenntniß versehene Männer hinsenden, gegen welche man aber weder mit der Zeit noch mit dem Geld sparsam seyn müßte. Giebt man ihnen zu wenig Zeit; so wird ihnen ein Theil von den Bemerkungen entgehen, die sie über verschiedne Umstände des Landes machen sollten. Bezahlt man sie schlecht, oder ungerne; so setzt man sie in Gefahr, aus Noth ihre Pflicht zu vergessen. Dieses wichtige Werk fodert alle mögliche Vorbereitung.

Wenn man weiß, wie viel die Verbindungen der Blutsverwandschaft, der Freundschaft, Gesellschaft, oder auch blosser Nachbarschaft — die verschiednen persönlichen und gemeinschaftlichen Intresse; die Furcht zu mißfallen; die Begierde, sich die Leute verbindlich zu machen; das Verlangen, von seinen Mitbürgern geehret und geliebkoßt zu werden; die Abhänglichkeit von einem durch falsche Zulagen aufgebrachten Obern, welche man etwa in dem Verlust seiner Bedienung, und in unverdienten Vorwürfen fühlen könnte — und eine Menge andrer Bewegründe, welche einem Mann in dem Schoos seiner Familie und seiner Mitbürger die Hände binden, über die Menschen vermögen; so hat man tausend Gründe dafür, daß man sich bey der neuen Eintheilung der Gütersteuer nicht der ordentlichen Beamten bedienen müsse. Deswegen sehen auch viele Leute, welche die Absichten des Staatsrathes bey diesem Werke mit Eifer studierten, und dann die Art, mit welcher man dieselben alle Tage in den kleinern Finanzbezirken vollstrecken sieht, mit einem aufmerksamen Auge betrachteten, mit wahrem Schmerz,

wieder zu verkaufen. So drückte ich mich einmal über diese Sache aus, als ich mit Sr. Majestät davon redete. Heinrich foderte von mir einen genauen Aufsatz über diese ganze Auflage;

---

daß es unter fünfzig von diesen Commissarien bisweilen nicht einen einzigen giebt, dessen Arbeit nicht die Folge habe, die neue Einrichtung noch verhaßter zu machen, als die alte.

Diese Beweggründe und diese Schwierigkeiten, eine überdachtere Kenntniß des Projekts des Herrn von Vauban; die geringe Mühe, mit welcher dasselbe ins Werk gesetzt wurde, als man einen Versuch damit machte; das Glük dessen noch dermals die kleine Anzahl von Dorfschaften genießt, welche das Glük hatten, dasselbe beybehalten zu können; die Erfahrung, die man alle Tage macht, daß der Dixieme, welcher selbst eine Art von Zehnten ist, alle möglichen Vorzüge vor der Gütersteuer und den übrigen Abgaben hat; alles dieß, sage ich, führt einsichtsvolle Kenner auf den Schluß, es sey durchaus nothwendig, daß man die Einführung des königlichen Zehntens, als das einfachste, wolfeilste, und für das Volk am wenigsten drückende Mittel gebrauche, und man habe, als es von jenem weisen und tugendhaften Bürger bekannt gemacht wurde, nicht so viel Achtung dafür bezeigt, als es verdiente. Es ist eine eben so falsche, als grausame Meinung, man laufe Gefahr, daß das Volk sich empöre, wenn man es in bequeme Umstände versetze. Der wahre Vortheil des Volkes fodert überdas, daß der König den Werth aller liegenden Gründe und die Stärke seines Reichs genau kenne; daß alle Unterthanen desselben, ohne Achtung gegen ungerechte Freyheiten und Privilegien, gleich behandelt werden, daß man den Handel und die Indüstrie am meisten schone. In Absicht auf die Betrachtungen, die man über diese Materie anstellen kann, verweisen wir den Leser auf das vortrefliche Werk des Herrn von Vauban selbst, welches den Titel führt: dime royale — u. s. w.

er untersuchte, wie hoch der Ankauf des Salzes in den Salzwerken zustehn komme, wie hoch die Unkosten sich hier, und von da bis zum Verkauf, und der Vertheilung desselben in die Magazine belaufen, und andre Fragen, die man hierüber machen kann. Der König sagte mir nicht, in welcher Absicht er diesen Aufsatz verlange. Ich beschleunigte die Verfertigung desselben, und machte ihn so gut, als möglich; freylich nur so von ungefähr, weil es, nach den darinn angeführten Gründen, unmöglich ist, den wahren Werth der Sachen genau anzugeben. Allein er that keine Wirkung, und es blieb alles beym Alten; so schwer ist es, das zu zerstören, was Uebereilung, Unwissenheit und Mangel an Einsicht bey unsern Voraltern, die man uns als untrüglich vorstellt, in die erste Einrichtungen fehlerhaftes hineingebracht hat, selbst dannzumal, wann andre Auflagen, die, der gesunden Vernunft nach, besser sind, wie z. B. der Zehnten und die Einfuhrzölle, die Mittel dazu so klärlich anzuzeigen, und den Weg zubahnen scheinen. *)

---

*) Man weiß, wie viel die Salzsteuer dem König, nach Abzug aller Unkosten, rein einträgt, und es ist folglich nicht schwer, zu wissen, wie viel diese Unkosten auf jedes Minot Salz betragen. Warum nimmt der König nicht auf einmal den Preiß von jedem Minot Salz beym ersten Ankauf und in den Salzwerken selbst? Warum thut man nicht das gleiche bey der Trankfsteuer? Lange hat man schon so gefragt, und die Frage ist ganz einfach. Der Cardinal von Richelieu, welcher hierinfalls ganz der Denkensart seines Vorfahren im Ministerium folgt: Test. pol. 2. part.

Da die auf den Provinzen, Städten und Gemeinheiten haftenden Schulden dem König eben so grossen Schaden zufügen, als seine eignen; so bat ich ihn unaufhörlich, daß er erlauben möchte, in Absicht auf dieselben die gleichen Nachforschungen anzustellen, und eben so damit zuverfahren, wie mit den andern, um wenigstens die Anzahl derselben zu vermindern. Endlich erhielt ich es, und Se. Majestät überliessen mir die Wahl der dazu dienlichen Mittel. Ich fieng deswegen an, Commissarien zu ernennen, die ich aus denjenigen auswählte, welche mir in den obersten Gerichtshöfen unter den Requetenmeistern, den Schatzmeistern von Frankreich, und den übrigen Beamten — als die arbeitsamsten und die redlichsten bekannt waren. Allein da diese Arbeit nicht so ge-

---

chap. 9. Sect. 7. — Peresire — der Autor des Essai politique sur le commerce; chap. 25. und nach ihnen eine Menge andrer geschikter Staatsmänner erklären sich alle einmüthig gegen eine Auflage, deren Verwaltung nicht nur ihrer Form wegen drückend, sondern auch wegen ihrer ungleichen Vertheilung ungerecht ist. Sie finden es freylich sehr schwer, dieselben umzuschaffen. Allein diese Umschaffung, wenn sie einmal zu Stande gebracht ist, ist zum Ersatz eine der vornehmsten Quellen beydes der Erleichterung und des Wohlstands des Volkes. Der Cardinal von Richelieu redet in diesen Ausdrücken hiervon, und sezt hinzu, die Einsichtsvollsten Finanzminister haben alle einmüthig den Ertrag der Salzabgabe, die bey den Salzwerken selbst erhoben wird, den Einkünften gleich geschätzt, die Spanien aus Westindien zieht. Auch hierüber kann man die Dime royale des Herrn von Vauban zu rathe ziehn.

schwinde fortrücken konnte: so verschieb ich es, Nachricht davon zu geben, bis dahin, wo ich von den Wirkungen reden werde, die sie hervorbrachte.

Ich kann mich nicht enthalten, die, sonst sehr alltägliche, Bemerkung zu machen, daß die Quellen der Ordnung und der Sparsamkeit unerschöpflich seyn müssen, wenn ich bedenke, daß die Regierung, ungeachtet der gewöhnlichen Staatsausgaben, und des ausserordentlichen Aufwandes, den der König in seinem Reich machte; ungeachtet drey bis vier Millionen jährlich aus demselben in fremde Länder giengen, und daselbst vertheilt wurden, ungeachtet des erschöpften und elenden Zustandes, in welchem der König bey seiner Thronbesteigung sein Land, seine Finanzen und seinen Schatz angetroffen hatte; ungeachtet der beynahe unübersteiglichen Hindernisse und Schwierigkeiten; dennoch bereits sich in einer Art von Ueberflusse befand, welcher kaum noch das Andenken an ihre vorige Armuth übrig ließ. Hätte man vor zehn Jahren erwarten dürfen, daß der König im Jahr 1605. so reich seyn würde, als er war, wenn man ernstlich überdenkt, daß die Summen, die man von ihm foderte, da er als ruhiger Besitzer der Krone anerkannt wurde, und mit welchen sein Schatz belastet war, nebst allen Zinsen und Interessen derselben, nicht weniger, als dreyhundert und dreyßig Millionen betrugen? Wer hätte sich einbilden können, daß alle diejenigen Summen, welche an diese ungeheure Schuld bezahlt werden konnten, wie z. B. alle einfachen und unbezweifel-

ten

ten Schuldfoderungen bezahlt, und daß für die übrigen gesorgt seyn würde; so daß der königliche Schaz deswegen doch nicht erschöpft, ja nicht einmal beschwert wäre? Gleichwohl war dieß geschehn, und ich habe vielleicht meinen Lesern bisher noch nichts so interessantes in diesen Denkwürdigkeiten vorgelegt, als eine allgemeine Spezifikation der Summen wäre, welche jene Hauptsumme ausmachen.

Man war der Königin Elisabeth bey ihrem Absterben, sowol an baarem Gelde, welches sie dem König in seinen bedrängten Umständen geliehen, den deutschen Truppen vorgestekt, und zur Besoldung der nach Bretagne geschikten Armee hergegeben, als auch für den Unterhalt aller der Unterstützungen, die die Engländer dem König an Mannschaft, an Schiffen und Kriegsbedürfnissen zu der Belagerung von Dieppe, von Rouen, kurz so lange die Ligue währte, zugeschikt, und die man auf eine gewisse Summe angeschlagen hatte, sieben Millionen, dreyhundert siebenzigtausend und achthundert Livres schuldig: den Schweitzerkantonen, sowol für ihre Dienste, als für ihre Jahrgelder, mit Innbegriff der Zinsen, fünf und dreißig Millionen, achthundert, drey und zwanzigtausend, vierhundert, sieben und siebenzig Livres, zehn Sols: den Generalstaaten für dargeschossenes Geld, Sold der Truppen, und Unterhaltung der Schiffe, für Pulver, Lebensmittel, Munition u. s. w. die sie ebenfalls während der Ligue hergaben, neun Millionen, zweyhundert fünf und sechszigtausend und

vierhundert Livres. Verschiednen französischen Grossen, Obristen und Offizieren, für Dienste, Besoldung, Jahrgelder, Gehalte u. s. w. während der bürgerlichen Kriege, sechs Millionen, fünfhundert, sieben und vierzigtausend Livres: allen Arten von Pächtern, den Prinzen, Städten, Gemeinden, und andern Partikularen mit Inbegriff der Gehalte, Besoldungen und Jahrgelder der Hausbedienten des Königs, der Justitz, Polizey und Finanzbeamten, laut der gemachten Verzeichnisse, acht und zwanzig Millionen, vierhundert, fünfzigtausend, dreyhundert und sechszig Livres: verschiednen Privatpersonen, laut der Zettel, Verschreibungen, Quittungen des Schatzamtes, Befehle, und Anweisungen des Königs u. s. w. die sich beynahe alle aus Heinrichs III. Regierung herschreiben, zwölf Millionen, zweyhundert, sechs und dreyßigtausend Livres: für Verpfändungen der Domainen, Aufrichtung von übermäßig grossen Leibrenten, welche entweder von den Gläubigern selbst herabgesezt, oder von dem König für ungültig erklärt wurden, hundert und fünzig Millionen: für Traktaten, die zur Aufhebung der Ligue geschlossen wurden, deren Spezifikazion man oben gesehn hat, drey und dreißig Millionen, hundert und fünfzigtausend, neunhundert, ein und achtzig Livres. *)

*) In den alten Denkwürdigkeiten ist hier ein Fehler sowol in der Totalsumme, als in der Berechnung der zur Aufhebung der Ligue geschloßnen Traktaten, welche leztere etwa eine Million beträgt. Doch will dieß nicht viel

Freylich fanden sich, wie ich oben bemerkt habe, bey der Untersuchung aller dieser Schuldfoderungen, verschiedne, die man, weil die Creditoren kein Recht dazu hatten, ganz für ungültig erklärte; andre, wegen welcher man sich mit denselben abfand; andre, von denen man sich durch einige Mittel los machen konnte, wie z. B. die auf der Gütersteuer und den Domainen haftenden Foderungen. Allein man sieht leicht, wie viele rechtmäßige noch zu bezahlen übrig blieben. Ich bemerke hier, um zuzeigen, wie wenig das gute Beyspiel vermag, im Voraus, daß nach Heinrichs Tode die neuen Minister anfiengen, einen Theil dieser nützlichen Sparsamkeit aufzuheben, und die Verordnungen, die er gemacht hatte, zuvernichten. Dieses Verfahren, welches unter dem Schein der Nachsicht und eines falschen Mitleidens einen wahren Mangel an Ordnung verbirgt, erwekt bey mir eine nicht geringe Furcht, daß die Staatsschulden unter der neuen Regierung eher zunehmen, als sich vermindern werden. Allein wir wollen nicht zufrühe von dem Tode dieses Prinzen reden, und uns begnügen, den Zustand, in welchen die Weisheit seiner Regierung Frankreich bereits in diesem Jahr versezt hatte, als ein ewiges Denkmal seines Ruhmes zubemerken. Die Bezahlungen in und ausserhalb des Königreichs geschahen auf den bestimmten Zeitpunkt: weder hier, noch in den gewöhnlichen Ausgaben stokte etwas, und doch hörte

---

sagen. (Vielleicht sind in der Spezifikazion die ungültig erkannten Schuldfoderungen weggelassen.) Der Uebers.

der König deswegen nicht auf, einen sehr beträchtlichen Aufwand zumachen, um seine königlichen Wohnungen wiederherzustellen, zu meublieren und auszuzieren, die Fortifikazionen der festen Plätze zu verbessern; neue zu errichten; öffentliche Gebäude aufzuführen; *) Kirchen, Hospitäler und Klö-

---

*) Heinrich der Grosse ließ die Capelle zu Fontainebleau mahlen und vergülden, den Wald durchhauen, und dieses königliche Lustschloß auf andre Art auszieren. Er vollendete die neue Brücke; ließ die Dauphinestrasse und den eben sogenannten Platz machen; eine grosse Menge von Gassen zu Paris auderst aufbauen; den Fluß mit Mauern einfassen, u. s. w. Neben dem, was hiervon an verschiednen Stellen dieser Denkwürdigkeiten angeführt wird, findet man ein Verzeichniß von allen diesen Gebäuden in dem Merc. François, Ann. 1610. S. 404. Decade de le Grain: Liv. 8. Merizot. chap. 46. so wie auch bey den Schriftstellern, welche uns Beschreibungen oder die Geschichte von den Alterthümern von Paris u. s. w. gegeben haben. Jedermann weiß, daß dieser grosse Prinz, durch die Sorgfalt des Herzogs von Sülly, die grossen Strassen beynahe in allen Gegenden des Königreichs wiederherstellen, an unwegsamen Stellen, besonders in Berry, eine Menge von Chausseen und Brücken, welche mit den Werken der Römer in Absicht auf Schönheit wetteiferten, die aber seit hundert und dreyßig Jahren, wegen Mangel an Unterhaltung, zu unsern Zeiten sich in einem elenden Zustande befinden, anlegen und auf beyden Seiten dieser grossen Strassen Rüstern und andre Bäume pflanzen ließ, von welchen an verschiednen Orten noch welche übrig sind, wo man sie Rosnys nennt. Wir haben verschiedne Verordnungen von diesem Prinzen hierüber, auch andre, in welchen das Ackerfeld in Wiesen zuverwandeln verboten, und befohlen wird, Weinreben auszureissen. Alle diese Werke und dieser Eifer, mit welchem er sein Reich blü-

ster wieder aufzubauen; die gepflasterten Wege, die Dämme, Brücken und Strassen zuunterhalten, eine Menge Galeen auf dem mittelländischen Meere zu bauen; die Magazine und Arsenale anzufüllen; die Kleinodien und Edelsteine der Krone wieder zuerkaufen oder einzulösen, und neue anzuschaffen; und doch blieb, nach allem diesem am Ende des Jahres, eine beträchtliche Summe übrig, welche man in den Schatz der Bastille niederlegen konnte. *)

Was ich noch höher achte, als alle diese Schätze, ist dieses, daß Heinrich sie nicht nur erwarb, ohne sein Volk elender zu machen, sondern daß er zu gleicher Zeit, wie man oben gesehn hat, die Last desselben erleichterte. Er bedauerte es immer, daß die gegenwärtigen Umstände ihm nicht erlaubten, seine väterliche Gesinnungen gegen seine Unterthanen noch weiter zu erstrecken. Wenn gleich die

---

hend zu machen suchte, trugen vielleicht eben so viel dazu bey, daß er den Namen des Grossen bekam, als seine kriegerischen Thaten. Man gab ihm denselben bereits in seinem Leben, und wie es scheint ungefähr um das Jahr 1602.

*) Der Antheil, den der Herzog von Sülly an diesem allem gehabt hatte, erwarb ihm diesen sonderbaren Lobspruch in dem Merc. François ann. 1606. S. 101. „Da „er seine Aemter und Bedienungen zum Nutzen und Wohl„stand des Französischen Reiches, besser, als keiner seiner „Vorfahren verwaltet hat; so schätzten ihn auch alle Fran„zosen beym Leben und nach dem Tode Sr. Majestät „hoch: und wenn er gleich von Verläumdungen seiner „Feinde nicht frey blieb; so muß man doch gestehn, daß „er der Joseph unsers Königs und des Landes war.„

Feinde seiner Regierung dieß nicht eingestanden, wenn sie sogar das Gegentheil von ihm ausstreuten; so ist es doch deswegen nicht weniger wahr, daß der Ueberfluß sich durch das ganze Land zuzeigen anfieng; daß der Bauer, da er von der Tyranney der Finanzbedienten, des Adels, und des Militärstandes ganz frey war, mit Freude und Zuversicht säete und erndete; *) daß der Handwerker sich von seiner Hand bereicherte; der geringste Kaufmann sich des Ertrags seiner Handlung erfreute, und selbst der Edelmann seine Einkünfte genoß.

Der Friede war durch einige exemplarische Bestrafungen, die Se. Majestät verhängt hatte, so wenig gestört worden, daß er dadurch nur noch mehr befestigt, und besser empfunden wurde; und die Ausrottung der Ungebundenheit der Soldaten, war ein Vortheil für das Volk und für die Kriegszucht, ohne daß der Soldat und der Offizier dadurch beeinträchtigt wurde. Sie bekamen ihren Sold richtig, und wurden noch überdas nach Maasgab ihrer Dienste, ihrer Talente, und ihrer Dapferkeit geschmeichelt und belohnt. Die Schaumünze, die ich Sr. Majestät, nach Gewohnheit, am ersten Tag im Jahr überreicht hatte, stellte eine Lilie vor, welche auf beyde Seiten gegen zween Sterne, die

*) Die Liebe dieses guten Königs gegen seine Unterthanen zeigt sich aus einer Rede von ihm, die sich durch eine Art von mündlicher Ueberlieferung erhalten hat: er wolle machen, daß der ärmste Bauer alle Wochen Fleisch essen, und überdieß alle Sonntage eine Henne in seinen Topf legen könne.

die beyden Polen bedeuteten, zwey Blüthen ausbreiteten, mit der Aufschrift: Hi fines. Durch dergleichen Thaten kann ein König auf die Ehre, diese Devise zu erfüllen, Anspruch machen.

Ich werde das nicht wiederholen, was ich oben von Heinrichs Briefen gesagt habe. Ich finde derselben eine so grosse Menge von diesem Jahr, über alle Arten von Geschäften; solche, die die Finanzen, den Handel, die Staatsangelegenheiten betreffen, daß ich sie unmöglich hersetzen kann. Nur bemerke ich einige Beweise seiner Freygebigkeit. Die Königin erhielt zum Neujahrsgeschenke dreyßigtausend Livres: die Gräfin von Moret *) neuntausend: die Kammerfrauen der Königin fünfzehnhundert: die Frau von Montglat eben so viel, die sie bey verschiednen Gelegenheiten unter die Saugammen

*) Jaquelin du Beuil. Der König hatte sie am Ende des vorigen Jahres zur Gräfin von Moret gemacht, indem er, wie l'Etoile sagt, die gleichsam verstorbne Liebe zur Marquisin in ihr wieder aufleben machte. Er hatte sie ebenfalls mit einem Edelmann, Namens Chanvalon, vermählt. Das Journal de l'Etoile enthält einige Anekdoten, die diese Sache betreffen, die aber zu unehrbar sind, als daß wir sie hier anführen könnten. An. 1604. Die Fräulein Beuil wird uns in den Schriften dieser Zeit als ein Frauenzimmer abgemahlt, welches freylich nicht so schön war, wie die Fräulein von Entragues, aber zum Ersatz eine zarte und geistreiche Gesichtsbildung, eine äusserst fröliche Gemüthsart hatte, und im Umgange sehr aufgeweckt war, welches Heinrich IV. sehr liebte. Es scheint die Königin habe auf diese Maitresse einen nicht so grossen Verdacht und Haß geworfen, wie auf die Marquisin von Verneuil.

seiner Kinder austheilen mußte: die Kinder des Comthur von Chastes viertausend: Praslin zwölfhundert: Merens eben so viel: der Graf von St. Aignan dreytausend, als eine Schadloshaltung für die Unkosten, die er wegen der Compagnie seines Schwiegervaters Montigny gehabt hatte: verschiedne Pensionnairs in Bourgogne durch die Hand Hektors le Breton, seines Geschäfttragers in dieser Provinz, zweytausend vierhundert: der abgedankte Capitain Lognac *) viertausend, als ein Jahrgeld zur Belohnung seiner Dienste: der Herr von Villars vierzigtausend, die der König ihm als eine Wiedererstattung schuldig zuseyn glaubte, weil diese Familie, wie er sagte, seitdem man ihr diese Summe schuldig war, ein Interesse von mehr, als sechstausend Livres darüber verloren hätte: der Herzog von Ventadour fünfhundert, die derselbe an kleinen Unkosten ausgegeben hatte, damit man sehe, war des Königs Ausdruck, daß man in seinem Dienste nichts verlöre. Der Herr von Canisy erhielt eine ähnliche Wiedererstattung; und sein Apotheker, Namens la Livre siebenzehntausend,

---

*) Dieß ist nicht derjenige, dessen sich Heinrich III. bedient hatte, um den Herzog von Guise in der Landständeversammlung zu Blois zuermorden. Als er von diesem Prinzen zur Belohnung dieser That eine Gouverneurstelle foderte, und ihm dieselbe verweigert wurde; so gieng er ganz mißvergnügt nach Guyenne, wo er bald hernach, da er auf die Jagd gieng, von einem Edelmann, mit welchem er Streit gehabt hatte, durch einen Pistolenschuß getödet wurde. Chron. Novenn. Tom. 1. Liv. 1. S. 133.

einhundert acht und dreyßig Livres. Der König war seit 1592. sein Schuldner, und hatte dadurch zum Theil seinen Untergang veranlaßt, indem seine Gläubiger ihn beym Kopfe nehmen und ins Gefängniß werfen liessen, wofür ihn aber der König jezt entschädigte. Endlich zahlte er dem Johan Sellier, einem Kaufmann von Troyes, welcher für Se. Majestät, ich weiß nicht welches, öffentliche Werk übernohmen hatte, neuntausend, fünfhundert, ein und vierzig Livres.

Ich übergehe die hundert und fünfzigtausend Livres, welche der Graf von Soißons durch das die Kanzlistenstellen betreffende Edikt erhielt, so wie auch ein andres, durch welches zu Gunsten des Herzogs von Mayenne eine sehr kleine Abgabe auf das Salz gelegt ward, und endlich eine Menge andrer Geschenke, oder rechtmäßiger Bezahlungen. Zamet erhielt von Sr. Majestät die zwey Einnehmerstellen zu Rouen, jede für zweytausend Thaler. Ferner ließ Heinrich seinen Forst bey l'Aigle durch einen Rechtsspruch zwischen ihm und den Connetable theilen. Allein um alle Streitigkeiten zu verhüten, kaufte er den andern Theil, und sezte nun selbst die Ordnung fest, in welcher das Holz gefällt werden sollte. Er verwieß die Anerbietung von zwölfhunderttausend Livres, die man ihm für ein Edikt machte, betreffend den achten Theil von dem Preise der Bedienungen, der bey Abänderungen an ihn bezahlt werden muß, (quarts-deniers) an den Staatsrath. Er befahl dem Herrn von Nargonne mit seiner Compagnie

den Thurn zu Bouc zu besetzen, welcher ihm sehr wichtig schien; allein es sezte hierbey einige Schwierigkeiten von Seiten des Herzogs von Merkoeur, dem diese Festung angehörte; und dieß brachte Se. Majestät auf den Entschluß, dieselbe entweder durch Tausch, oder durch Kauf an sich zubringen.

Ein grosser Theil seiner Briefe betraf auch jezt seine Gebäude, besonders diejenigen, welche für die neuen Seidenmanufakturen errichtet wurden, die er immer mit der gleichen Hitze betreiben ließ. Er bestimmte zu der Ausbrutung der Seidenwürmereyer, die man ihm aus Spanien zuschickte, seine Orangerie in den Tüilerien, deren Erbauung er deswegen sehr beschleunigte. *) Auf seinen Befehl ließ ich das Fundament zu der neuen Tapetenmanufaktur auf dem Roßmarkte legen. Man konnte diesen Gebäuden nicht die erfoderliche Grösse geben, ohne ein Stück von Montmagnys Garten dazu zunehmen, der sich dawider setzte. Heinrich befahl, man sollte ihm geben, was er fodre, wobey er jedoch bemerkte, daß ein Partikular, wenn es um den allgemeinen Nutzen zu thun ist, sich nach dem Ausspruche der Geschwornen Män-

---

*) Ich finde ebenfalls in einigen gleichzeitigen Schriften, daß ein Fabrikant aus Provence, Namens Sertan, sich unterfieng, Stoffen aus der feinsten Rinde des Maulbeerbaumes zu machen; daß er Manufakturen von Crystall und venetianischem Glas, von gut nachgeahmten Perlen, nebst verschiednen andern einführte, die der berühmte Colbert seither auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht hat.

ner richten sollte, welche dazu ernannt werden. Auch ließ der König die Comans und die la Planche aus fremden Ländern kommen, und übergab ihnen die Besorgung und die Aufsicht über diese Manufakturen. Die neuen Direktoren fiengen bald an, Klagen zu führen, entweder weil sie fanden, daß der Vortheil ihren Erwartungen nicht entsprach, oder weil es ihnen schwer fiel, die beträchtlichen Summen, die sie darein gesetzt hatten, zurückzubekommen. Der König wieß sie wegen ihrer ungestümen Foderungen an mich, und befahl mir, ich sollte sehn, daß sie weder zu Grunde gehen, noch sich allzusehr bereichern möchten.

In seinen Briefen zeigt sich ebenfalls die Aufmerksamkeit, mit welcher er dafür sorgte, daß keine von denjenigen Mächten vor den Kopf gestossen wurde, welche einst an seinen grossen Entwürfen Antheil nehmen könnte; das gleiche sah man auch in seinem Betragen, sowol in der Genauigkeit, mit welcher er alle Pflichten der Höflichkeit, und sogar des blossen Ceremoniels erfüllte, als in der Art, wie er ihre Bottschafter und Gesandten behandelte, sie durch Aufwand und Geschenke, die zu rechter Zeit angebracht waren, gewann, und, welches ein noch beträchtlicherer Dienst war, sie mit einander aussöhnte, ihre Streitigkeiten entschied, und seit dieser Zeit anfieng, unter ihnen das Amt eines Schiedrichters von ganz Europa zu führen. Der König schickte mir einst einen ofnen Complimentenbrief zu, den

er der Herzoginn von Zweybrücken schuldig zu seyn glaubte, und befahl mir, ich sollte ihn durch einen meiner Edelleute überschicken, und ein Geschenk von zwölf bis fünfzehnhundert Thaler wenigstens, beyfügen; diese Prinzeßinn bezeugte dafür die lebhafteste Erkenntlichkeit in dem Dankschreiben, das sie an Se. Majestät übersandte. Da der Herzog von Bar den König über seine vorhabende Verbindung mit der Prinzeßinn von Mantua zu Rathe zog, die aber noch lange geheim gehalten ward, so geruhte Heinrich, die Anwerbung für ihn bey dem Herzog von Mantua zu übernehmen, und schickte sogleich einen ausserordentlichen Courier an denselben ab, ungeachtet er sonst über diesen Punkt so sparsam war, daß er seinem Bottschafter zu Rom eine Art Vorwurf darüber machte, daß er ihm zuoft Couriere sende, und ihm dieß für die Zukunft untersagte. Da der Gesandte der Republik Venedig im November sich bey Sr. Majestät beurlaubte; so erhielt er aus meinen Händen ein beträchtliches Geschenk, dergleichen ich auch selbst seinem Sekretair gab. Eben so zufrieden kehrte der Envoye des Herzogs von Holstein, Namens Ginterot, wieder nach Hause. Ich zeigte ihm das Arsenal und alle Magazine Sr. Majestät, und damit er desto länger daran denken möchte, so machte ich ihm, nach Sr. Majestät Befehl, ein Geschenk mit ein Paar von seinen schönsten Waffen für den Herzog, seinen Herrn.

Der Tod Clemens VIII. *) ereignete sich in der Nacht zwischen dem dritten und vierten März, und ward sogleich durch einen Courier, den mein Bruder an den König abschikte, welcher sich damals zu Chantilly befand, und durch die Brie-

---

*) L'Etoile, welcher nicht verdächtig ist, wenn er zum Vortheil des Pabstes und der Catholiken redet, bestätigt alles, was Sülly an verschiednen Stellen dieser Denkwürdigkeiten zum Lobe Clemens VIII. sagt. " Er war „ein friedfertiger Pabst, sagt er, und ein guter Franzose. „Selbst die Reformierten haßten ihn nicht, weil er sich „gegen sie immer sehr gnädig bezeigt hatte, mehr, als „keiner seiner Vorfahren, so daß er ihnen sogar Pässe „gab, um frey nach Rom hin und herreisen zu können, „welches man wol noch von keinem Pabste gehört hat. „Bey seinem Tode, und lange vorher, war er weiter „nichts, als eine Fleischmasse, an Leib und Seele con„trackt, indem selbst seine Hände faul und ganz mit „offnen Geschwüren bedeckt waren, so daß man, wann „ihm jemand die Füsse küssen wollte, welche, so wie „sein übriger Körper, sehr übel rochen, ihm die Hände „aufheben mußte, um den Segen zu ertheilen." Journal du regne de Henri. IV.

Matthieu ertheilt ihm Tom. 2. Liv. 3. S. 328. und Liv. 3. S. 696. die grösten Lobsprüche, so wie unsre besten Schriftsteller, die ihm keinen andern Fehler vorwerfen, als daß er seiner Familie ein wenig zu sehr ergeben war. Man sagte von ihm: Clemens VIII. ein guter Mann, ein guter Prälat, und ein guter Fürst, im Gegensatz von seinen drey Vorfahren, Pius III. Sixt V. und Gregor XIII. von welchen der erste, der Sage nach, nur ein guter Prälat, der zweyte nur ein guter Fürst, und der dritte ein guter Prälat und Fürst gewesen war. Amelot de la Houssaye, in der 3. Anmerkung zu dem 311. Brief des Cardinals von Ossat.

se, die die Französischen Cardinäle zugleich übersandten, nach Frankreich gemeldet. Diese befanden sich bereits seit dem vorigen Jahre daselbst, und der Cardinal dů Perron war ihnen am Ende desselben eben dahin nachgefolget.

Die Verbindung in der ich immer mit diesem letztern gestanden hatte, bewog mich, die ganze Zeit über, die er jenseits des Gebürges zubrachte, einen Briefwechsel mit ihm zuunterhalten. Er benachrichtigte mich von seiner Ankunft in einem Schreiben vom 28. Dezember 1604. und den 6. Februar des folgenden Jahres erhielt ich ein zweytes von ihm. Wenn ich ihm glauben darf, so hatte ich die Freundschaft des ganzen Cardinal. collegiums gewonnen, welches nicht müde werden könne, mein Betragen gegen die Geistlichkeit, und mein Verfahren in allem, was die kirchlichen Angelegenheiten betraf, zu loben. Besonders hatte ich in der Person des Cardinals Bufalo, seit jenen Unterhandlungen, die wir mit einander gepflogen hatten, einen eifrigen Lobredner zu Rom. Ich hatte ihm seit seiner Abreise von Paris einen ziemlich langen Brief geschrieben, den er jedermann zeigte, um sich mit den Gesinnungen Ehre zu machen, die er, wie jedermann bekannt war, gegen mich hatte. Ich mag alle die schmeichelhaften Sachen, mit denen der Brief des Cardinals dů Perron angefüllet ist, nicht anführen. Was ich davon sagte, hatte keine andre Absicht, als zu zeigen, daß ich, Dank sey es dem Himmel, niemals jenem bittern und heftigen Eifer Raum gab,

den der Unterschied der Religion einflößt. Die Aenderung der Meinigen war ein Punkt, von welchem die Cardinäle den dü Perron immer unterhielten, als von einer Sache, die sie alle mit gleicher Begierde wünschten. Der Cardinal Aldobrandini sagte ihm verschiedne Male, er lese keine Messe, ohne sich meiner beym Memento zu erinnern. Der Pabst redete beynahe in den gleichen Ausdrücken mit ihm, als Bethüne ihn zu seiner Audienz aufführte. Er unterhielt sich mit ihm lange von mir, und besonders von den Mitteln, durch die man meine Bekehrung, wie er es mit dem Römischen Ausdruck hieß, bewirken konnte. Es ist ziemlich befremdend, daß die Gerechtigkeit, die ein Minister für seine Uneigennützigkeit und die Redlichkeit seiner Absichten von seinen Landsleuten nicht erhalten kann, ihm von Ausländern erwiesen wird, die so viele Ursache haben, ihn zu hassen. Aus dem gleichen Tone redete dü Perron, nachdem er mir die Wünsche der übrigen Cardinäle angezeiget hatte, in seinem eignen Namen von dem Eifer, mit welchem er wünsche, daß ich mich vollends mit Leuten verbinden möchte, die mir sehr gewogen wären: „Indem ich, sind seine „Worte, nicht mehr Freunde zu Genf, als zu „Rom hätte.„

Eben so sehr freute es mich, daß er meinem Bruder das Zeugniß gab, er habe das Herz der Italiäner so ganz gewonnen, „daß seit hundert „Jahren, wie er sagte, kein Französischer Edel„mann sich so viele Achtung in ganz Italien er-

„ worben hätte. „ *) Er redete mit den grösten Lobsprüchen und mit dem lebhaftesten Dank von der Höflichkeit, die ihm Bethüne dadurch erwiesen hatte, daß er ihm neun Meilen weit mit einer sehr ansehnlichen Gesellschaft von Französischem und Römischem Adel entgegen gieng, da er sich der Stadt näherte.

Der König hatte seinen Cardinälen vor allen Dingen eingeschärft, sie sollten das nicht aus den Augen verlieren, was das Interesse der Nation bey der vorzunehmenden Wahl eines neuen Papsts von ihnen fodre. **) Dieser Befehl ward noch einmal wiederholt, als man aus den Briefen, die ein zweyter, den 20. März von Rom zu Paris angekommner, Courier überbrachte, vernahm, daß das Conclave, wegen der grossen Menge derer, die sich um die dreyfache Krone bewärben, und die man in der That alle derselben würdig fände, allem Anscheine nach, ein wenig stürmisch seyn würde. Gleichwol wurde diese Schwierigkeit so leicht und so geschwinde gehoben, daß der Heil. Stul, zwey Tage nach der Ankunft dieses Couriers, d. i. Freytags den ersten April, Abends um

*) Dieses Lob scheint nicht übertrieben zu seyn. Matthieu nennt den Grafen von Bethüne, da er von den Diensten redet, die derselbe dem König zu Rom leistete, einen grossen Mann für diesen Hof Tom. 2. Liv. 3. S. 681. Siri redet allenthalben in den gleichen Ausdrücken.

**) Die Begebenheiten in diesen zweyen auf einander folgenden Conclaven findet man bey Mathieu. ebend. S. 698. und bey andern Geschichtschreibern.

um acht Uhr, mit dem Cardinal von Medizis, welcher sonst der Cardinal von Florenz hieß, und den Namen Leo XI. annahm, besetzt wurde. Die auf einen mit der Königin in Blutsfreundschaft stehenden und ihren Namen führenden Mann gefallne Wahl, zeigt deutlich genug, daß Se. Allerchristliche Majestät viele Freunde unter der Italienischen Nation hatte. *) Auch bezeigte der König öffentlich seine Freude darüber, als die Nachricht gen Paris gebracht wurde, und befahl, jedermann sollte Antheil daran nehmen. Er schrieb mir, ich sollte seine Artillerie nicht sparen, und die nöthigen Befehle ertheilen, daß das Beyspiel, das ich zu Paris gebe, in meinem Gouvernement, und in dem ganzen Königreich befolget würde. Der Bischof und der Gouverneur von Paris, der Präsident von Bellievre, der Generaladvokat und der Generalprockûreur, die Bischöfe und die übrigen öffentlichen Personen durch das ganze Königreich erhielten, nach ihren verschiednen Bedienungen, Befehl, das Te Deum singen, Freudenfeuer anzünden zu lassen, u. s. w. Man kann sagen, daß die Erhöhung eines Pabstes noch nie mit grössern Ehrenbezeugungen gefeyert worden war. Allein dieß war nicht im Stande, die Regierung Leo XI. um einen Augenblick zu verlängern, welcher nur noch wenige Tage nachher lebte, und

*) "Die Wahl des Pabsts Leo XI. sagt du Pleßis Mornay boshaft, hatte den König dreyhunderttausend Thaler gekostet" Vie de du Plessis Mornay, Liv. 2. S. 305.

vielleicht, gerade da man ihm diese Ehrenbezeugungen in Frankreich erwies, bereits todt war. *)

Sein Nachfolger tröstete Se. Majestät zum Theil über seinen Verlust. Es war Paul V. der ehmalige Cardinal von Borghese. Zwo Sachen dienten zu seiner Erhebung: einmal die Gunst der Französischen Nation, die sie ihm durch ihre Cardinäle bewies; und hiernächst seine eignen Verdienste. Da er sein Glück diesen zu danken hatte, so erwartete man hinwiederum von ihm eine glückliche und diesen Erwartungen entsprechende Regierung. Ganz Europa konnte nunmehr das Ansehn nicht länger bezweifeln, das Heinrich sich bey den Italienern erworben hatte, da zwo Personen nach einander, wenn ich so sagen darf, von seiner Hand auf den päbstlichen Thron waren erhoben worden. Er fühlte dieß mit der lebhaftesten Freude selbst: Und diese zeigte er dadurch, daß er unmittelbar nachdem die Nachricht von der neuen Wahl zu Fontainebleau, den 25. März, Abends um zehn Uhr, ankam, die gleichen Befehle ausfertigen ließ, die er neulich bey Leo XI. Erhebung gegeben hatte, nur daß keine Freudenfeuer angezündet wurden. Der König gab denen, die diese Ausnahme hätten übel nehmen können, selbst folgenden Grund dafür an; jene Ehre sey dem Cardinal von Florenz nur deswegen wiederfahren,

---

*) Er ward bey der Rückkehr von der Prozeßion nach St. Johann Lateran, mit welcher ein neuer Pabst Besitz von seiner Würde nihmt, den 17. April von einer Krankheit befallen, und starb den 27.

weil er ein Anverwandter der königlichen Familie gewesen wäre. Sonst ward nichts unterlassen, und der König wohnte der Absingung des Te Deum, die er zu Fontainebleau veranstaltete, persönlich bey. Ich erhielt bey dieser Gelegenheit von dem König, wegen meiner verschiednen Bedienungen drey blosse Ceremonienbriefe von gleichem Datum, auch schrieb er einen sowol an mich, als an den Canzler und an Sillery gerichteten Aufsatz, in Form einer Erzählung, von allem, was in dem Conclave vorgegangen war.

Paul V. betrog die Erwartungen nicht, die man sich von seiner Regierung gemacht hatte. Der römische Staatsrath schien sich in allem nach den Gesinnungen Clemens VIII. zu richten. Man trug dem Barbarini, welcher als Nunzius nach Frankreich geschickt ward, nichts anders auf, als was man dem Cardinal Bufalo aufgetragen hatte; und er erhielt sowol von dem Cardinal Aldobrandini, als von Sr. Heiligkeit selbst Befehl, sich wegen alles dessen, was er zu thun oder zu bitten hätte, nur an mich zu wenden. Ich weiß nicht, was der Cardinal von Bufalo zu meinem Vortheil gesagt haben konnte: denn nur er kann der Urheber dieses Raths seyn, daß man sich immer allein meiner, vor so vielen andern Personen aus, bedienen sollte, welche die Ergebenheit gegen den Heil. Stul bis zur knechtischen Unterwürfigkeit trieben. Mein Bruder meldete mir, ich könne gegen die Dienste, die dieser Cardinal mir erwiesen hätte,

nicht erkenntlich genug seyn, noch seine Freundschaft lebhaft genug erwiedern.

Dieser Brief meines Bruders ist vom 12. November; denn damals war er noch zu Rom, ungeachtet er unmittelbar nach der Einweihung des neuen Pabstes nach Frankreich zurückzukehren gedacht hatte. Allein neue Befehle hielten ihn zurück, und er verreiste nicht eher, als einige Tage nach diesem Brief. Der H. Vater bedauerte dieß so sehr, daß mein Bruder genöthigt war, ihn zu bitten, er sollte nicht, wie er sonst entschlossen war, an den König schreiben, daß er ihn noch zu Rom lassen sollte. Er hatte jenes zurückhaltende, furchtsame, und vielleicht ein wenig allzu kalte Wesen abgelegt, welches er beym Anfange seiner Gesandtschaft zeigte. Sobald er sich einmal an den Ton des römischen Hofes gewöhnt hatte; so verwandelte sich jenes Wesen in eine weise Zuversichtlichkeit, die ganz den glücklichen Erfolg hervorbrachte, welchen er in den Geschäften nur hoffen konnte, die er zu behandeln hatte. Der Pabst fuhr auch nach seiner Abreise fort, ihm die gröste Ehre erweisen zu lassen. Er befahl, man sollte ihn in allen Städten seines Gebiets, durch die er reisen würde, mit den ausgezeichnetesten Ehrenbezeugungen empfangen und bewirthen. Ungeachtet ich dieses nur auf meines Freundes, des Cardinal du Perron's Wort erzähle, welcher es für seine Pflicht hielt, diesen Brief, betreffend die Abreise meines Bruders von Rom, an mich zu schreiben; so sag ich doch mit desto größrer Zuversicht, weil dieser

Cardinal das gleiche an den König schrieb, und ihm vorstellte, er könne nichts bessers thun, als Bethüne in seinem Conseil bey den auswärtigen Geschäften, besonders in Absicht auf Italien, eine Stelle einräumen, weil niemand eine genauere Kenntniß von diesem Land hätte *).

Dů Perron dankte mir in diesem Briefe dafür, daß ich bey dem König seine Parthey gegen diejenigen genommen habe, welche ihn um die Großallmosenierstelle zu bringen gesucht, die man ihm neulich versprochen hatte, so wie noch für einige geringe Dienste, die ich seinem Bruder geleistet hatte. Am Ende war noch ein Artickel beygefügt, der den la Fin betraf. Dieser Mann, welcher in des Marschalls von Biron Prozeß so oft vorkömmt, hatte wegen seines natürlichen Leichtsinns, Frankreich verlassen, und die protestantische Religion angenommen. Der König, der ihn, so wie alle, die ihm einmal Anlas zum Mißtrauen gaben, beobachtete, ließ ihn in Italien festsetzen, und in den Thurn de Nonne einsperren. La Fin wandte sich an den Cardinal dů Perron, welcher ehmals sein Freund gewesen war, und bat ihn, er sollte ihm wenigstens die Gnade auswirken, daß man ihn nach Frankreich kommen liesse, und ihm da

*) Selbst der Cardinal von Ossat, ungeachtet er, allem Anschein nach, mit Sülly's Betragen gegen ihn nicht sehr zufrieden ist, redet doch sehr vortheilhaft von diesem Gesandten in seinem Schreiben an den König, vom 10. Dezember 1601, in einem andern an Villeroi vom 2. Dezember 1602. u. a.

den Prozeß machte, wenn er schuldig wäre, oder ihn wieder auf freyen Fuß stellte. Das war die Gnade, um welche du Perron für la Fin bey dem König bat.

Der bemerkenswürdigste Brief, welchen ich von der andern Seite des Gebürges erhielt, ist derjenige, den der Pabst mir selbst zu schreiben geruhte. Ich werde bloß den Innhalt dieses Breve hiehersetzen, weil er ziemlich weitläuftig ist. Da es den Anschein hatte, als ob der H. Vater mir meines Bruders wegen schriebe, so fängt er mit den stärksten Lobsprüchen seines Betragens, seiner Frömmigkeit, seiner Klugheit, seiner achtungsvollen Höflichkeit gegen alle Cardinäle und gegen ihn selbst an, da er nur noch diese Würde bekleidete. Hierauf kömmt der H. Vater auf seinen Verdruß darüber, daß die Schwierigkeiten, welche ich meiner Bekehrung entgegensetzte, ihn hindern, sich seiner Freundschaft gegen mich so frey zu überlassen, als er es gewünscht hätte, und seine Frömmigkeit und sein Eifer geben ihm tausend Beweggründe an die Hand, um mich zu der Religionsänderung zu bereden. Er versichert mich, wenn sein Amt ihn nicht zurückgehalten hätte, so wäre er geneigt gewesen, ohne Bedenken nach Frankreich überzugehn, und selbst hieran zu arbeiten. Er stellt mir das Beyspiel der alten Grafen von Flandern, meiner Ahnen, und namentlich des St. Alpin von Bethune vor, für welchen ich, wie man ihm gesagt, eine besondre Ehrfurcht hätte. Er fügt diesen noch die Beyspiele der ersten

Heiligen Frankreichs und seiner erlauchtesten Könige bey, wobey er dann ganz ungezwungen auf das Lob des jetzregierenden Königs kam. Mit diesem ist das Lob Clemens VIII. verbunden, bey Anlas aller der Dienste, die ich diesem Pabst geleistet hätte, für welche er mir, so wie für alle Gefälligkeiten, die ich seinen und seines Vorfahren Legaten und apostolischen Nunzien erwiesen hätte, mit vieler Wärme dankt. Dieses Breve, welches voll der nachdrücklichsten Ermahnungen ist, endigt mit den eifrigsten Bitten und Wünschen.

Ich beantwortete ein so verbindliches Schreiben nach Schuldigkeit. Ohne den Punkt der Religionsänderung zu berühren, begnügte ich mich, die Tugenden und die grossen Eigenschaften Sr. Heiligkeit zu erheben, Sie meines Gehorsams, meiner Begierde, Ihr zu dienen, und des Eifers zu versichern, mit dem ich Ihr nützlich zu seyn wünschte. Dank für die gegen mich geäusserten Gesinnungen, und Wünsche für ein beständiges Wohlergehen sind der ganze Innhalt meines Briefs, in welchem ich, ohne daß ich meine Religion dabey intereßiert glaubte, alles das geschrieben hatte, was man der Würde unabhängiger Fürsten, und besonders der Würde, die eine ganze Religionsparthey dem Pabst beylegt, schuldig ist. Ich machte mir also kein Bedenken, mich des Ausdrucks zu bedienen, daß ich Sr. Heiligkeit die Füsse küsse, der meinen Glaubensbrüdern ohne Zweifel nicht gefallen hätte. Wirklich sagte Paul V. da er meine Antwort erhielt, öffentlich, er schmecke jetzt eines

der grösten Vergnügen, das er seit seiner Gelangung auf den päbstlichen Thron gehabt hätte. Er las ihn dreymal nach einander, schrie, ich erweise ihm zu viel Ehre, lobte den Stil, die Wendung und den Ausdruck desselben sehr, und sagte noch überdas, meine Lobsprüche rauben ihm einen Theil derjenigen, die er mir hätte geben wollen. Er war schon entschlossen, mir durch ein zweytes Breve zu danken; du Perron selbst mußte sich dieser übertriebnen Zuneigung widersetzen, welche ihm nachtheilig seyn könnte. Dieser Cardinal war ein Augenzeuge der Freude des H. Vaters; denn weil mein Brief französisch geschrieben war, so rufte man ihn herbey, um denselben zu verdollmetschen. Du Perron blieb noch einige Zeit zu Rom; allein dieser Aufenthalt verursachte ihm gewaltigen Aufwand. Er meldete mir, seine Reisen, die Unkosten bey den zweyen Conclaven, das Hausgeräthe und die Kleidung für ihn und seine Bedienten kommen ihn seit einem Jahr über zwanzigtausend Thaler zu stehn. Da diese Ausgaben ihn ganz erschöpft hatten, so bat er mich, ich sollte die Pächter seiner Abtey Lire, die ihm ihre Pachtgelder, unter dem Vorwand eines Schlusses vom Staatsrath, welcher die Rechte betraf, die er über gewisse Waldungen hatte, nicht bezahlen wollten, zur Bezahlung derselben anhalten.

Ganz Italien fieng jezt allgemach an, die günstigen Gesinnungen des H. Stuls gegen Frankreich anzunehmen, den Herzog von Savoyen ausgenommen, welcher sich noch nicht von der spanischen

Staatskunst hatte freymachen können, wie man dieß aus den neuen Ränken sieht, die ein gewisser Chevalier dieses Jahr auf des Herzogs Befehl spielte. Was Spanien betrift, so unterhielt Frankreich mit ihm, wie bisher, noch immer einen Frieden, der voll Verdacht und gegenseitiger Klagen war.

Da die zwischen diesem Hof und den vereinigten Provinzen angefangnen Unterhandlungen keinen Erfolg gehabt hatten; so fieng man die Feindseligkeiten wieder an, sobald die Witterung erlaubte, sich ins Feld zu begeben. Der König von Spanien ließ die Schweitzer um den Durchgang durch ihr Gebiet für die Truppen ersuchen, die er nach den Niederlanden schickte, damit sie nicht den Weg über die Brücke zu Greßins nehmen müßten, welcher sie sehr versäumt haben würde. Er erbot sich, um dieß Gesuch zu erhalten, er wolle nicht mehr, als zwanzig Mann auf einmal, und in allem nicht mehr, als zweytausend abschicken, denen er aber noch tausend beyfügte. Da der König diese Nachricht von Caumartin erhielt; so dachte er, wenn Spinola, der diese Truppen kommandierte, den gleichen Weg nähme, so würde es dem Prinzen Moriz nicht unmöglich seyn, sich der Person dieses Generals vermittelst einer Parthey von französischen Reutern, wenn er seine Zeit gut wählen würde, zu bemächtigen: „welches, wie Heinrich sagte, so „viel werth gewesen wäre, als ein Sieg.„ Er schrieb mir, ich sollte diesen Einfall dem Aersens mittheilen, damit er durch dieses Mittel dem Prin-

zen von Oranien bekannt gemacht würde. Allein man vernahm beynahe zu gleicher Zeit durch einen spanischen Courier, welcher am Ende des Märzmonats nach Flandern gieng, daß Spinola seinen Weg geändert habe, und in drey bis vier Tagen zu Paris ankommen würde. Dieses änderte die Sache so sehr, daß Se. Majestät sich jetzt im Gegentheil verpflichtet glaubte, seine Reise sicher zu stellen, so lange er sich auf französischem Boden befände. Da Spinola um die Ehre bat, bey dem König zur Audienz gelassen zu werden; so bildete sich Heinrich ein, dieser General habe ebenfalls den Auftrag, ihm einige neue Vorschläge zu thun. Diese Folgerung sah ich nicht ein, und erwiederte dem König, als er mit mir darüber redete, Spinola habe, da er den kürzesten und sichersten Weg, nämlich über Paris, nehmen zu müssen geglaubt, zu gleicher Zeit gedacht, es sey seine Pflicht, dem König seine Ehrfurcht zu bezeigen, und er würde sicherlich nur von allgemeinen Sachen reden, wenn er gleich vielleicht in Flandern das Gegentheil vorgeben würde; und der Erfolg bewies, daß ich recht geurtheilt hatte.

Spinola theilte seine Armee in zwey Theile. Den einen gab er dem Grafen *) von Buquoy, welchen er zwischen Kölln und Bonn über den Rhein gehn, und nach der Hand Verschanzungen in dieser Gegend aufwerfen ließ, um andern Truppen den Uebergang zuverwehren. Was für Absich-

*) Karl von Longueval.

ten die Spanier auch immer bey diesem Unternehmen haben mochten; so mußte es die deutschen Fürsten gewiß aus ihrer Schlafsucht erwecken. Den übrigen Theil der Armee, den Spinola selbst behalten hatte, führte er gegen Frießland, wo ihm die Armee der Allierten lange zur Seite war. Das Gerüchte, welches sich im Julius von dem Tod dieses Generals verbreitete, war eben so unbegründet, als dasjenige, welches im September gieng, er sey geschlagen worden. Man sah voraus, daß er auf Linghen losgehn wollte, ungeachtet dieß ein sehr haltbarer Platz war, und wirklich näherte er sich demselben und berennte ihn. Vermittelst eines Dammes, den Moriz durchstach, ward Spinola in seinen eignen Quartieren beynahe belagert, und seine Laufgraben dermassen überschwemmt, daß man glaubte, er werde in kurzem seine Unternehmung aufzugeben genöthigt seyn, in welchem Falle der Prinz das Fort Patience belagern wollte, und einzubekommen hofte. Allein Linghen ergab sich dessen ungeachtet im September. Dieß war alles, was in diesem Feldzuge vorgieng. Spinola befand sich den 23 September noch vor dem eroberten Platze, und dachte weiter auf nichts, als denselben sicher zu stellen. Auf beyden Seiten hatten die Truppen sehr abgenommen. Der Prinz von Oranien versorgte auf seiner Seite die Forts Covoerden und Breton, welche Frießland bedekten und sicherten. In dieser Zeit hatte du Terrail an der Spitze eines Sukkurses, den ihm Spinola zugeschikt hatte, Bergozoom angegriffen und über-

rascht, allein er wurde mit einigem Verluste zurükgeschlagen.

Dû Terrail war ein französischer Offizier von der aufrührischen Parthey, welcher gut gefunden hatte, sich nach Antwerpen zu flüchten, und seine Dienste den Erzherzogen anzubieten. Gleichwol war es nicht dieß, worüber der König so unzufrieden war, ungeachtet dû Terrail ihm in einem Brief, den er ausdrüklich deswegen an den König schrieb, versprochen hatte, er wolle nichts seiner Pflicht zuwiderlaufendes thun: sondern darüber war er aufgebracht, daß er Dünnes, den jungen Nangis und Chef-Boutonne verführt hatte, die, dem Gerüchte nach, im Begriff standen, mit einer ganzen Kompagnie zu ihm überzugehn. Man hielt in der Folge einen Bedienten des dû Terrail an, welcher mit einem Pak Briefe, die aber alle sehr unbedeutend waren, nach Auvergne gehn wollte. Er suchte seine Gattin zu bereden, daß sie nach Antwerpen kommen möchte, indem er die gute Behandlung, die ihm daselbst wiederfahren war, sehr rühmte. Ein ähnliches Beyspiel hatten bereits in dem verflossenen Jahre St. Denis — Mailloc und einige andre Edelleute gegeben, indem sie den Erzherzogen ihre Dienste anboten; worin sie aber sicherlich weder als gute Politiker, noch als gute Unterthanen handelten.

Doch dieß war noch die geringste Klage, die der König gegen Spanien führen konnte. Die Unterstützung, die diese Krone seinen unruhigen Unterthanen angedeihen ließ; der Antheil, den sie

an den Versammlungen derselben in Limosin und Perigord genommen, und die Unternehmungen, die sie mit denselben auf die Städte und Küsten von Provence verabredet hatte, waren Klagen von weit grösserm Belange. Allein nach reifer Ueberlegung der Sache glaubte der König doch, er müsse sich die Mühe ersparen, unnütze Vorwürfe zu machen, indem er so billig war, zugestehn, er habe den Spaniern selbst Anlaas zu Gegenvorwürfen gegeben. Ja er war noch gewissenhafter, als sie vielleicht selbst nach dem Vorgefallnen erwarteten, indem er den neulich mit ihnen geschloßnen Handelstraktat genau beobachtete. Der Capitain Yvon führte ein spanisches Schiff nach Rochelle, welches sich für ein Niederländisches und dem Prinzen von Oranien angehöriges bekannte. Die Einwohner dieser Stadt hielten es für ihre Pflicht, dem König Nachricht davon zu geben, welcher in seiner Antwort ihr Betragen lobte, ihnen den hiehergehörigen Artickel des Traktats anführte, welcher sehr deutlich war, und Spanien die gleiche Genugthuung in dieser Sache geben ließ, als wenn es dieselbe durch seinen Gesandten hätte fodern lassen.

Der Staatsrath zu Madrit wußte eben so wenig, welchen Ton er gegen uns annehmen sollte. Auf der einen Seite trieb ihn sein natürlicher Stolz und auf der andern das Gefühl seiner Ohnmacht und die Empfindung, wie unentbehrlich wir ihm seyen. Dieser Geist leitete die Spanier in allen ihren Handlungen und vermochte sie bald zuversuchen, ob sie uns von den Holländern abziehn

könnten; bald sich bitterlich zu beklagen, daß wir uns unter dem Scheine friedlicher Gesinnungen in der That doch als wahre Feinde gegen sie betrügen; und endlich sich zu stellen, als ob sie mit England in der innigsten Verbindung stehen: allein keiner von allen diesen Ränken glükte ihnen. Der König, dem die Kenntniß seiner Stärke ingeheim Muth machte, spottete ihrer Drohungen, und ich besonders kannte die Denkens- und Gemüthsart des Königs von England allzuwol, als daß ich hätte glauben können, er werde mehr für sie thun, als er für uns hatte thun wollen.

Ueberdas fiengen sie die Sachen bey Sr. brittischen Majestät so verkehrt an, daß sie nicht einmal diesen Anschein lange unterhalten konnten. Denn da es ihnen unmöglich war, lange in einem Lande zu bleiben, ohne in demselben bald Spuren von dem ränkevollen Geist zu hinterlassen, dessen sie sich durch ganz Europa bedient hatten; so erhielt Jakob Nachricht von einigen geheimen Meutereyen, die sie in seinem Gebiete anzettelten, und dieses brachte ihn in die größte Wuth. Mehr bedurfte es nicht, um diesen Monarchen an den ersten Traktat zu erinnern, den er mit mir geschlossen, aber bereits in dem nächsten Jahre darauf, aus jenem schlimmen Vorurtheil, von welchem ich oben geredet, er könne der Vermittler eines Friedens werden, oder vielmehr aus wahrer Furcht, verlezt hatte. Beaumont, der seine Stelle bald niederlegen wollte, erstaunte nicht wenig darüber, daß

Jakob ihn von selbst auf diese Materie führte, und daß er aus einem ganz andern Tone davon redete, als gewöhnlich. Er übergab ihm Briefe an Heinrich und mich, gab ihm zuverstehn, wovon die Rede sey, und sagte ihm noch mündlich, er sollte bey seinem Herrn, wenn er ihm von seiner Gesandtschaft Rechnung gäbe, auf denjenigen Artikel jenes Traktats einen besondern Nachdruk legen, welcher die Sukzeßion in der deutschen Kayserwürde betraf. Auch in seinem Brief an Heinrich hatte Jakob sich am längsten bey diesem Punkt aufgehalten. Er ermahnte ihn, sich von diesem Augenblik an mit ihm zu vereinigen, um zu bewirken, daß die Churfürsten, noch vor dem Absterben des regierenden Kaysers wieder könnten in den Besitz der freyen Wahl, und ihrer übrigen Rechtsammen eingesezt werden, und daß sie sich derselben bedienen möchten, um jedem Sohn, Bruder, oder auch selbst jedem entfernten Anverwandten Sr. kayserlichen Majestät, den Weg zu dieser Würde dadurch zuverschliessen, daß sie die Ernennung eines von ihnen zum römischen König hinderten, endlich sollte er sie zubewegen suchen, daß sie den Schluß abfaßten, der ihm bestimmte Nachfolger, wer er auch seyn möchte, sollte von allen Ansprüchen auf das Königreich Böhmen abstehn.

Als Beaumont bey seiner Rükkehr nach Paris den Auftrag vollzog, den ihm Se. brittische Majestät gegeben hatte; sagte er zum König, er habe einen Brief von jenem Monarchen an mich, den der König öfnete, weil ich mich gerade damals

zu Chatellerault befand. Er wollte hierauf einen Versuch machen, ob diese neue Politik an seinem Hof Anhänger fände. Er eröfnete diese Gedanken des Königs Jakob, die Kayserwahl betreffend, einigen von seinen Ministern, zwar nicht gänzlich, sondern nur als eine Sache zur Berathschlagung; und noch weniger ließ er sie den kleinsten Theil von seinen grossen Entwürfen vermuthen. Allein er fand bey diesem Anlaaß keine Schmeichler. Alle bezeugten, sie wissen nicht, was sie auf diesen Einfall antworten sollten, so träumerisch und unvernünftig scheine er ihnen. Heinrich hütete sich nunmehr wol, weiter zu gehn. Er wartete auf meine Rükkunft, um sich mit mir darüber zu unterreden; allein da diese Unterredung zum Theil einige besondre Umstände betraf, welche Sr. Majestät so wichtig schienen, daß Sie mir einen Eid abfoderten, niemanden nichts davon zu entdecken; so schließt mir dieser Eid auch jetzt noch den Mund*).

Der

---

*) Dieses Geheimniß betraf, wie ich vermuthe, wenigstens zum Theil, die Ungewißheit, in welcher sich Heinrich, dem Scheine nach, einige Zeit befand, ob er sich nicht selbst zum Kaiser wollte erklären lassen. Er hielt sich sogar verpflichtet, diesen Gedanken seinen drey Ministern vorzulegen, die er eines Tages zusammen kommen ließ, um sie über diese Sache reden zu hören. Dieß meldet uns das vol. 8474. der Handschriften der königlichen Bibliothek, wo diese Berathschlagung umständlich erzählet wird. Es ist etwas besonders, daß diese drey Personen beynahe in keinem Punkt gleicher Meinung waren. Der eine gab ihm den Rath, er sollte sich zum Kaiser ernen-

Der König las mir den Brief selbst vor, den er mir von Seiten des englischen Monarchen übergeben sollte. Dieser gab mir in demselben Nachricht von dem Vorschlag, den er dem Grafen von Beaumont eingeschärft hätte, dem König zu machen. Er stellte mir vor, wie sehr es meine Pflicht sey, ihn in einer Sache zu unterstützen, welche, so allgemein sie auch immer wäre, doch in einer unmittelbaren Verbindung mit den Betrachtungen stehn, worauf ich ihn geführt hätte; so daß ich nicht zweifeln konnte, der politische Plan, den ich ihm vorgelegt hatte, mache von Zeit zu Zeit den

---

nen lassen; der zweyte mißrieth es ihm; und der dritte, welcher dem Haus Oestreich noch stärker ergeben war, wollte ihn bereden, daß er sich zu Gunsten des Erzherzogs Mathias verwenden sollte. „Der König, setzt der Autor „hinzu, welcher diesem letztern aufmerksam zugehört hatte, „stand nunmehr auf, öfnete ein Fenster, um Luft zu „schöpfen, richtete Augen und Hände gen Himmel, und „sagte ganz laut: Gott wird in meinem Herzen, wenn „es ihm gefällt, die Entschliessungen hervorbringen und „ausbilden, die ich in Absicht auf alle eure Höfe fassen „soll, und die Menschen werden sie ausführen. Leben „Sie wol, meine Herrn, ich muß spatzieren gehn. Und „so endigte sich diese Unterredung.„ Ungeachtet jener Gedanke seinen grossen Entwürfen nicht schlechterdings zuwider war; so kann man doch mit ziemlichem Grunde daran zweifeln, daß er ihn wirklich gehabt habe. Es ist leicht möglich, daß er, laut einer bloß mit dem Herzog von Sülly getroffnen Abrede, sich nur so gestellt hat, um seinen Staatsrath wegen seiner starken Kriegsrüstungen irre zu machen. Der französische Gesandte zu London soll ihm, nach Siri's Bericht, diese Sache in den Kopf zu setzen gesucht haben, ebend. S. 166.

stärksten Eindruk auf ihn. Ich übergehe die Versicherungen der Freundschaft und des Wohlwollens, mit welchen dieser Brief angefüllet war. Beaumont hatte den Auftrag, mir noch mehrere mündlich zu sagen. Er war in dem Briefe auch nicht vergessen. Sein persönliches Verdienst, und seine Einsichten in die Geschäfte erhielten in demselben ein Zeugniß, welches ihn bey seinem Herrn sehr empfahl. Wenn dieser noch nicht alle das Zutrauen kannte, das der König Jakob in mich setzte; so war dieser Brief ganz fähig, ihn davon zu überzeugen. Er schien wirklich sehr froh darüber zu seyn, und befahl mir, dasselbe mit der größten Sorgfalt zu unterhalten; ein Befehl, den ich mit vielem Vergnügen anhörte.

Nunmehr hat man den politischen Zustand von beynahe ganz Europa, Deutschland allein ausgenohmen, gesehn. Vielleicht hätte ich noch einige Anmerkungen über die verschiednen Gegenden dieses leztern Landes zumachen; allein das wenige, was man in Rücksicht auf die Angelegenheiten Frankreichs davon nothwendig wissen muß, ist bereits in demjenigen enthalten, was ich oben von der Parthey der Unzufriednen in Frankreich gesagt habe. Diese Sache wird uns auf eine ziemlich weitläuftige Erzählung führen, weil sie die Reise veranlaaste, die ich in diesem Jahr nach Poitou unternahm, so wie auch die, welche der König nach Limosin machte, und welche uns die vier schönsten Monate desselben raubten.

Man muß sich beynahe ein Bedenken machen,

folgende sehr natürliche Betrachtung über die Seltsamkeit einer Verbindung anzustellen, welche so viel Unruhe in dem Staat verursachte. Eine Gesellschaft, die ohne Unterschied aus Catholicken und Hugenotten besteht: diese Catholicken — Spanier, und diese Hugenotten — Franzosen: eine Parthey, die durch ein so entgegengesieztes Interesse in Bewegung gesezt wird, daß man sich dieselbe in einem immer fortdauernden gewaltsamen Bestreben, dasselbe zuvereinigen, denken muß: ein Körper, von welchem der Herzog von Bouillon das Haupt, und Spanien die Seele ist: — schon dieser flüchtige Anblik zeigt etwas so sonderbares und ungeheures, daß es weiter nichts braucht, als dieß, um viele Leute wegen der Folgen einer so ungereimten Verbindung zuberuhigen. Immer hab ich so gedacht; allein da jede Faktion, welche in einem beständigen Ungehorsam gegen ihren Fürsten lebt, nothwendig den größten Schaden in einem Staate stiften muß, gesezt auch, sie sehe sich in Absicht auf ihren Hauptzwek in ihrer Erwartung betrogen; so wird man nicht läugnen, daß es einer gesunden Staatskunst gemäß sey, durch alle möglichen Mittel zu hindern, daß nicht eine solche Faktion entstehe, oder sie, wenn sie schon da wäre, zuzerstören. Die Aufrührer befanden sich in diesem Falle. Es war weder Klugheit in ihren Entschliessungen, noch viele Wahrscheinlichkeit, daß sie jemals etwas zu Stande bringen könnten, welches sehr zu fürchten gewesen wäre. Allein da man nicht gestatten darf, daß dergleichen Unternehmungen un-

geahndet bleiben, so vernachläßigte der König keine von den Nachrichten, die er erhielte. Diese wurden im Anfang dieses Jahres aufs neue wiederhollt, und zwar mit noch mehrerer Stärke, als vorher. Mürat, der Untergouverneur von Riom, schrieb mir in den ersten Tagen des Märzmonats, er habe besondre Nachrichten von solcher Wichtigkeit erhalten, daß er es, wenn er gleich für die Wahrheit derselben nicht gutstehn könne, für seine Pflicht gehalten habe, sie an mich gelangen zulassen: und damit ich desto richtiger darüber urtheilen könnte, so hatte er eben der Person, die ihm diese Nachricht ertheilt hatte, aufgetragen, mir seinen Brief einzuhändigen.

Ich fieng an, diesem Mann den Puls zu fühlen, und sah bereits aus den ersten Fragen, die ich an ihn that, daß seine Aussage eine so grosse Anzahl von Personen, selbst von den vornehmsten am Hof, in diese Sache verwikelte, daß ich, ohne weiter zugehn, glaubte, es sey der Mühe werth, die nähern Umstände in Gegenwart Sr. Majestät anzuhören. Ich schrieb also nach St. Germain, wo sich der König dießmal befand, und zeigte ihm die Namen der Personen in einer ihm allein bekannten Zifferschrift an. Heinrich kam sogleich nach Paris, um den Angeber in eigner Person zuverhören, und dieser versicherte ihn, alle diese Personen haben in den vornehmsten Städten an der Küste von Languedok und Provence Verständnisse. Er nannte ausdrüklich Toulon, Marseille, Narbonne, Bayonne, Blaye, und einige andre: sagte, der Graf von Au-

vergne sey eben im Begriff gewesen, seinen Anschlag auf St. Flour auszuführen, als man ihn beym Kopf genohmen hätte; an allen diesen Ränken habe Spanien Antheil, und sie werden vermittelst des Geldes betrieben, das diese Krone deßwegen ausstreue. Seinem Vorgeben nach hatten die Verschwornen bereits einige tausend Pistolen von dem König empfangen, sie erwarteten noch weit mehr, und sie zählten sogar auf Unterstützung an Mannschaft, die aber die Spanier ihnen, wie er sagte, nicht eher zugestehn wollten, als bis sie sich durch Wegnahme der eben genannten Plätze und verschiedner andrer am Meere gelegner Festungen, öffentlich als Feinde des Staats erklärt hätten.

Die Glaubwürdigkeit der Worte des Angebers war wegen eines Punktes sehr zweifelhaft, welcher wahrscheinlich dem Mürat nicht entgangen war, nämlich daß er bey Calvairac, *) in Diensten gestanden hatte, bey welchem er freylich von diesem allem konnte reden gehört haben. Allein gab er nicht Sachen, die er als blosse Möglichkeiten sagen gehört hatte, für wirkliche Wahrheiten aus? Er war von seinem Herrn einige Male ungütig behandelt worden, und ohne Zweifel hatte das Vergnügen der Rache Antheil an seinem Unternehmen. Wie stark ist nicht dieser Beweggrund, wenn er mit der Hofnung eines Gewinnstes verbunden ist,

---

*) Johann von Südrie, Baron von Calvairac, ein Edelmann aus Quercy.

besonders da man wußte, daß derselbe desto grösser seyn würde, je wichtiger die Sachen, die man zu eröfnen hätte, Sr. Majestät scheinen würden? Mehr bedarf es nicht, um dieselben weit über die Wahrheit hinaus vergrössern zumachen.

Als etwas weit gewissers kann ich meinen Lesern das vorlegen, was in den Synoden und den übrigen besondern Versammlungen vorgefallen war, die die Protestanten in Poitou, Saintonge, Angoumois und den benachbarten Provinzen gehalten hatten. Der Geist des Friedens war nicht das, was man in alle diese Conventikeln hineinbrachte. Neben andern sehr kühnen Berathschlagungen, die ich weglasse, war durch Mehrheit der Stimmen gutbefunden worden, man sollte des Königs Einwilligung zu einer allgemeinen Versammlung ihrer Religionsparthey begehren, ohne ihm den Gegenstand und die Beweggründe derselben zu sagen. Der König, an den dieses Begehren wirklich gelanget war, hatte ihnen ihre Bitte nicht abgeschlagen; allein nach dem Recht, das er hierzu hatte, bestimmte er ihnen den Ort, den Gegenstand und die Form dieser Versammlung, und meldete ihnen, er wolle jemanden dahin abschiken, der seine Person vorstellen sollte. Der Ort war Chatellerault, und ich derjenige, der das Interesse Sr. Majestät in dieser Synode besorgen mußte. Die Protestanten, d. h. diejenigen unter ihnen, welche den Ton angaben, hätten, wie ich glaube, eine abschlägige Antwort lieber gehabt, als eine solche Bewilligung. Sie sagten unter einander; wenn ich den Titel

eines Repräsentanten Sr. Majestät mit der Gewalt des Gouverneurs der Provinz verbände, in welcher die Versammlung gehalten werden mußte; so würde nichts im Stande seyn, sie dem Einfluß des Ansehns zu entziehen, welches ich mir darinn anmassen würde. Man wird leicht glauben, daß meine Glaubensgenossen mich in diesen Augenblikken weniger schonten, als den verhaßtesten Catholiken.

Die Aufrührer unter dieser Parthey faßten nunmehr den Entschluß, eine neue Bittschrift einzugeben, die von wenigstens zwey bis dreyhundert Personen unterzeichnet wäre, in welcher sie dem König sagen wollten, sie bitten ihn, aus stärkern Gründen, als diejenigen gewesen wären, die sie vermocht hätten, eine Versammlung zu wünschen, daß er dieselbe auf eine andre Zeit verlegen möchte. Seitdem man dem König von diesem Entschlusse der Reformierten Nachricht ertheilt hatte, erwartete er immer den Empfang dieser neuen Bittschrift, und er fragte mich in einem Briefe, den er mir unterm 30. März von Fontainebleau schrieb, um Rath, was er in diesem Falle zu thun hätte. Ich hatte die gleichen Nachrichten alle ebenfalls bekommen, so wie der König, und hatte mir überdas die gröste Mühe gegeben, die wahre Lage der Sache kennen zu lernen, wobey mir die Reise nicht wenig half, die ich verwichnes Jahr nach Poitou gemacht hatte. Ich fand aber nichts durchaus zuverläßiges, als daß die drey oder vier Rädelsführer der Parthey, die ich schon so oft genannt,

viele Bewegungen gemacht hatten, aber mit so wenigem Erfolge, daß ich nicht glauben konnte, daß man in dieser Versammlung von allen diesen eiteln Bemühungen, welche ohne fremdes Zuthun zu Wasser wurden, viel würde zu befürchten haben. Ich wage es nicht, zu sagen, daß meine Briefe und Reden, nebst der übrigen Mühe, die ich nahm, bey den, am wenigsten durch Vorurtheile geblendeten, Mitgliedern der Parthey, viel dazu beygetragen haben, der Sache diesen Gang zu geben. Dieß ist der Hauptinnhalt des Rathes und der Antwort, die ich dem König nach seinem Begehren gab.

Gewiß ist wenigstens dieß, daß man von dieser zweyten Bittschrift, von welcher man ein so grosses Geschrey gemacht, nicht weiter reden hörte, und hieraus konnten Se. Majestät leicht urtheilen, von welchem Schlag alles übrige wäre. Allein noch im Anfang des Aprills bekam er unaufhörlich eine so grosse Anzahl von neuen, so dringenden, und dem Scheine nach so bestimmten, Nachrichten, daß er sich von dem Strome fortreissen ließ. Die Protestanten, sagte man, und diese Nachricht erhielten wir aus dem Munde des ersten Präsidenten zu Toulouse, und von tausend andern Personen in Güyenne; die Protestanten hätten in dieser Provinz und in Languedok die beleidigendsten Reden gegen Se. Majestät geführt: sie hätten, setzte man hinzu, sich entschlossen, eine Deputation abzuschicken, welche auf die Aufhebung der zu Chatellerault angesetzten Versammlung dringen soll-

te. Ein zweyter Brief, datiert Donstags den 7. Aprill, meldete mir, ich sollte den folgenden Tag nach dem Osterfeste zu ihm kommen, und ihm helfen, einen Entschluß, in Absicht auf diese neuen Briefe, abfassen, zu gleicher Zeit dem Empfange der hugenottischen Deputierten beywohnen, und ihnen endlich den Willen des Königs in demjenigen Ton eröfnen, in welchem es sich für Se. Majestät schickte, mit Unterthanen zu reden, welche ihm eben gewissermassen Gesetze vorgeschrieben hätten. Wahr ists, daß der König, wenn er dieß letztere selbst hätte über sich nehmen wollen, nicht im Stande gewesen wäre, es zu thun. Im Lauffe dieses ganzen Monats hatte seine Gesundheit verschiedne kleine Anfälle von Podagra gelitten, welche ihn nöthigten, seine Zuflucht zu einem Mittel zu nehmen, bey welchem er sich immer gut befunden hatte, nämlich zu einer strengen Diät, welche er in den ersten Tagen des Maymonats beobachtete. Von dem ganzen Staatsrathe befand sich niemand bey ihm, als Sillery, den er nicht für tüchtig hielt, eine solche Rolle zu spielen.

Ich nehme dieß alles aus dem Schreiben des Königs her, in welchem er mir zuletzt noch sagte, er wolle mich sogleich wieder nach Paris zurückkehren lassen, wenn dieß Geschäfte beendigt wäre. In meiner Antwort, die ich, in Erwartung des nach seinem Willen zu meiner Abreise bestimmten Tages, an ihn schrieb, stellte ich ihm zwo Sachen vor, welche, meines Erachtens, unwidersprechlich waren: nämlich, wenn er das nicht glauben wolle,

was doch zuverläßig wahr sey, daß die Nachrichten, die ihm als grosse Geheimnisse, oder mit so viel Geräusch, mitgetheilt würden, weiter nichts seyn, als ein Geschrei von Leuten, welche man in den Provinzen ausdrücklich dafür bezahle, so thue er sehr unrecht, daß er seine Ruhe stören lasse, da er doch Mittel in den Händen hätte, wodurch er die Aufrührer zum Stilleschweigen bringen könnte.

Während dieser Vorfallenheiten verflochten mich meine Feinde in jenes so ernsthafte Geschäfte mit Sr. Majestät, von welchem ich im letzten Buche Nachricht gegeben habe; und man kann sich leicht vorstellen, daß Heinrich während dieser Zeit eben nicht Lust haben mochte, mich zu seinem Vertrauten, und Agenten bey den Protestanten zu wählen. Als er mir aber seine Gnade wieder zugewandt hatte, wie ich ebenfalls oben gemeldet; so sagte er zu mir: er würde durch nichts bessers zeigen können, daß er vollkommen von allem Verdachte geheilet sey, als wenn man sähe, daß er mir den Auftrag neuerdings ertheile, den er mir gleich anfangs bestimmt hätte. Ich bat ihn, er sollte die Ausübung seiner Gewalt in der Versammlung zu Chatellerault irgend einer andern Person anvertrauen, weil ich fürchten müßte, der Verläumdung, ohne mein Wissen, neuen Stof zu geben. Heinrich dachte ganz anderst. Er glaubte, nach dem, was vorgegangen sey, sey er sowol mir, als den andern und sich selbst schuldig, mich öffentlich in einer Bedienung zu zeigen, in welcher

ich durch die Aufopferung der theuersten Angelegenheiten des Herzens, die er von mir erwarte, meine Unschuld vollends in das helleste Licht setzen könnte. Der König sagte mir mit vieler Güte, meine Feinde haben ihn gelehrt, gegen sie auf seiner Hut zu seyn, und also habe ich nichts zu befürchten. Nachdem er mich zweymal umarmet, und mit den gewöhnlichen Liebkosungen überhäuft hatte, ließ er mich nach Paris zurückkehren, um daselbst die Sachen so in Ordnung zu bringen, daß sie durch meine Abwesenheit nichts litten; um Aufsätze über alle die Angelegenheiten zu verfertigen, welche mit meinem Auftrag in Beziehung standen; und um selbst die Verhaltungsbefehle niederzuschreiben, die ich von der eignen Hand des Königs und nach dem Gutbefinden seines Staatsraths, schriftlich erhalten sollte.

Was den König betrift, so kehrte er um diese Zeit nach St. Germain zurück, weil er einen Theil des Junius daselbst zubringen wollte. Es fiel ihm in den ersten Tagen dieses Monats ein Fluß auf den einen Fuß *), den er durch die Bewegung der

---

*) „Ich war mit meiner Gemahlin ins Arsenal gegangen, (erzählt Heinrich, von einem Anfall des Podagra) „und Herr von Sülly sagte zu mir: Sire, Sie haben „Geld, und sehen es nicht: wie ich mich denn in der „That begnüge, zu wissen, daß ichs habe, ohne ein Vergnügen daran zu finden, dasselbe zu sehn. Wir giengen „in die Bastille, und er zeigte uns die Einrichtung der „Sachen. Ich versichre euch, in dem nämlichen Augenblick bekam ich das Podagra, und dieß erinnerte mich „an das Sprichwort: Wer das Podagra hat, der hat „auch Thaler.„ Matthieu, Tom. 2. Liv. 2. S. 613.

Jagd zu zertheilen hofte, wobey er die Vorsicht gebrauchte, den Stiefel an dem kranken Theile aufschneiden zu lassen: allein kaum hatte er eine halbe Meile gemacht, als die heftigsten Schmerzen ihn nöthigten, wieder umzukehren. So lange dieselben anhielten, könnte er nichts vornehmen, wenn er auch, schrieb er mir, die Hälfte seines Reichs darüber hätte verlieren sollen. Als er wieder Linderung verspürte, so kehrte er nach Paris zurück, und bereitete sich auf eine Reise nach Monceaux, die er unternehmen wollte, sobald er alles Nöthige zu meiner Abreise in Ordnung gebracht haben würde.

Ich brachte alle diejenigen Fragen zu Papier, über die ich, in Rücksicht auf die verschiednen Punkte meines Auftrags, als Repräsentant Sr. Majestät, Erläuterung zu bekommen wünschte. Die Beantwortung derselben sollte der Grund der Verhaltungsbefehle ausmachen, die ich mit Sr. Majestät neulich verabredet hatte. Diesen Aufsatz schikte ich an Villeroi und Fresne, welche mir denselben zwey Tage nachher mit der Beantwortung der Fragen zurücksandten, wobey sie mir sagen liessen, ich sollte zusehn, ob dieselbe vollständig wäre, und ich könnte sie in eine mir selbst beliebige Form bringen. Ich wollte zween Aufsätze haben, einen allgemeinern, und den andern in Gestalt einer besondern Vorschrift, die jenem angehängt werden sollte. Diese zwey Stücke schrieben mir bestimmt vor, was ich mit den Protestanten reden und ..deln müßte, wie man sogleich sehen wird.

Die Versammlung zu Chatellerault schien zwar, beym ersten Anblick, nicht so wichtig, als sie es, sowol für den König, als für die ganze reformierte Parthey war, weil sie in keiner andern Absicht bewilligt zu seyn schien, als um das Anbringen ihrer Deputierten an Se. Majestät anzuhören, ihnen dieß Amt abzunehmen, und andre an ihren Platz zu erwählen, welches freylich keine so feyerliche Versammlung erfoderte, als die bevorstehende war. Allein wenn man die Sache genauer untersuchte, so sah man, daß der Zweck einiger von den vornehmsten Häuptern der Protestanten sey, sich dieser Versammlung zur Erweiterung ihrer Rechte und zur Erwerbung neuer Gnadenbezeugungen und Freyheiten zu bedienen. Dieses konnte der König nicht besser erwiedern, als wenn er ebenfalls diesen Anlas benutzte, um sie auf eine feyerlichere Art zu den alten Verordnungen zurückzuführen, deren Weisheit und Nutzen man aus den Früchten erkannt hatte, die man daraus hervorkommen sah, und um denselben eine neue Stärke zu geben, statt sie auch nur im Geringsten zu verletzen: so daß die Parthey der Protestanten in Frankreich, einerseits von der Redlichkeit der Absichten ihres Königs, und anderseits von seiner Entschlossenheit seine Rechte zu behaupten, überzeugt, nunmehr endlich einmal den Entschluß fassen könne, entweder sich der königlichen Gewalt geradezu zu widersetzen, oder aufrichtig zu ihrer Pflicht zurückzukehren. Dieß war der Hauptpunkt meines Auftrags.

Neben diesem hatte man mir eingeschärft, sie vornehmlich ihre Blicke auf das zu Nantes gemachte Friedensedickt, als auf ein Fundamentalgesetz richten zu machen, welches ihnen zum Maasstab dienen sollte, wornach sie beydes ihr Betragen gegen den König, und das Betragen Sr. Majestät gegen sie beurtheilen könnten. Ich sollte ihnen begreiflich machen, da dieses Edickt, welches so vielen Widerspruch gefunden hätte, die Grundlage ihrer Freyheit wäre, so würde man den Beweis ihrer Treue, ihres Eifers für das allgemeine Beste, und selbst der Gesinnungen, die ihnen ihre Religion einflösse, von der Genauigkeit hernehmen, mit welcher sie so gewissenhaft in den Schranken bleiben, die ihnen das Edickt vorschriebe, daß sie dieselben weder zur Rechten noch zur Linken überschritten; so wie der König sich ebenfalls so genau an diese Vorschrift gehalten hätte, daß sie ihm hierüber keinen Vorwurf machen könnten. Die freye Ausübung ihrer Religion; der friedliche Besitz ihrer Güter und Bedienungen; die gelinde Regierung; die ruhige und doch zugleich feste, und alle Tage sich verstärkende Glückseeligkeit des Landes; die Sicherheit der von dem König gemachten Verheissungen, welche man aus einer langen Reihe von Thaten, und ganz neulich aus der gütigen Antwort kennen gelernt hätte, welche er auf alles das ertheilt, was ihr Bittschreiben wichtiges enthalten habe: dieß waren auf der einen Seite so viele Bürgschaften, die die Protestanten auf der ihrigen durch die Unterwerfung und

die Erkenntlichkeit hätten erwiedern sollen, welche ein wolthätiger Fürst das Recht hat, von seinen Unterthanen zu fodern. Ueberdas mußte ihr eignes Interesse ihnen dieß Betragen anrathen, weil die Gefahr einer Verletzung des Edickts, wenn man den Zustand der Sachen mit einem gesunden Auge ansieht, nur sie treffen konnte.

Die Folge, die man in meiner Instruktion aus diesen Beweggründen herleitete, und den ich der Versammlung fühlbar machen sollte, war diese; sie müsse zeigen, daß sie von jeder Foderung weit entfernet sey, welche den Endzweck hätte, das Edickt von Nantes in irgend einem Punkte zu schwächen, wie z. B. diese wäre, daß sie sich, sowol in, als ausser dem Königreich, ein andres Haupt erwählen könnten, da doch niemand diesen Titel wegen so vieler Vorzüge so gut verdiente, als der König selbst. Da man die übrigen Foderungen nicht alle voraussehen konnte, die vielleicht den Protestanten einfallen würden, so überließ man es mir, die Gründe auszuwählen, welche fähig waren, sie zu vernichten, oder denselben auf eine geschickte Art auszuweichen. Nur hatte ich Befehl, jenen nochmals ausdrücklich anzuzeigen, daß sie dergleichen allgemeine Versammlungen in Zukunft nicht mehr erwarten sollten, und daß diese, die Se. Majestät ihnen zu bewilligen geruhet hätten, damit sie alle zugleich ihre Pflichten lernten, und sich gemeinschaftlich ermunterten, dieselben zu erfüllen, statt derjenigen ihnen sey bewilligt worden, daß sie, nach dem hierüber auf

ihrer letzten Synode zu Gap gefaßten Entschlusse, von Sr. Majestät hätten begehren wollen.

Die Gründe für diese Aufhebung der ausserordentlichen Versammlungen waren handgreiflich: denn der Gegenstand derselben betrift entweder die Kirchenzucht, oder eine Justiz- und Polizeyangelegenheit, oder endlich eine Gnade, die man von dem König zu erhalten wünscht. Für den erstern Fall haben die Protestanten ihre Provinzialsynoden, welche Se. Majestät durch die Aufhebung der ausserordentlichen Versammlungen nicht beeinträchtigen wollen. In Absicht auf diese Synoden fodre der König nur noch dieß einzige, und es sey ihm nach der strengsten Gerechtigkeit erlaubt; dieß nämlich, man sollte sich in denselben einzig auf das einschränken, was die Religion oder die Kirchenzucht betrift, da man hingegen, unter diesem Vorwande, sehr oft pur-civile Angelegenheiten behandelt hätte. Wenn der Zweck dieser Versammlungen mit Justiz- und Polizeysachen in Beziehung steht; so dürfen sie in keiner Absicht von der allgemeinen Regel ausgenohmen werden, die alle in diese zwey Fache laufenden Streitigkeiten vor die gewöhnlichen Richterstühle der öffentlichen Magistratspersonen verweist. Endlich sollen alle Gnaden durch Bittschriften oder Supplicken gefodert werden. Ohnehin sind die Bewegungen und die grossen Unkosten, die eine solche ausserordentliche Versammlung, nicht selten wegen einer Sache veranlaaßt, die an sich selbst sehr unbedeutend ist, im höchsten Grade unnütz.

Noch

Noch gab es einen letzten Grund gegen diese Zusammenkünfte, und diesen sollte ich nicht übergehn, sondern ihn dadurch bloß ein wenig mildern, daß ich ihnen sagte; öfters geben dieselben Anlaaß zu Urtheilen, die nicht sehr vortheilhaft für die Protestantische Parthey lauteten, weil man sehr viel bereitwilliger wäre, die weisen Absichten nicht zusehn, als die Ränke der Uebelgesinnten, welche in diesen lermenden Versammlungen unter den billig denkenden vermischt wären, und immer ein weit grösseres Geschrey machen, als diese. Wenn allenfalls zu Chatellerault irgend ein Streit über diese, oder ähnliche Punkte entstehn sollte; so war der Entschluß, den man nach Maasgab der Umstände, um denselben zu schlichten, fassen könnte, meinem Gutdünken überlassen, so daß ich mich selbst meiner Religion, die ich mit ihnen gemein hatte, zur Erwerbung ihres Zutrauens, und ihrer Stimmen bedienen könnte. Nur in dem einzigen Fall der Hartnäckigkeit und des förmlichen Ungehorsams sollte ich gehalten seyn, Se. Majestät zu benachrichtigen, und den Gang der Geschäfte, bis ich weitern Befehl erhalten hätte, gänzlich aufzuhalten, wie auch zu verbieten, daß die Versammlung anderst, als mit des Königs Erlaubniß, auseinandergehn sollte.

In Absicht auf die Deputierten der Protestanten muß man wissen, daß sie im Brauch hatten, bey Sr. Majestät zwey aus ihrer Mitte gewählte Männer zu halten, den einen für den geistlichen Stand, den andern für den weltlichen, da-

mit dieselben immer bey Hofe wären, mit den Ministern Sr. Majestät, oder mit dem König selbst die Geschäfte, welche diesem müßten mitgetheilet werden, behandeln, und endlich unmittelbar seine Befehle und Verordnungen empfangen könnten. Diese Deputierten wurden zu diesem Amte erwählt, und legten dasselbe nach Verfluß von drey Jahren nieder, nachdem andre erwählt worden waren. Wenn man bis zu der Zeit ihrer Entstehung zurückgeht, so sieht man eben nicht, daß dieses angebliche Recht, am Hof Residenten zu haben, und dieselben zu ernennen, wovon die Reformierten ein solches Geschrey machten, etwas so gar authentisches sey. Es steht nichts davon in den Edickten, noch selbst in den Schriften, in denen jene geheime Artikel enthalten sind, welche man zuweilen von den Traktaten absöndert, sondern es ist ein bloß geduldeter Gebrauch, welcher bey Anlaas der Widersetzlichkeit eingeführt wurde, den einige von den obersten Gerichtshöfen gegen die Eintragung des Edickts von Nantes in die Protokolle bezeigten, und welcher nur so lange dauern sollte, bis dieses geschehen wäre. Gleichwol fiel es dem König nicht ein, den Protestanten dieses Vorrecht zu entreissen. Er wollte nur, und auch dies war ein Theil meines Auftrages, daß sie sich in Absicht auf die Ernennung dieser Deputirten an einen von den zween Vorschlägen, die er ihnen durch eben diese Deputierten hatte vorlegen lassen, als sie ihn um die Zusammenberufung jener Versammlung baten, und zwar, wo möglich, an den zweyten,

halten möchten, in welchem der König foderte, sie sollten ihm sechs Personen, die sie aus der ganzen Parthey gewählt hätten, vorstellen, aus welchen er diejenigen zwey ernennen würde, die ihm am besten gefielen.

Vielleicht würden die Häupter der Parthey jene Verordnungen, welche Se. Majestät in der Versammlung bekannt machen wollte, dadurch zu vereiteln suchen, daß sie bloß diesen einzigen Punkt auf die Bahn bringen würden. Auch dieß sollte ich zu verhindern trachten. In Absicht auf das Geschäfte mit Orange, welches unfehlbar auch zum Vorschein kommen würde, (man wird bald sehn, was es betraf,) hatte ich Befehl, der Versammlung vorzustellen, Heinrich habe, wiewol umsonst, den Prinzen von Oranien zu bereden gesucht, daß er diese Stadt den französischen Protestanten überlassen möchte; er könne sich nicht weigern, sie diesem Prinzen wieder auszuliefern; alles, was er bey dieser Sache von Moriz etwa erhalten könnte, sey dieß, daß er an die Stelle Blaccons, welcher Befehlshaber dieser Festung war, und welcher sie selbst zu verlassen wünschte, keinen andern setzen möchte, als einem reformirten Offizier, der Sr. Majestät den Eid der Treue leisten sollte. Ich werde in der Folge umständlicher von dieser Sache reden. Dieß war die allgemeine Instruktion; sie war datiert vom 3. Julius 1605. und von Heinrich und Forget unterzeichnet.

Der besondere, der allgemeinen Instruktion beygefügte, Aufsatz war von jener darinn unterschei-

den, daß er sich, ohne etwas von dem bekannten Gegenstand der Versammlung zu sagen, auf einige andre Fragen einschränkte, welche in derselben auf die Bahn gebracht werden konnten, und welche zur Absicht hatten, die Projeckte, die die Anführer der Unruhigen, aller Vermuthung nach, dem grossen Haufen aufzuschwatzen suchen würden, zu vereiteln. Dieß konnte in der Instruktion selbst nicht füglich geschehen, weil es ganz unnütze gewesen wäre; allein es war mir dessen ungeachtet nothwendig: und dieß hatte mich auf den Einfall gebracht, die Materien auf diese Art zu theilen.

Der geheime Aufsatz befahl mir also, ich sollte hindern, daß man weder mündlich, noch schriftlich irgend etwas beleidigendes gegen den Pabst vorbrächte, und besonders jenen so thörichten Lehrsatz von dem Antichrist nicht wieder aufweckte, der der Synode zu Gap, wo man ihn zuerst ausgeheckt hatte, so würdig war; daß niemand, als ein Abgeordneter irgend eines Partikulars, wer er auch seyn möchte, auch den Herzog von Lesdiguieres selbst nicht ausgenohmen, der Versammlung beywohnen dürfte; daß man in derselben keine Briefe von fremden Fürsten, und besonders von dem Herzog von Bouillon, wie in jener Synode geschehen war, annehmen sollte: denn es schien Sr. Majestät wichtig, daß es öffentlich bekannt würde, ein undankbarer und treuloser Unterthan, wie der Herzog von Bouillon war, sey unwürdig, von seinem Oberherrn gnädig behandelt zu werden; und endlich sollte mein Betragen ge-

gen die übrigen, welche in die gleiche Classe gesetzt werden könnten, durch ihre Aufführung in der Versammlung bestimmt werden.

Wenn die Würde eines Vorstehers der Versammlung, welche man, nach des Königs Wunsch, mir auftragen sollte, und die ich in diesem Falle anzunehmen Befehl hatte, nicht hinreichend wäre, mir Gehör zu verschaffen, so sollte ich mich der Gewalt bedienen, die ich als Gouverneur der Provinz besässe. Ich könnte, nach den Anläsen, und der Lage der Gemüther, zu verstehn geben, es sey dem König keine von den Absichten der aufrührischen Protestanten unbekannt; nur müsse man nicht den Schluß daraus ziehn können, er wisse dieses von der ersten Hand.

Es war um so viel wahrscheinlicher, daß der der Punkt berührt werden würde, welcher die den Reformirten übergebnen Sicherheitsplätze betraf, da der von Sr. Majestät ihnen zur fernern Besitzung derselben anberaumte Termin beynahe verflossen war. Sollte dieß geschehn, so müßte ich entweder der Versammlung überhaupt, oder den Deputierten allein zu verstehn geben, woferne der König nur Folgsamkeit gegen seine Foderungen fände, so würde er sich gerne zu einer zweyten Verlängerung verstehn, und zwar ohne die, blossen Partikalaren zuständigen, Plätze dabey auszu nehmen. Ich hatte Befehl, diese Versicherung nur als eine Sache zu geben, welche noch nicht bewilligt wäre, die ich aber zuversichtlich hofte, von dem König zu erhalten; wenn ich gleich die

Bewilligung desselben zu dieser Verlängerung in meiner Tasche hatte. Nur hatte ich mich gegen ihn anheischig gemacht, dieses geheim zu halten, bis er mir befehle, Gebrauch davon zu machen.

In Absicht auf diejenigen unter diesen Plätzen, welche dem Herzog von Bouillon gehörten, und welche von jezt an keinen Theil mehr an den Fonds haben sollten, die der König zu ihrer Unterhaltung bestimmte, müßte man bekannt machen, daß dieselben für immer davon ausgeschlossen, und der Hofnung beraubt seyn sollten, die in dem Edikte von Nantes zum Unterhalt der Besatzungen verheißnen Summen zu erhalten: (Diese Summen betrugen damals fünfhundert, drey und siebenzig tausend, einhundert und zwey und neunzig Livres:) ja sie sollten nicht einmal erwarten, daß diese Fonds, die man ihnen angewiesen hatte, jemals würden ersetzt werden. Ich hatte bereits einige Bittschriften wegen dieser verschiednen eingezognen Unterhaltungsgelder bekommen, auf die ich immer geantwortet hatte, ich finde dieses Betragen Sr. Majestät höchst gerecht. Jezt hatte ich den Auftrag, die Gerechtigkeit desselben noch stärker ins Licht zu setzen. Endlich verpflichtete ich mich in diesem Aufsatze, nichts ohne Vorwissen des Königs zu thun, mit welchem ich von diesem Augenblik einen regelmäßigen Briefwechsel anfieng; sie waren größtentheils sehr lange, und einige in Ziffern geschrieben. Dieser Aufsatz ist datiert vom 4 Julius, und auf der einen Seite von Sr. Majestät, auf der andern von Villeroi unterzeichnet. Ich verreißte zwey Tage nachher.

Die Königin Margaretha, welche ihr Aufenthalt in dem Schlosse Usson in den Stand sezte, öfters von den Aufrührern zu reden, hatte kaum vernohmen, daß ich nach Poitou reise, so hielt sie sich verpflichtet, mir alle die Nachrichten mitzutheilen, welche ihr zu Ohren gekommen waren. Sie hatte mir ferner noch einiges von ihren persönlichen Angelegenheiten zu eröfnen: allein ich werde, um nicht beydes mit einander zu vermengen, von diesen dannzumal reden, wenn ich dasjenige werde angeführet haben, was mit meiner Reise in Beziehung steht. Diese Prinzeßin kam von Usson nach Toury, von wo sie dem König von dem Beweggrund zu diesem Schritt, und von ihrer Begierde Nachricht gab, sich mit mir auf meiner Durchreise zu unterreden. Ich war nicht mehr zu Paris, als dieser Brief an Se. Majestät, nebst einem zweyten an mich von der gleichen Person ankam; denn ich war bereits vor zween Tagen abgereißt, und hatte meinen Weg durch Rosny und Lavinville genommen. Da Heinrich aus seinem und aus meinem Schreiben sah, was diese Prinzeßin von mir begehrte; so ließ er den 9. Julius la Varenne abgehn, um mich einzuholen, und mir einen Brief einzuhändigen, in welchem er mir meldete, ich würde ihm ein Vergnügen machen, wenn ich im Vorbeygang die Königin Margaretha besuchen wollte, gesezt auch, ich müßte deswegen die Strasse nach Chatellerault verlassen, und bis nach Orleans ausbiegen. Mit seinem Schreiben übersandte er mir den Brief der Margaretha, welcher ebenfalls

unterm 7. Julius von Toury datiert war, aus welchem ich sah, daß diese Prinzeßin erwartete, daß ich mich zwischen Paris und Orleans mit ihr unterreden würde. Um mich nicht zu verfehlen, schikte sie mir ihren Stallmeister Rodelle zu, welcher mich bat, bis nach Orleans zu gehn, wenn ich sie auf dieser Strasse nicht früher antreffen sollte. Allein sie ersparte mir die Mühe, so weit zu gehn. Ich vernahm bey meiner Ankunft zu Cercote, daß sie eben auch daselbst angekommen sey. Ich fand für gut, meine Gemahlin, welche mit mir nach Rosny und Lavinville gekommen war, bis hieher mit mir zu nehmen, damit sie die Ehre haben könnte, diese Prinzeßin zu begrüssen.

Es war noch so frühe am Tag, als ich zu Cercote ankam, daß die Königin Margaretha sich noch zu Bette befand. Dieß hinderte sie nicht, mich in ihr Zimmer kommen zu lassen, wo ich die Ehre hatte, sie vor dem Aufstehn eine gute Stunde zu unterhalten. Nachdem sie sich hatte ankleiden lassen, setzten wir unsre Unterredung fort, und brachten so den ganzen übrigen Tag zu. Ich übergehe die höflichen und verbindlichen Sachen, die mir diese Prinzeßin sagte. Was ich so überhaupt in Betreff der einheimischen Unruhen von Mürat gehört hatte, ward mir von ihr und Rodelle mit der größten Umständlichkeit bestätigt. Sie nannten mir unter denen, welche Antheil dran hatten, eine Menge von den vornehmsten Standespersonen in Provence und Languedok, und sogar einige Anverwandte des Herzogs von Montpensier und des

Kardinals von Joyeuse. Ein Theil derselben hatte von den Unternehmungen des Marschalls von Biron Wissenschaft gehabt, und sich nach der Hand an diejenigen gehängt, welche sie entschlossen sahn, die Entwürfe desselben auszuführen. Die Begierde, den Marschall zu rächen, hatte, der Sage nach, einigen Antheil daran, und sie gebrauchten die gleichen Mittel, deren sie sich schon bedient hatten, um das Volk aufzuwiegeln. Man fügte den andern Städten, die die Verschwornen, wie man oben gesehn hat, überraschen wollten, noch Beziers, Narbonne und Leucate bey, und bot für dieses alles Beweise an, die mir, wie sie sagten, keinen Zweifel übrig lassen würden. Ich benachrichtigte den König hiervon in einem Briefe, den ich ihm den 14. Julius von Cercote ausschrieb; und schikte ihm zugleich das Verzeichniß der ihm angezeigten Namen. Gleichwol blieb ich noch immer bey meiner ersten Meinung, und sah in allem dem, was man mir sagte, keinen Beweggrund, dieselbe zu ändern.

Nicht zwar, daß ich diese so umständlichen Nachrichten nicht höchst glaubwürdig gefunden hätte: ich will es nur heraussagen, Rodelle selbst hatte Antheil an dieser Verschwörung gehabt, und dieselbe nur deswegen verlassen, weil er die Thorheit aller seiner Schritte überdacht hatte. Er meldete mir, la Chapelle Biron, und mehr, als dreißig Edelleute von seiner Bekanntschaft, haben ebenfalls den Entschluß gefaßt, sich zurükzuziehn, zu dem König zu gehn, ihm von allem Nachricht

zu geben, und ihn um Verzeihung zu bitten, woferne sie nur sicher wären, Gnade zu erhalten: sie hätten sich deswegen an ihn, Rodelle gewandt, daß er diesen Schritt für sie thun sollte, welches er aus den Briefen bewies, die sie dieser Sache wegen an ihn geschrieben hatten. Er sezte noch hinzu, alle diese Personen haben einen starken Argwohn, meine Reise nach Poitou sey nur ein Vorwand, vermittelst dessen man sie zu überraschen gedächte; sie hätten die Königin Margaretha gebetten, mir von ihren Gesinnungen, und von dem Eifer Nachricht zu geben, mit welchem sie ihr Vergehen durch nützliche Dienste auszutilgen wünschten. Dieß alles ist unwidersprechlich. Aber umsonst wollte man mich glauben machen, daß das ganze Königreich entzündet sey, wo ich nur eine kleine Anzahl verbrannter Köpfe sah, die der König mit geringer Mühe würde zu seinen Füssen legen können, wenn er sich herablassen wollte, Entwürfe, die nichts, als Verachtung und Hohngelächter verdienten, als ernsthafte Sachen zu behandeln. Uebrigens fand ich, so oft ich mir Mühe gab, alle diese so wichtigen und so bündig bewiesnen Nachrichten genauer zu besehn, immer, daß das Falsche daran die Wahrheit weit überwog.

Hierinn waren der König und ich nicht einer Meinung. In der Ueberzeugung, daß man auf die kleinsten innerlichen Bewegungen Achtung geben muß, weil die Franzosen, wie er sagte, eine unüberwindliche Begierde nach Neuigkeit haben, ließ er nichts aus der Acht, was ihm über alle diese

Sachen Licht geben konnte. Er beklagte sich zuweilen in seinen Antworten an mich darüber, daß einige von seinen Ministern, so wie ich, keinen rechten Begrif von dem gegenwärtigen Uebel hätten. Er bestärkte sich noch mehr in seiner Meinung, als ihm ein Auffsatz von Vivant in die Hände fiel, welcher den von der Königin Margaretha und Rodelle gegebnen Nachrichten durchaus gleich war: Er ließ auf der Stelle an Vivant schreiben, er sollte ihm die Person zuschicken, von welcher er das, was er meldete, gehört hätte, und mir befahl er, ich sollte zugleich mit demselben die genausten Nachforschungen anstellen, sobald ich zu Chatellerault angekommen wäre. Vivant war einer von den protestantischen Deputierten bey der Versammlung, und dieses hätte mich bey ihm verdächtig machen können. Der König suchte dieß dadurch zuverhüten, daß er ihm, in einem Brief, den er durch meine Hände gehn ließ, schrieb, er sollte ein unumschränktes Vertrauen in mich setzen. Er bediente sich jedoch der Vorsicht, daß er befahl, man sollte Vivant in diesem ganzen Geschäfte nicht nennen, damit er nicht zugleich mit seinem Credit auch die Fähigkeit verlieren möchte, Sr. Majestät bey den Protestanten Dienste zu leisten. Was Rodelle und die übrigen Edelleute betrift, von denen ich eben geredet habe; so billigte Heinrich den Entschluß, den ich mit der Königin Margaretha gefaßt hatte, ihm dieselben zuzusenden. Nachdem er sie verhört, gab er ihnen seine Befehle und schikte sie wieder nach Hause, um daselbst für sein Inte-

resse zu wachen. Er bedauerte auch keine von den Ausgaben, die er wegen aller dieser Emissarien und Nachrichtengeber hatte.

Man hat die Aufschrift eines Briefs aufgefangen, und dem König überbracht, der an den Herzog von Bouillon von einem seiner Vertrauten geschrieben war; der Verdacht fiel auf St. Germain — de-Clan, und dieß hatte vermuthlich seine Thätigkeit verdoppelt. Ich will dem Leser den Innhalt desselben anzeigen, damit er urtheilen könne, ob die Folgen, die man zu Monceaux daraus zog richtig waren. Er machte einen Theil des Paks aus, welches der König mir von diesem Ort überschikte. St. Germain, oder wer der Correspondent Bouillons seyn mochte, hatte sich vornehmlich dieß zum Augenmerk gemacht, ihn durch diesen Brief zuüberzeugen, er müsse jemanden, der in der Versammlung zu Chatellerault für ihn das Wort führte, in seinem Namen dahin senden, oder wenigstens einen Brief schreiben, den seine Freunde dort vorweisen könnten. Die Rolle, die der Herzog bey seiner Parthey spiele; die Nothwendigkeit, seine Unschuld zubeweisen; der Nutzen, den die Darstellung dessen haben würde, was er für die gemeine Sache leide; das Interesse der ganzen Parthey; die Unterhaltung seines eignen Credits bey den Ausländern; die Feyerlichkeit dieser Versammlung, das Beyspiel der Synode zu Gap — Dieß waren die Gründe, welche in dem Anfange des Briefes mit grossem Nachdruck ausgekramt wurden, um Bouillon zuerschüttern.

Das folgende war weiter nichts, als ein Haufen von Vermuthungen, Urtheilen, und Vorsichtsregeln in Betref dieser Versammlung: alles, um dem Herzog zubeweisen, daß die reformierte Kirche nur noch von seinen Bemühungen etwas zuerwarten hätte. Der Urheber nahm es für gewiß an, Heinrich habe alle seine ehemaligen Verheissungen vergessen, und er werde die Protestanten ganz öffentlich ihren grausamsten Feinden aufopfern. Zum Beweise dafür führte er an, die Verbindungen des königlichen Staatsraths mit dem römischen Hofe; die unermeßlichen Summen, welche man, seinem Ausdrucke nach, darauf verwendet hätte, einen Pabst zu machen; die Freudenfeyer bey dieser Wahl; die Gunst der Jesuiten, welche sich bey der Zerstörung der Pyramide gezeiget hätte: Hierauf untersuchte er, was wol bey den jetzigen Umständen der Erfolg der Versammlung seyn möchte, und prophezeytel, theils wegen der Niedergeschlagenheit der Parthey, theils wegen der Ränke, deren der König sich dabey bedienen würde, nichts, als Unglük.

Hier fieng ich an, zum Vorscheine zu kommen, und man kann leicht denken, welche Figur man mich spielen ließ. Ich hatte, seinem Vorgeben nach, Vorschläge zu machen, die, woferne sie den geringsten Widerstand finden sollten, unter andern die Weigerung, den Besitz der Sicherheitsplätze zu verlängern, nach sich ziehen würden, und doch war St. Germain, welcher Sachen hofte, die seinen eignen Erwartungen widersprachen, oder vielmehr dem Herzog neuen Muth einzuflössen suchte, überzeugt, daß alle meine Kunstgriffe in Absicht

auf die Wahl der Deputierten umsonst seyn würden. Er schwatzte nach seiner Art ein weites und ein breites von dem Streit, der, seiner Meinung nach, in meinem Innern zwischen meinem Gewissen, welches der Politik des Staasraths nicht folgen konnte, und meinem Ehrgeitz, der mir nicht erlaube, mir die Feindschaft des Pabsts und der Papisten auf den Hals zu laden, und deßwegen sey es ihm bisweilen höchst unwahrscheinlich, daß ich mich mit einem Auftrag beladen würde, bey welchem ich, einerseits ohne meine Religion zuverrathen, nicht nach des Königs Willen handeln, und anderseits derselben nicht dienen könnte, ohne mich in unvermeidliche Ungnade zustürzen. Er sah ferner in einem solchen Auftrage nichts, als unübersteigliche Hindernisse und Schwierigkeiten für mich. Da es ihm unbekannt war, daß der König neben dem, daß er den Protestanten die allgemeinen Sicherheitsplätze zuüberlassen gedachte, überdas noch seine Einwilligung dazu geben wollte, daß die Partikularen unter ihnen diejenigen auch behalten dürften, in deren Besitze sie waren, und da er glaubte, dieser Umstand würde fähig seyn, die Gemüther auf immer abwendig zu machen; so stimmte er über meine Verlegenheit und Verwirrung ein Triumphlied an. Er dichtete dem König die Worte an; derjenige, den er in seinem Namen an die Versamlung abschicken wollte, würde in derselben weiter nichts zu thun haben, als schlechtweg seinen Willen zu eröfnen, und auf dieses hin behauptete er ganz keck, ich würde lieber alles mögliche thun, um mit die-

ser Reise verschont zu bleiben, als mich in einem Orte meines Gouvernements einfinden, wo man mir nicht alle die Ehrenbezeugungen erwiese, die ich zu verdienen glaubte, und wo man mich nicht einmal zu den Berathschlagungen zuliesse. Aber auch im schlimmsten Falle wollte St. Germain dem Herzog Bürge dafür seyn, daß alle mein Ansehn hinreichen würde, zu hindern, daß sein Schreiben nicht günstig aufgenommen, oder sein Abgeordneter nicht ehrenvoll empfangen würde.

Nur Schade, daß die Ohnmacht der Anhänger des Herzogs, eine so allgemein bekannte Sache war, daß sein Freund, ungeachtet aller dieser ausgekramten Kekheit und Pralerey, sich genöthigt sah, den Ton wieder herabzustimmen. Er gestand es ein, daß die Provinzen, und die ganze Parthey in Absicht auf ihn sehr kaltsinnig und gleichgültig seyen, und nachdem er durch diese gemilderten Ausdrücke der Verwirrung des Herzogs zu vorgekommen war; so billigte er nunmehr den Ausweg selbst, den Bouillon angerathen hatte, zugebrauchen, wenn man von ihm redete; nämlich, man sollte in seinem Namen keine einzige Foderung thun, gegen die auch nur die geringste Schwierigkeit gemacht werden könnte, sondern sich einzig darauf einschränken, im Namen der ganzen Versammlung Vorstellungen darüber zu machen, daß man seine Plätze ausgeschlossen, ihm die Gerechtigkeit verweigert, und ihn wegen seines Eifers für seine Religion verbannet und verfolgt hätte. Er frägt ihn, was für Gefahr er bey einem in

dieser Form an die ganze Versammlung geschriebnen Briefe laufen könnte? Und da er keine findet, gesetzt auch, man gebe keine Achtung darauf, und auch das schlimmste angenommen, man würde denselben dem König ausliefern; so ermahnt er den Herzog, einen solchen Brief zu schreiben; wobey er ihm nur diesen Rath giebt, er sollte ihn nicht sogleich bekannt machen, damit er, wenn er mit einmal in der Versammlung zum Vorschein käme, sogleich das Mitleid rege machen könnte. Seiner Meinung nach würde dieß ein entscheidender Streich für den Herzog seyn, wenn der Brief, statt durch eine einzelne Person, selbst durch die Abgeordneten von Ober- und Niederguyenne, wo seine Plätze lagen, der Versammlung überreicht würde, sey es nun, daß es scheine, sie haben dieß von selbst übernohmen, oder, welches noch besser wäre, sie haben von ihren Landesleuten Befehl dazu erhalten.

Dieß war der Brief, von welchem man so vielen Lerm bey Hofe gemacht hatte, daß Sillery, als er mir das Schreiben des Königs überschickte, nöthig gefunden hatte, blos dieser Sache wegen, einen Brief an mich beyzulegen. Sillery war derjenige, den Heinrich bey sich behalten hatte, und war eben damals beschäftigt, theils den Prinzen von Conti mit dem Grafen von Soissons wieder auszusöhnen, weil sie gegen einander sehr aufgebracht waren, theils das Geschäfte mit Orange ins Reine zu bringen, welches, laut den Berichten, welche Lesdiguieres und einige andre Sr. Ma-

jestät

jestät ertheilt hatten, eine Wendung nahm, die schlimm genug war. Es schien mir, da ich die Abschrift des Schreibens an den Herzog von Bouillon gelesen hatte, man habe ohne die geringste Ursache bey Hof Lerm geblasen. Das ganze Schreiben bestärkte mich in meiner Meinung, die Parthey der Unruhigen sey sehr unbeträchtlich, wankend, von allem entblößt, und durchaus nicht im Stande, etwas wichtiges zu unternehmen, und Bouillon, der erfahrner sey, als die übrigen, würde nicht einmal die Hand zu den unbestimmten Einfällen bieten, die man ihm, einen nach dem andern, und ohne die geringste Beziehung oder Verbindung mit einem festen Endzweck vorlegte, weil man dabey nichts, als Verwirrung zu gewarten hätte. Kurz, ich glaubte mitten durch die falsche Zuversichtlichkeit, die ein Uebermaaß von Hochmuth den Aufrührern einflößte, und ungeachtet ihres Pralens mit feiner Politik, die Uneinigkeit der Mitglieder, und die gänzliche Muthlosigkeit des Anführers deutlich zu sehn. Ich änderte also auch in meiner Antwort nach Monceaux die Sprache noch nicht, ungeachtet ich dadurch vielleicht Anlas gab, meine Aufrichtigkeit zu bezweifeln; allein ich faßte bey dem Gedanken wieder Muth, daß dieß nicht länger dauern könnte, als höchstens bis zur Entwicklung der ganzen Sache, die die Versammlung zu Chatellerault bald herbeybringen würde.

Uebrigens kann ich versichern, daß ich nie etwas von jener geheimen Unruhe gefühlt habe, die der Urheber jenes Schreibens, und viele andre mit ihm,

mir andichteten, weil ich zwischen dem, was der König von mir foderte, und dem Eifer für meine Religion wählen mußte; indem ich wirklich in dieser Sache durchaus keine Collision dieser zwo Pflichten bemerken konnte. Das allgemeine Vorurtheil bey allen Religionspartheyen will, man könne nur dannzumal für einen treuen Anhänger der Parthey, zu welcher man sich bekennt, gehalten werden, wenn man sie auch da hartnäckig unterstützt, wo sie auf die handgreiflichste Weise Unrecht hat. Auf diese Art, gesteh ich gerne, konnte das, was ich zu thun beschlossen hatte, mir von Seiten des Urhebers dieses Briefs, und derjenigen, die eben so dachten, wie er, die Namen eines falschen Bruders, eines Ueberläufers, und sogar, wenn man will, eines Verräthers zuziehen: aber dagen waren es auch nicht ihre Stimmen, die ich zu erhalten mir vornahm, sondern die Stimmen derjenigen, welche die Waage der Billigkeit und Uneigennützigkeit gebrauchen wollten, von welcher Parthey und Religion sie auch sonst seyn möchten. Wenn die Religion es gestattet, daß die Staatskunst ihr beystehe; so versteht sich dieß bloß von einer eben so einfachen, geraden, und reinen Staatskunst, wie sie selbst ist. Jede andre scheint ihr zu dienen, allein sie dient ihr wirklich nicht, und zerstört sie über kurz oder lange.

Da ich entschlossen war, keinen andern Grundsatz in meinem Betragen, während der Versammlung, zu befolgen, als diesen; so glaubte ich, ich könnte alles, was geziertes Wesen, und Ver-

stellung heißt, nicht sorgfältig genug von mir entfernen, um dem Geist der Empörung, und dem unbesonnenen Eifer alle Hofnung zu benehmen, daß er mich jemals gewinnen oder verführen könnte. Bereits im Anfang zeigte ich mich eifersüchtig darauf, bey dieser Gelegenheit den Charackter zu behaupten, durch den ich mich bey allen andern Anläßen in ganz Frankreich bekannt gemacht hatte, nämlich den Charackter eines Mannes, der den ächten Grundsätzen der Reformierten Kirche eben so treulich ergeben, als von den falschen Folgerungen einer Menge Mitglieder derselben entfernet, und ein Feind ihrer gesetzwidrigen Schritte sey. Die Rede, die ich bey Eröfnung der Versammlung hielt, war ganz auf diesen Grundsatz gebauet; ohne mich darum zu bekümmern, ob sie der grössern Anzahl gefalle, oder nicht, dauerte sie eine halbe Stunde.

Ich fieng damit an, daß ich ihnen zu Gemüth führte, der König würde unter so vielen Personen, welche seinem Willen blindlings ergeben wären, seine Augen nicht auf einen Mann geworfen haben, um mit ihnen in Unterhandlungen zu tretten, der wegen seiner unerschütterlichen Standhaftigkeit in seinem Glauben bekannt sey; wenn er mehr Lust gehabt hätte, seine Rechte zu behaupten, oder zu vermehren, als ihre Herzen zu gewinnen, und ihren Verstand zu überzeugen; dieser Grund sey hinreichend, ein vollkommnes Zutrauen gegen alles das bey ihnen zu erwecken, was ich thun und sagen könnte, weil ich sicherlich

nicht auf diesen Augenblick gewartet hätte, um meine Religion niederträchtiger Weise zu verrathen. Aber zugleich sagte ich ihnen, sie sollten sich gefaßt machen, den gleichen Eifer für das Intereße meines Königs an mir zu bemerken, wenn derselbe nicht dem widersprechen würde, was ich der Religion und dem allgemeinen Beßten schuldig wäre, weil ich die Wahl des Königs bey ihm selbst rechtfertigen, und vor den Augen des ganzen Königreichs den Namen eines klugen und rechtschaffnen Ministers behaupten mußte, den ich zu besitzen mir schmeichle. Ich foderte sie auf, diesen Ruhm mit mir zu theilen, indem ich sie bemerken ließ, daß man die Ehre und die gesunde Staatskunst in diesem Geschäfte nur für eine und eben dieselbe Sache halten müßte. Dies war derjenige Punkt, von dem sie am schwersten zu überzeugen waren, und da sie sagen hörten, ihre Sicherheitsplätze haben keine andre Schutzwehr, als ihr gutes Betragen, so wollten sie diesem Ausdruck statt ihn, wie ers war, für buchstäblich wahr anzunehmen, nur für ein Paradox, oder eine rednerische Figur halten.

Gleichwol war es im strengsten Verstande wahr. Um den Protestanten zu zeigen, daß der erste Grundsatz ihrer Politick falsch sey, fieng ich an, diesen Hauptpunkt zu untersuchen; ich meyne die Beybehaltung ihrer Sicherheitsplätze, in welchen sie den größten Theil ihrer Stärke suchten, und deren wegen sie, wie man mir sagte, waren angetrieben worden, bey Sr. Majestät mit den stärk-

sten und kühnsten Foderungen einzukommen. Ich zeigte ihnen, daß die Menge von unbedeutenden Städtchen, die sie unter jenem Titel besäßen, ihnen nicht nur keinen Vortheil brächte, sondern auch nur dazu dienen würde, ihren Untergang zu beschleunigen, wenn sie jemals von einem ihrer Könige, sollten angegriffen werden, welcher eine große Anzahl von ihren Offizieren unter seinen Bedienten zähle. Denn da keiner von diesen Plätzen so elend, und keiner von den Befehlshabern so klein wäre, der sich nicht eine Ehre daraus machen würde, Widerstand zu thun; so würde dies die Folge haben, daß diejenigen von ihren Städten, welche auch noch einigermaßen haltbar wären, — es waren ihrer etwa zehn, oder höchstens zwölf — unter dieser so unnützen Verschwendung der Soldaten und der Munition leiden müßten, und so in kurzem alles in die Gewalt ihrer Feinde fallen würde. Ich nahm nicht einmal Lesdiguieres hiervon aus, *) der ihr Achilles war, gesetzt

*) Die Kalvinischen Schriftsteller haben den Konnetable von Lesdigueres genau so behandelt, wie alle diejenigen, die ihre Religion abschworen. Le Vassor ist sein grausamster Feind und Sülly einer von den gemäßigtern. Er ist nicht der einzige, welcher der Meinung war, daß die Begierde, Konnetable zu werden, den Beweggründen seiner Bekehrung ein wenig nachhalf. „Nach dem Tode des Konnetable von Lüynes, sagt Amelot de la Houßaye, sandte „Ludwig XIII. den Klaudius von Büllion an den Marschall von Lesdiguieres, um ihm zu melden, wenn er „nicht auf der Stelle Catholisch würde, so könnte er nicht „Konnetable seyn: ungeachtet ihm diese Bedienung ver-

auch, er würde wirklich das Aeusserste erwarten, eh er sich von ihnen trennte. In der That konnte man, ohne ein voreiliges Urtheil über diesen zu fällen, wol behaupten, daß die einzige Religion, die im Stande wäre, ihn auf ihrer Seite zu behalten, diejenige sey, welche ihm den Besitz seiner Reichthümer und des Ansehns sichern könnte, das er immer in seiner Provinz ausgeübet hätte; der andern Beweise zu geschweigen, woraus es sich deutlich genug zeigte, daß er der Lehre der Reformierten nur schwach anhänge. Ich riß auf diese Weise dem Lesdiguieres die Larve ab, weil es mit zu meinem Auftrag gehörte, zu zeigen, daß die geheimsten Gedanken der Parthey mir nicht verborgen seyen.

Das Betragen des du Pleßis war von der andern ihrem ganz verschieden, aber noch mitleidswürdiger. Dieser Mann, bey welchem ein feuriger Eifer für seine Parthey die Stelle der Erfahrung und der kriegrischen Tugenden vertrat, hatte sichs in den Kopf gesetzt, sein Schloß Saumür zu befestigen, und hatte dies so bewerkstelligt, daß Saumür nunmehr zu seiner Vertheidigung eine Besatzung von mehr, als achttausend Mann, und die übrigen Bedürfniße nach Verhältniß nöthig hatte. Ich fragte, wo du Pleßis dies alles, im Fall eines unvermutheten Angriffs, hernehmen wollte, und setzte hinzu, das, was ich ihnen sage, sey nicht ein Rath, weil ich wol wiße, daß sie durch das Resultat der Berathschlagungen ihrer Provinzen verurtheilt wären, von dieser Wahrheit nicht anderst, als durch Verlust überzeugt zu werden; sondern es geschehe nur, um ihnen zu zeigen, daß der königliche Staatsrath ihre Lage beur-

---

„heißen war. Büllion, der lange ein guter Hugenotte gewesen war, fragte den Marschall, beym ersten Anblicke, laut; Mein Herr, glauben Sie die Transsubstantiation? Freylich, erwiederte jener, der sogleich merkte, warum es zu thun war. Gut! weil Sie mich dessen versichern, fuhr Büllion fort; so melde ich Ihnen, daß sie Connetable seyn sollen.„ Art. Bonne. u. s. w.

theile, und daß sie nur desto mehr Erkenntlichkeit und Liebe gegen den König, ihren Wohlthäter, haben müßten, da man sie, ungeachtet dieser Kenntniß, dennoch im ruhigen Besitz des Ihrigen lasse.

Hierauf eröfnete ich den Abgeordneten den Willen Sr. Majestät auf eine Art, welche alle Auslegungen oder Zweydeutigkeit unmöglich machte; sie sollten sich in Zukunft hüten, sagte ich ihnen, daß sie weder in ihren Synoden, noch selbst in ihren Wohnungen weder Deputierte, noch Briefe von irgend einem fremden Fürsten, von französischen Städten, Gemeinden und Edelleuten, und namentlich von den Herrn von Rohan, Bouillon, Lesdiguieres, la Force, Chatillon und du Pleßis annähmen, weil der König es durchaus nicht haben wollte, daß man sich in dem Umfange seines Reichs, ohne sein Vorwissen, über irgend eine Sache in Unterhandlungen einließe; sie sollten, unter welchem Vorwand, und aus was für Gründen dies immer seyn möchte, keine solche Versammlung mehr halten, wie die vorigen gewesen wären: wenn sie aber von Sr. Majestät etwas zu bitten hätten, so sollten sie dieß durch ihre bey Hof sich aufhaltenden Deputierten thun, die man ihnen deswegen bewillige, und sollten dies Begehren in den schriftlichen Schluß ihrer Provinzialversammlungen einrücken. Ich sagte ihnen ferner, wann sie sichs beygehn ließen, in dieser Versammlung Schlüße abzufassen, die diesen Befehlen Sr. Majestät zuwider wären; so würde ich mich, neben dem, daß sie sich andern Gefahren bloß gäben, des ganzen Ansehns, welches mit meinem Auftrage verbunden wäre, und zugleich der ganzen Gewalt gegen sie bedienen, die ein Gouverneur in seiner Provinz hat, um diejenigen zu ihrer Pflicht zurückzuleiten, die sich davon entfernen würden. Ich habe das, was ich weitläuftiger sagte, näher zusammengefaßt. Den die Deputierten und die Sicherheitsplätze betreffenden Punkt übergieng ich, um ihn zu seiner Zeit entscheiden zu lassen.

Diese Rede, und besonders die Erklärung, mit welcher ich geendigt hatte, misfielen einer Menge von den bey der Versammlung anwesenden Deputierten. Es entstand eine sehr lebhafte Zänkerey, da sie sich unter einander darüber berathschlagten, und dieß verursachte sie, drey oder vier Deputationen an mich abzuschicken. Diejenigen, deren Nuzen foderte, daß die Versammlung in Absicht auf die Hauptpunkte nichts abschließe, wünschten nichts anders, als die Zeit mit dieser Art von Präliminarpunkten zu verderben, und verlängerten dieselben mit Absicht. Allein mit ein wenig Entschlossenheit, und vieler List machte ich diesem unnützen Vorspiel ein Ende. Der König empfand es sehr, daß man mir die Stelle eines Präsidenten bey der Versammlung nicht angetragen hatte, wenn er gleich nach der Hand seine Meinung änderte, und mir rieth, sie nicht anzunehmen. Er fand nämlich, daß ich drey oder vier Gründe auf meiner Seite hätte, die es zu fodern scheinen, daß man diese Ehrenstelle mir übertrüge; er sagte öffentlich mit vielem Unwillen, die Protestanten haben bey diesem Anlaß eben so deutlich ihren Haß gegen das Wohl des Staats, als ihre Eifersucht gegen mich an den Tag gelegt. Allein ich war der erste und sogar der einzige gewesen, der sich der Sache widersetzte, *) und dies, wie ich dem König schrieb, aus Gründen, die ich ihm mündlich melden, und mit denen er zufrieden seyn würde.

---

*) Der Biograph des du Pleßis Mornay behauptet im Gegentheil, der Herzog von Sülly habe alles mögliche gethan, um die Präsidentenstelle zu bekommen; allein er habe nur zwo Stimmen gehabt. Liv. 2. S. 309.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sully, Maximilien de Béthune,

Denkwürdigkeiten Maximilian von Bethüne, Herzogs von Süllу nach der neuesten und vollständigsten franz. Ausg. übersetzt

Bd.: 5. (1784). - VI, 376 S.

Zürich 1784

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 1620 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279086-5
VD18 80069363-001